This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

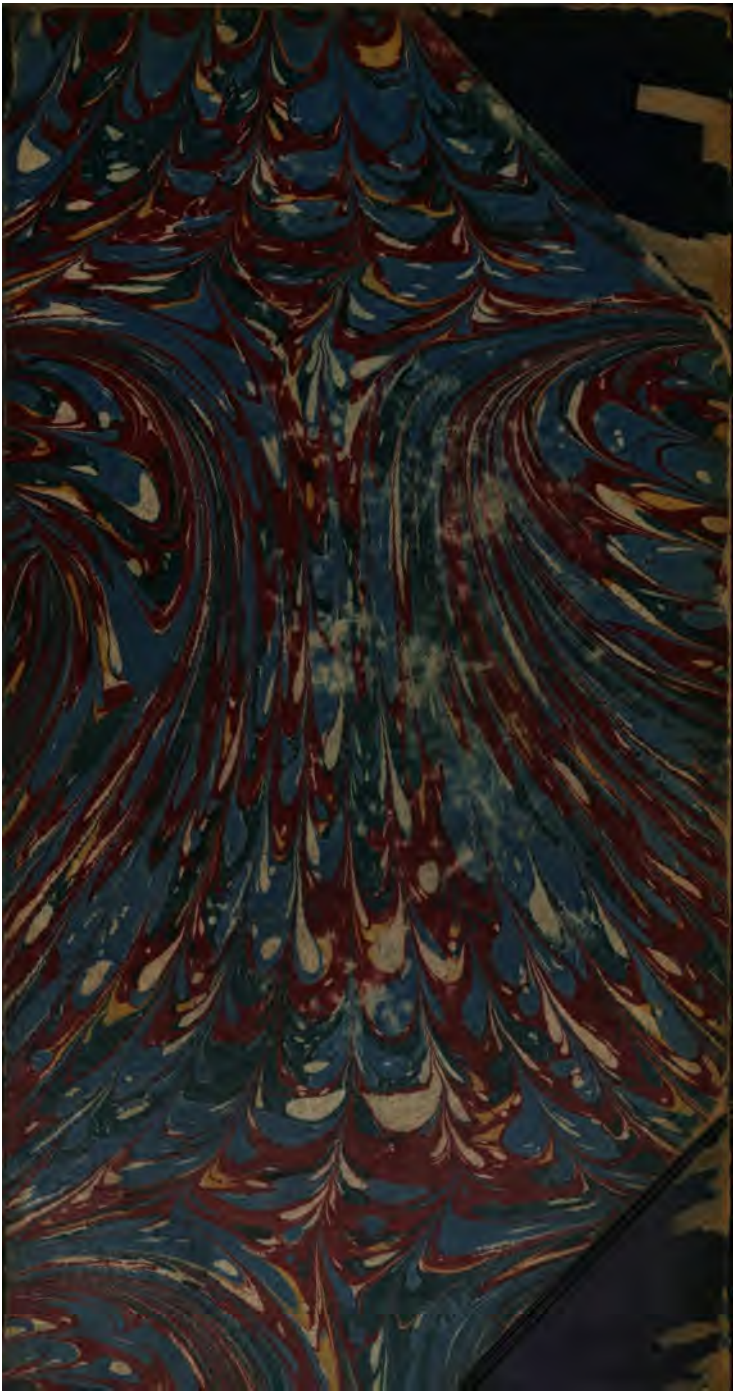
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



94 a. 15.

Die

Ideale unſerer Zeit.

Roman in vier Büchern

von

Sacher-Maſoch.

„Was Ihr nicht taſtet, ſteht Euch meilenfern,
Was Ihr nicht faßt, es fehlt Euch ganz und gar,
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, ſei nicht wahr,
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht,
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht!'
Goethe im „Fauſt".

„Es giebt nur eine Art zu malen und die iſt:
Die Wahrheit zu malen!"
Jean Francois Millet.

Zweite Auflage.

Bern,
Verlag von B. F. Haller.
1875.

Alle Autorrechte, namentlich das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen, vorbehalten.

Sacher-Maſoch.

Vorwort.

Indem ich den Roman „die Ideale unserer Zeit" der Oeffentlichkeit übergebe, bin ich auf mannigfachen Widerspruch, auf kritischen Tadel und persönliche Angriffe jeder Art gefaßt.

Liegt es doch in der Natur der Sache, daß die schmeichelnde Lüge besticht, während die Wahrheit mindestens unangenehm berührt, wenn nicht Schrecken und Empörung erregt.

Die Welt will betrogen sein, und mehr als von jedem Anderen von dem Dichter.

Wie treffend sagt Nikolaus Gogol in seinen unsterblichen „Todten Seelen" von dem idealisirenden Poeten:

„Mit berauschendem Weihrauche hat er die Augen der Menschen umhüllt, er hat ihnen wunderlieblich geschmeichelt, indem er die Schattenseite des Lebens bedeckte und nur die Glanzpunkte enthüllte. Alles umringt ihn mit unendlichem Beifall und begleitet ihn zu seinem Triumphwagen. Er wird der große Weltpoet genannt, und wie der Adler in den Lüften erhebt er sich hoch über alle Geister der Welt."

„Doch wie ganz anders", fährt er fort, „ist das Loos des Schriftstellers, der sich erkühnt, das Alltägliche, das gleichgiltige Augen kaum bemerken, den schrecklichen aneckelnden Schlamm der unser Leben umgebenden Winzigkeit im Bilde darzustellen, der es wagt, mit dem kräftigen unerbittlichen Grabstichel die ganze Tiefe kalter, zerstückelter Charaktere, von welchen unser irdischer, bitterer und langweiliger Lebensweg wimmelt, zu zeichnen und sie klar und deutlich vor die Augen des Volkes hinzustellen! Er hört nicht den Beifall der Menge. — Er entrinnt auch nicht dem strengen Gerichte seiner Zeitgenossen, dem heuchlerischen gefühllosen Gerichte, das die von ihm gepflegten Schöpfungen niedrig und nichtig nennt und ihm Herz und Gemüth und die göttliche Flamme des Talentes abspricht. Denn dieses Gericht erkennt es nicht an, daß die Bewegung der kleinsten Insekten und der Glanz der leuchtenden Sonne gleich wunderbar, daß viel Gemüthstiefe dazu nöthig ist, um ein aus dem niedrigen Leben aufgenommenes Bild mit dem warmen Schöpfungsstrahle zu beleben, daß es ein Gelächter giebt, das sich würdig mit den höheren lyrischen Regungen in eine Reihe stellt. All dies will es nicht anerkennen und überhäuft den Schriftsteller mit Vorwürfen und Schmähungen; ohne Erwiderung, ohne Theilnahme steht er da, ein einsamer Wanderer auf dem Lebenswege."

Auch ich werde mit meinem Romane dem heuchlerischen Gerichte der Zeitgenossen nicht entgehen, aber ich tröste

mich mit dem Ausspruche des großen Frankfurter Weisen: „Das Zeitalter, d. h. die jedesmalige stumpfe Menge, kennt selbst nur Begriffe und klebt daran, nimmt daher manierirte Werke mit schnellem und lautem Beifall auf: dieselben Werke sind aber nach wenig Jahren schon ungenießbar, weil der Zeitgeist, d. h. die herrschenden Begriffe, sich geändert haben, auf denen allein jene wurzeln konnten. Nur die echten Werke, welche aus der Natur, dem Leben unmittelbar geschöpft sind, bleiben, wie diese selbst, ewig jung und stets urkräftig. Denn sie gehören keinem Zeitalter, sondern der Menschheit an: und wie sie eben deßhalb von ihrem eigenen Zeitalter, welchem sich anzuschmiegen sie verschmähen, lau aufgenommen, und weil sie die jedesmalige Verirrung desselben mittelbar und negativ aufdeckten, spät und ungern anerkannt werden, so können sie dafür auch nie veralten, sondern sprechen auch in der spätesten Zeit immer noch frisch und immer wieder neu an."

Mein Roman ist unmittelbar aus dem Leben geschöpft und huldigt also nicht allein der Moderichtung der deutschen Literatur in keiner Weise, sondern sagt sich überhaupt von den Traditionen der deutschen Prosadichtung vollkommen los.

Ein einziges Mal hat ein Poet in Deutschland gewagt in einem Romane, statt von Begriffen gelenkten Puppen, wirkliche Menschen darzustellen und dafür einerseits die Verdammung der deutschen Kritik und der

deutschen Pharisäer, anderseits aber die Begeisterung seiner Nation und die Bewunderung Europas geerntet. Es war dies Goethe mit seinem „Werther." Sein Beispiel hat keine Nachahmung gefunden, ja er selbst hat in seinen weitern Romanen diese gesunde Bahn verlassen und sich in Abstraction und Allegorie verloren.

Der objectivste und geistvollste Kritiker Frankreichs und vielleicht Europas in unseren Tagen, Amédée Achard, vergleicht den guten Roman mit „einer moralischen Landschaft."

„Es ist der Roman", sagt er, „mit dem man in das Herz einer Nation eindringt, er macht uns mit den Sitten, Gewohnheiten, dem Geschmack, den Schwächen, Eitelkeiten tiefen Instinkten und vorübergehenden Leidenschaften derselben bekannt. Die Perspectiven wechseln, aber es ist immer der Mensch mit seinem beweglichen Herzen, den man vor sich hat."

Wenn dies von den englischen und russischen Romanen fast ohne Ausnahme gilt, vielen französischen, spanischen, italienischen, schwedischen, amerikanischen, holländischen und sogar ungarischen zuerkannt werden muß, so kann man im Gegentheil behaupten, daß man selbst aus den besten deutschen Romanen weder das deutsche Volk noch den Menschen im Allgemeinen kennen lernt.

Die deutschen Romane, sind, mögen sie das menschliche Wesen überhaupt und das deutsche Wesen insbesondere, vom optimistischen oder pessimistischen Standpunkte auf-

fassen und wiedergeben, stets Produkte der Phantasie, nie der Wirklichkeit abgelauscht. Der deutsche Erzähler zeigt sich unfähig, das Leben wie es ist, vorzuführen, er giebt stets nur die Vorstellung, die er sich davon am Schreibtische erworben. Die Welt, die er kennt, wird nicht von der Sonne, sondern von seiner Studierlampe beschienen. Er verschönert oder verhäßlicht die Dinge; nur äußerst selten gelingt es ihm, sie so zu geben, wie sie in der That sind.

Zu dieser Unfähigkeit menschliches und speciell deutsches Wesen im Roman wahr darzustellen, zu diesem angeborenen Fehler ist in unseren Tagen noch die Absicht, noch wohlberechnende Tendenz hinzugekommen.

Ein eckelerregender Byzantinismus macht sich, wie in unserem politischen Leben, auch in unserer Literatur breit. Dem nebelhaften Zuge deutschen Wesens entsprechend begnügt sich die neueste Dichtung nicht damit, die großen Todten und die siegreichen Lebenden, einen Friedrich den Großen oder Bismarck zu verherrlichen, nein, in die Geschichten längstvergangener Zeiten (Freitag, die Ahnen) und sogar in unsere alten Heldenlieder (Jordan, Nibelungen) wird nachträglich die Hohenzollernsche Legende hineingedichtet, und wie der deutschen Dynastie, wird auch dem deutschen Volke ebenso blind als geschmacklos gehuldigt.

Man vergißt, daß ein Volk, das sich selbst verherrlicht, genau dieselbe komische Rolle spielt, wie ein Mensch, der sich selbst lobt; diese Rolle wird aber zu einer traurigen,

sobald man eben das an sich selbst in den Himmel hebt, was man an anderen verdammt hat, und dies ist der gröbste Fehler, in den die deutsche Literatur unserer Tage verfallen ist. Sie beweihräuchert an den Deutschen genau das, was sie seit Ludwig XIV., also seit beinahe 200 Jahren an den Franzosen als Nationalfehler bekämpft und beschimpft hat.

Ich zähle zu den Wenigen in Deutschland, welche auch unter veränderten Verhältnissen, welche nach Königgrätz und Sedan ihren politischen und sittlichen Grundsätzen, ihren freiheitlichen Idealen treu geblieben sind, welche sich weder durch politische Erfolge noch durch Siege auf dem Schlachtfelde bestechen lassen. Während fast alle anderen deutschen Schriftsteller zu Götzendienern des Erfolges und der Macht geworden sind, wage ich es dem deutschen Volke unserer Tage einen Spiegel vorzuhalten, in dem es sich genau so erblicken kann, wie es in der That ist. Ich habe den Versuch gemacht, deutsches Leben und deutsche Verhältnisse einmal weder verzerrt und verhäßlicht, noch verschönert oder geschmeichelt darzustellen, sondern einfach wahr, vorzüglich aber die bedenklichen Neigungen und Verirrungen, Thorheiten, Leidenschaften und Laster der Nation, welche in neuester Zeit aufgetaucht und von unseren Modeschriftstellern durch bedientenhafte Schönfärberei noch gesteigert worden sind, ohne jene bestechende Maske zu zeigen, hinter welcher patriotische und sittliche Heuchelei dieselben zu verbergen sucht.

Es ist an der Zeit, jener Selbstanbetung in Deutsch-

land entgegenzutreten, von der unsere Geschichtsschreiber so weise zu berichten wissen, daß sie andere große Nationen an den Rand des Verderbens geführt hat, die uns aber an uns selbst vollkommen berechtigt und ungefährlich erscheint; und nicht minder ist es an der Zeit, endlich wieder einmal jene großen und ewigen Ideale der Menschheit, jene unsterblichen Prinzipien der Freiheit zu verkünden, welche die Leitsterne unserer Väter waren, und denen wir nicht zu unserem Wohle untreu geworden sind.

Ich wiederhole es, ich bin darauf gefaßt, daß die Wahrheit, wie zu allen Zeiten auch in diesem Falle, nur Wenigen wohl thun wird, aber je größer der Sturm des Unwillens sein wird, den Verblendung, Thorheit, Selbstsucht und Heuchelei gegen mein Werk erregen, um so gewisser werde ich sein, mein Ziel erreicht, meine Aufgabe gelöst zu haben und das Bewußtsein, eine große und ernste Pflicht erfüllt zu haben, wird mich entschädigen für die Schmähungen und Verläumdungen, den Haß und die Verfolgung, denen ich ebenso gewiß als ruhig entgegensehe.

Bruck a. d. Mur. 1. Mai. 1875.

Sacher-Masoch.

Erstes Buch.

Stimmen der Kritik über Sacher-Masoch.

. . . . . Daß das Wechselverhältniß der literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich kein gesundes sei, ist schon wiederholt mit Recht behauptet worden. Frankreich erscheint als die geistig productive Großmacht, welche sich um die neuere deutsche Literatur so gut wie gar nicht kümmert, während das deutsche Theater von dem Abfall der französischen Bühnen lebt. Diese Thatsache ist vor und nach dem Kriege dieselbe geblieben. Kein Stück von Gutzkow, Laube, Freytag, nicht einmal von Frau Birch-Pfeiffer und Benedix hat den Weg auf die französischen Bretter gefunden; doch nicht blos die Alexander Dumas, Augier und Sardou, sondern auch die Meilhac, Offenbach u. A. sind auf den deutschen Theatern heimisch. Der Austausch der literarischen Productionen zweier Nationen ist gewiß berechtigt; er dient zu ihrer gegenseitigen Anregung und Förderung. Dann muß aber nicht die eine Nation von der andern in's Schlepptau genommen werden. Und die Nation von Denkern und Dichtern ist auf dem Schlachtfelde und in der Politik siegreich geblieben; in der Literatur aber setzt sie die Rolle sclavischer Aneignung fort, ohne daß sich die französische Nation um die dramatischen und literarischen Größen jenseits des Rheins sonderlich kümmert.

Eine Ausnahme findet neuerdings statt mit Sacher-Masoch, dessen Schriften, obgleich der Autor ein geborener Galizianer ist, doch jedenfalls der deutschen Literatur angehören und auch in Deutschland zum Theil Aufsehen gemacht haben. Die „Revue des deux mondes“ hat

diesen Autor zu ihrem besonderen Liebling und Schützling erwählt. Im Jahre 1872 fand „Das Vermächtniß Kains" in dieser „Revue" eine ausgezeichnete Beurtheilung. Seitdem brachte die „Revue" die vier besten Novellen aus dem ersten Theil des „Vermächtniß Kains", „Don Juan von Kolomea", „Der Kapitulant", „Mondnacht" und „Marzella" in vorzüglicher Uebersetzung. Diese vier Novellen erschienen sodann im Herbst 1874 unter Hinzufügung des Prologs „Der Wanderer" unter dem Titel: „Sacher-Masoch, Le legs de Cain, contes galiciens" in dem Verlage von Hachette in Paris und fanden bei der französischen Kritik und dem französischen Publikum eine sehr günstige Aufnahme. Besonders glänzend sprach sich der jüngst verstorbene, geistreiche Kritiker Amédé Achard im „Journal des Debats" über die Novellensammlung aus. Das glänzende Lob, welches er dem Schilderungstalent des galizischen Autors ertheilt, bestimmte den Herausgeber der „Revue des deux mondes" demselben den Antrag zu machen, er möchte den zweiten Theil des „Vermächtniß Kain's", der das Eigenthum behandelt, zuerst in der „Revue des deux mondes" erscheinen lassen. So sind bereits zwei Novellen aus dem zweiten Theil in der „Revue" erschienen: „La justice des paysans" (deutsch: „Das Volksgericht") und „Le Heydamak" („Der Heydamak") und nächstens erscheint die dritte Erzählung „Hasara Raba". In dem zweiten Maihefte der „Revue des deux mondes" erschien eine Uebertragung von Sacher-Masoch's „Gläubiger als Heirathsstifter" (aus dem Buche „Gute Menschen und ihre Geschichten" aus dem renommirten Leipziger Verlage von E. J. Günther), unter dem Titel: „Le mariage de Valérien Kochanski".

So ist Sacher-Masoch ein Lieblingsautor der „Revue des deux mondes" geworden, was seit Heine keinem neuern deutschen Dichter in gleichem Maße begegnet ist: „Deutscher Dichter" ist freilich cum grano salis zu ver-

stehen. Viele Vorzüge Sacher-Masoch's hängen mit einer nationalen Eigenthümlichkeit zusammen, welche nicht als „deutsch" bezeichnet werden kann, wie überhaupt die Sympathien in Lebensauffassung und Lebensdarstellung zwischen unsern westlichen und östlichen Nachbarn, gleichsam über unsere Köpfe hinweg, lebendiger sind als diejenigen, welche Franzosen und Deutsche mit einander verknüpfen."

Blätter für liter. Unterh. von **Rud. Gottschall**
1875, Nr. 25.

Vor Kurzem sind einige Novellen erschienen, welche das Glück hatten — und beeilen wir uns zu sagen, daß sie es verdienten — die Aufmerksamkeit eines großen Leserkreises zu erregen, und zwar zu einer Zeit, wo es nicht so leicht ist, dieselbe zu wecken.

Sie waren von einem fremden Namen gezeichnet, mit dem uns ein angesehenes Blatt (Revue des Deux-Mondes) zuerst bekannt gemacht hatte. Jene Erzählung, welche es zuerst veröffentlichte, erregte ein lebhaftes Interesse in einem gewissen Kreise, der ohne Zweifel klein, dafür aber hochgebildet, voll Verständniß, und schnell bereit ist, sich alles anzueignen, was ein besonderes Gepräge hat und anzudeuten scheint, daß eine neue Goldader entdeckt wurde.

Es war durch einige Zeit fast Mode, wenn man sich in jenen Salons, welche den Geschmack an den Schöpfungen des Geistes bewahren, traf, zu fragen: „Haben Sie den „Don Juan von Kolomea" gelesen?" Und wenn irgend ein Nachlässiger mit „nein" erwiderte, so unterließ man gewiß nicht ihm zu sagen: „Nun, dann lesen Sie ihn, und Sie werden sehen, daß sie etwas Aehnliches noch nicht gelesen haben."

Dieses in seiner Art Neue, war das Werk eines Galiziers, und der Name des Autors in seiner bizarren Construction gehörte nicht zu jenen, welche sich leicht dem Gedächtniß einprägen.

Herr Sacher-Masoch mußte sehr viel Talent besitzen, um solche Silben den französischen Lippen annehmbar und mundgerecht zu machen.

Dem „Don Juan von Kolomea" folgten, Schlag auf Schlag: „Frinko Balaban" (deutsch: der Capitulant), „La Barina Olga" (deutsch: die Mondnacht), „Marzella", durch die der Verfasser nichts von seinem jungen Rufe einbüßte, im Gegentheil denselben nur befestigte, da sie den Beweis lieferten, daß seine Eigenthümlichkeiten durchaus nicht das Ergebniß eines vorübergehenden glücklichen Augenblickes sind; es war dies keine Quelle, die bei ihrem ersten Wurf versiegte.

Die Novellen sind jetzt in einem Bande vereinigt worden, unter dem etwas anspruchsvollen Titel: „Das Vermächtniß Kains."

Weshalb das Vermächtniß Kains?

Ein Vorwort, nein, ein Prolog unter dem Titel: „Der Wanderer", welcher nicht unter jenen Erzählungen enthalten war, die uns Herr Sacher-Masoch bisher geboten hatte, erklärt es uns.

Es ist dies eine Volkstradition in den slavischen Ländern, der die bejahrten Männer gehorchen, indem sie ihr Leben auf einer Wanderung ohne Ende, welche sie mitten in die Einöden führt, dahin schleppen, bis zu der Stunde, wo der Finger des Todes sie berührt und niederwirft.

Eines Tages, auf der Jagd, im tiefen, stillen Walde, in demselben Augenblick, wo ein Heger, der ihn begleitet, einen Adler getödtet hat, hört der Autor eine schreckliche Stimme, welche aus dem Dickicht kommt.

„Kain! Kain!" ruft diese Stimme.

Und er sieht sich plötzlich einem Greise mit feurigem Auge gegenüber, der ihn des Mordes anklagt.

Beim Anblick des Wanderers ist der Heger entflohen, und nun entspinnt sich zwischen dem Jäger und dem Greise ein Gespräch, in welchem der Einsiedler, welcher unermüd-

lich den Tod, das höchste Gut, sucht, ihm in einer mystischen Sprache die Geheimnisse des Lebens enthüllt, und alles, was das Erbe Kains, des Herrn der Erde, ausmacht. Es sind dies sechs Dinge: die Liebe, das Eigenthum, der Staat, der Krieg, die Arbeit, der Tod. Aus diesem Erbtheil, an dem der Fluch klebt, und das den Menschen zu Boden drückt, hat der galizische Romancier sich vor allem „die Liebe" erwählt. Sie wird unter seiner Feder das Princip, der Motor, das Element des Unglücks, um welches in einem Kreise von Thränen, Blut, Beängstigungen und Seufzern, die von seiner Phantasie hervorgerufenen Gestalten sich bewegen.

Er kennt nichts zerstörenderes, verhängnißvolleres.

Einmal findet die Liebe aber doch Gnade vor seiner Darstellung. Sie ist nicht mehr der unversöhnliche Feind des Menschen, sein Henker, das Uebel selbst, im Gegentheil, sie ist zugleich sein Heil und seine Belohnung, und es geschieht nur, um sie in der vollen Größe und der heiligen Wohlthätigkeit ihres Wirkens zu zeigen, daß er ihr die Seiten von Marcella oder das Märchen vom Glück widmet.

Aber greifen wir den Novellen des Herrn Sacher-Masoch nicht vor.

Es ist nicht am Platze, dem Romane Uebles nachzureden. Es giebt Leute genug, die sich über ihn beklagen und finden, daß man des Guten zu viel thut; er verfolgt, sagen sie, eine schlechte, abschüssige Bahn, wo der Todtschlag, der Meuchelmord, die Nothzucht, die Ausschweifung in schönen Toiletten und mit aristokratischen Namen geschmückt, gerne die Begleiter seiner Abenteuer sind. Aber man hat ja immer die Freiheit diese Art Machwerke, in denen man nicht immer die Kraft und Wahrheit, das Leben und die Beweglichkeit eines Eugen Sue und Frederic Soulier, der Meister dieses Genres, findet, unaufgeschnitten zu lassen. Der Unrath verschwindet wieder, der Roman aber bleibt. Ja, es ist eben der Roman, mit dem man in das Herz,

die Realisten von heute würden sagen, in die Eingeweide, einer Nation eindringt. Er macht uns mit den Sitten, Gewohnheiten, dem Geschmack, der Richtung derselben bekannt, mit ihrer Vorliebe für gewisse Dinge, ihren Schwächen, Eitelkeiten, ihren tiefen Instinkten und ihren vorübergehenden Leidenschaften. Die öffentlichen Einrichtungen mögen den Platz andeuten, den ein Volk auf der Stufenleiter der Civilisation einnimmt und den Schlüssel zu seinem Temperamente geben. Man hat welche gesehen, welche mit einem Sprunge von der äußersten Ungebundenheit zur äußersten Beschränktheit übergegangen sind, und man konnte, ohne Furcht durch eine genauere Prüfung widerlegt zu werden, daraus den Schluß ziehen, daß sie einem nervösen Volke angehörten. Der Roman erklärt den intimen Charakter und entschleiert den eigentlichen Sinn dieser Schwankungen.

Wenn man in einen fremden Roman eindringt, so ist dies wie wenn man in unentdeckten Ländern reisen würde. Es wird einem mit einem Male die Offenbarung unbekannter Sitten, Leidenschaften, Charaktere, Empfindungen. Die Perspectiven wechseln. Es ist immer der Mensch, das menschliche Wesen mit seinem beweglichen Herzen, das man vor sich hat; aber welche Nuancen und welche Verschiedenheit in diesem ewigen Vorwurf der Studien, wo man, wie es scheint, keine Entdeckungen mehr zu machen hat und immer neue überraschende macht!

Für jene Wißbegierigen, welche behaupten, daß die Seele nicht minder verschiedenartige Einblicke gewähre, als die Natur, und nicht minder unermeßlich sei, als Meere und Continente, liegt in diesen Forschungen ein Vergnügen, das man zu verkosten nie müde wird. Es sind dies — man verzeihe mir den Ausdruck — gleichsam moralische Landschaften, die man von Seite zu Seite durcheilt.

Herr Sacher-Masoch hat alle jene Eigenschaften, welche den Romancier ausmachen; ich sage nicht, daß er sie alle in demselben Maße hat, aber er versteht zu schaffen und

zu componiren, und er hat jene Gabe, ohne welche alle andern nichts sind: alle seine Gestalten leben zu machen. Durch ihn wird man in jenem Genusse, nach dem die Gourmands der Literatur lüstern sind, und von dem ich eben sprach, niemals getäuscht. Man hat bei seinen Novellen ganz denselben Eindruck, wie bei den Erzählungen Bret Hartes, des amerikanischen Romanciers.

Dieser Don Juan von Kolomea, welcher bei uns den Ruf des Herrn Sacher-Masoch begründet hat, ist eine Geschichte, welche ein Reisender einem andern im Flusse der Improvisation erzählt, in einer Wirthsstube, wo der Zufall sie für einige Stunden zusammenführt.

Von den ersten Zeilen an, fühlt man, daß man es hier mit Etwas ganz Besonderem zu thun hat. Alles hat seine Gestalt und Farbe. Man interessirt sich sofort für diesen Mann mit den blauen Augen voll Heiterkeit, den Augen eines Kindes, mit dem gekräuselten Bart, dem durch die Sonne gebräunten Antlitz und dem vorherrschenden Zug von Güte, dieser Mann, der so keck und behaglich seine bauschigen Beinkleider trägt, welche in weichen Stiefeln von gelbem Leder stecken; er hat einen bunten Gürtel um den Leib geschlungen, und trägt auf dem Kopf eine Pelzmütze.

„Was Du dem Freunde nicht sagst und Deinem Weibe nicht, sagst Du dem Fremden auf der Heerstraße," lautet ein galizisches Sprichwort. Die Geschichte seines Lebens wallt in dem Herzen des Vorüberreisenden auf, er öffnet seine Lippen und die Geschichte strömt über dieselben, wie eine überreife Frucht vom Baume fällt.

Es ist dies eine jener Geschichten, die nicht ausschließlich pariserisch sind, wie man es uns in der That glauben machen will, eine jener Geschichten, die uns mit Molière lachen und mit Balzac weinen machen. Nur daß der Anfang, welcher die Frische einer Idylle besitzt, und die letzte Seite, welche die unbestimmten Umrisse eines Nebels hat, dessen weiße Woge sich in der Nacht verliert, uns vom Boulevard entfernen.

Alles funkelt nur im Frühroth dieſer Liebe, deren Erzählung der Mann mit dem Gürtel beginnt, das Lachen ſpielt darin wie um den Mund eines Kindes; eine ſanfte und helle Freude erleuchtet ihren Morgen, dann kommen die Schatten, die Wärme verſiegt, die Heiterkeit ſchwindet. Es wird Nacht ringsum. Und wer errathet, was dieſen einigen Herzen, die Trennung, den Bruch, die Trauer bringt? Es iſt ein Kind? Was die Ehe retten ſollte, richtet ſie zu Grunde.

Dieſe Theſe, man wird mir beiſtimmen, iſt mindeſtens originell, und da haben wir mit einem Male die bisher betretenen Wege ganz verlaſſen.

Das Uebrige entſpricht dem Vorhergehenden. Dieſer junge und ſtolze Gatte, der verzeiht, nein, der vergißt, und Alles in ein großes Leichentuch heiterer und wohlmeinender Gleichgiltigkeit ſchlägt, iſt nicht aus gewöhnlichem Teige geknetet; da er nicht mehr fähig iſt, ein Weib zu lieben, das ſeine, betet er ſie alle an, und keine widerſteht ihm mehr, ſeitdem ſie alle ſeinem Verlangen und ſeiner Verachtung gleich erſcheinen.

Bald wird er die tauſend und drei des Don Juan voll haben. Dieſe Art Narrheit hat in einem Walde begonnen. Die Scene iſt prachtvoll. Der Mann von Kolomea iſt auf der Jagd; zur Stunde, wo die Sonne nntergeht, hat er ſich an dem Rande des Holzes ausgeſtreckt, während der Heger Schwämme ſucht; er blickt um ſich.

„Da ſitzt ein Bauernweib auf der Erde; der matte, blaue Rock deckt nicht die kleinen, ſtaubigen Füße. Das Hemd fällt halb von den Schultern, und wie es über dem Rock gegürtet iſt, öffnet es ſeine Falten und läßt die Bruſt ſehen. Um ſie duftet es von Thymian. Sie hat den Kopf in beiden Händen auf die Kniee geſtützt und ſtarrt ſo vor ſich hin. Ein Leuchtkäfer hat ſich in ihr dunkles Haar geſetzt, das fließt nur, ungekämmt, aus dem rothen Kopftuch über den Rücken. Ihr Geſicht hebt ſich von der

Seite vom rothen Abendhimmel beinahe dunkel ab, scharf, wie ausgeschnitten. Ihre Nase ist schwungvoll, fein, wie die eines Raubvogels, und wie ich sie anrufe, stößt sie einen Schrei aus, wie ein Gebirgsgeier, und ihre Augen zischen gegen mich auf; ihre Blicke schwimmen einen Augenblick, so wie Naphtaflamme über ihren Augen . . . . ."

Die Begegnung mit dieser Bäuerin raubt ihm die Besinnung, seine Phantasie geht mit ihm durch, Bauernmädchen, große Damen, Jüdinnen, Bürgersfrauen, Zigeunerinnen, keine ist ihm zu schlecht, und ihre Zahl schreckt ihn nicht zurück.

Eine Stelle, in welcher sich die volle Stimmung der unermeßlichen Wildniß, durch welche die Natur den Menschen unterwirft, ausspricht, erklärt den Ausbruch dieser sinnlichen Liebe.

„Wenn man so im stillen schwarzen Hochwald streift, dem Wolf, dem Bären begegnet; den Adler brüten sieht; die feuchte, schwere, kühle Waldluft athmet, in der so der herbe Duft schwimmt; — auf einem abgehauenem Baum Tisch hält; in der Berghöhle schläft; im schwarzen See badet, der keinen Grund hat, keine Welle schlägt, und dessen glatte, nachtdunkle Fläche die Strahlen der Sonne wie das Licht des Mondes verschlingt — da hat man keine Gefühle mehr; da werden die Gefühle zu Begierden — man ißt aus Hunger und man liebt aus Trieb."

Einige Worte von ganz besonderer Plastik vervollständigen das Bild der Bäuerin im blauen Rock.

„Die Selbstsucht lag sonnig auf ihrem Gesichte wie Unschuld. Sie küßte ihre Seele, ihre Begierden so gedankenlos, wie sie ein Heiligenbild küßte. Da war einmal kein Princip oder etwa eine Idee oder sonst! sie hatte die Moral eines Habichts und die Gesetze des Waldes. Christenthum hatte sie nicht mehr als eine junge Katze, welche manchmal mit der Pfote kreuzweis über die Nase fährt."

Im Laufe der Erzählung stößt man zu Dutzenden

auf Zeichnungen von gleicher Kraft und Farbe. In der „Mondnacht" findet sich eine Episode, wo ein Flintenschuß auf eine Bande Sperlinge abgefeuert wird, welche damit beschäftigt ist, sich an einem Sommertage schreiend im Staube der Straße zu baden, die ein Juwel ist, und nicht allein durch das Licht, das die Scene beleuchtet, sondern noch viel mehr durch das Gefühl, welches sie erregt.

Es wäre sehr überraschend, wenn der Autor des „Vermächtniß Kains" die Natur nicht lieben würde. Er hat einen tiefen, umfassenden, theilnahmsvollen Sinn für ihre verschiedenen Eindrücke. Er läßt ihre großen Linien, die leuchtenden Horizonte, die erhabene Ruhe, das tiefe Schweigen, die sich ausbreitende Dunkelheit, vor uns wieder aufleben, wie auf Gemälden. Man findet im Anfang des „Frinko Balaban" (deutsch: der Capitulant) eine Malerei der durch den Winter erdrückten Steppe mit ihrer Einsamkeit, wo das ungeheure Leichentuch des Schnees sich in der Ferne in Nebel verliert, die aus einem verschwommenen Horizont emporsteigen; bei der zugleich ein Schauer über uns kommt und die Vision der Unendlichkeit. Ich habe sie niemals gesehen, aber als ich diese Seiten beendet hatte, meinte ich unmittelbar aus ihr zu kommen.

Diese Novelle, die den Titel „Frinko Balaban" („der Capitulant") führt und auf dem flachen Lande spielt, könnte, wie ein französischer Roman des vorigen Jahrhunderts, „die verführte Bäuerin" („La Paysanne pervertie") heißen.

Aber was für neue Wirkungen können Stoffen abgewonnen werden, welche bereits vollkommen erschöpft scheinen! Es ist mit dem Herzen des Menschen und den ewigen Leidenschaften, die es bewegen und verzehren, aufregen und erschöpfen, wie mit jenen weiten Wäldern, die niemals dieselben sind bei aller scheinbaren Gleichheit ihrer Wölbungen, und deren leuchtende oder düstere Ansichten mit der Stunde des Tages, der Traurigkeit oder den Glanz der Jahreszeiten wechseln.

In der Katharina des „Frinko Balaban," welche von dem Bauer, der sie vergöttert, zu dem adeligen Herrn, der nach ihr lüstern ist, emporsteigt, hat Herr Sacher-Masoch ein lebendiges Wesen geschaffen, das wohl getroffen scheint, so wahr ist es in seiner naiven Wildheit und der Offenheit seiner Gelüste. Eine mit außerordentlicher Kunst behandelte Scene zeigt sie uns, wie sie am Halse dieses Frinko hängt, der ihre erste Liebe war, ihn an ihr Herz drückt, betrübt, weil sie nur ihn geliebt hat und ihm die Verfolgungen eingesteht, welche ihr schmeicheln, und auf die Rathschläge, welche man ihr ertheilt, denselben durch einen unerschütterlichen Widerstand zu entgehen zur Antwort giebt, daß das nicht möglich sei und heiße Thränen vergießt, weil sie sich entschlossen fühlt, nicht länger zu widerstehen. Hier zittert jede Muskel und das Herz blutet.

Wenn die Frauen Ursache haben, durch die Reize und das Verführerische, das ihnen der galizische Erzähler leiht, geschmeichelt zu sein — er behandelt sie ein wenig wie ein Pygmalion, der Galatheen meißelt — so nimmt er in moralischer Beziehung Alles wieder zurück. Mit welchen Anklagen überhäuft er sie, und mit welchem Wohlgefallen begeistert er sich an den Verwünschungen, welche so viele Philosophien und Religionen gegen sie geschleudert haben! In seiner Bitterkeit spricht er übrigens von ihnen, wie Salomon und der Prediger.

Eine Art von Nachsicht ist ihm indeß nicht fremd; wenn er zu Genüge gesagt hat, was sie sind und welche Perfidieen von ihren Lippen fließen, möchte er, durch die Meinung, daß sie nicht zurechnungsfähig sind, milder gestimmt, gerne ausrufen, indem er sich an die Männer wendet: Verzeiht Ihnen, meine Brüder, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Es giebt Frauen, welche die höchste Strenge dieser Art von Nachsicht vorziehen würden.

„Mondnacht“ hieß ursprünglich (in der Revue des Deux Mondes) wie mir scheint: La Barina Olga.

Ich liebe den Anfang derselben nicht, es liegt vielleicht ein wenig Charlatanismus und Affektation in dieser Erscheinung einer hellsehenden Sonnambule, welche in der milden Klarheit einer Sommernacht umherirrt, obwohl sich auch hier eine Landschaft findet, die von Meisterhand gemalt ist. Man sieht in derselben die Dünste, welche längs der Sümpfe hingleiten, die Schatten der Heuschober in der unermeßlichen Fläche, die silbernen Streifen, welche das Gras der Wiesen beim Wehen des Windes durchfurchen, den schwarzen Vorhang der entfernten Wälder. Aber sobald Sie diesen Vorbehalt gemacht haben, wie packt Sie das Interesse bei der Kehle bei dem ersten Schluchzen dieser Verlassenen, welche der Schlaf in die Todesangst und die Verzweiflung eines in Thränen gebadeten und von Blut befleckten Lebens zurückführt.

In der Klarheit des Abends fängt diese Geschichte an; in der unentschiedenen Helle des Morgens endet sie. Sie schwimmt in einem Halbdunkel, das ihr die flüchtigen Umrisse eines Traumes giebt, und dennoch haben die Personen, die sich in derselben bewegen, ein kräftiges Leben, oder ihre Contouren zeigen sich mit der Plastik der handgreiflichsten Realität.

Die tröstende Note ist den letzten Seiten des Bandes vorbehalten; aber auch in diesem Augenblicke schleicht sich eine Art Ironie in den Titel ein, wie wenn der Autor des „Vermächtniß Kains“ uns vor der Hoffnung und der Illusion hätte warnen wollen. Ist es nicht etwa in dieser spöttischen Absicht, daß er Marzella „das Märchen vom Glück“ nannte?

Es ist noch einmal die Geschichte einer Bäuerin, aber einer Bäuerin, welche stolze Regungen hat und hochherzig ist, und welche ein nicht minder unwahrscheinlicher, als günstiger Zufall in den Weg eines Edelmannes führt, der sie

in seine Sphäre erhebt, durch die Achtung, welche ihre Schönheit einflößt und die Pflege ihrer Intelligenz.

Man würde diese Geschichte lesen, nur um das Vergnügen zu haben, jener reizenden Scene zu begegnen — einem echten Genrebild — wo eine Schaar von Kindern, in der Strohhütte eines Bauers, um ein frugales Frühstück gelagert, brüderlich aus derselben mit Milch gefüllten Schüssel mit den zahmen Hausschlangen ißt. Jene tauchen ihre hölzernen Löffel in dieselbe, diese ihre feinen spitzigen Zungen, und es kommt jetzt darauf an, wer schneller trinken wird.

Im Uebrigen excellirt Sacher-Masoch in der Schilderung; er hat die Gabe, eine Physiognomie, einen Charakter, eine Landschaft, durch jenen Sinn für das Detail, welcher für den Accent oder die Farbe desselben entscheidend ist, sofort in das richtige Licht zu setzen; ein Strahl, der auf einen alten moosigen Baumstamm fällt, ein Rabe, der auf den weißen Erdschollen einer unter dem Schnee schlafenden Ebene umherhüpft, das Lächeln eines Mädchens, welches seine feuerrothen Wangen hinter einem Zaun verbirgt, und mit einem Schlage hat der Wald, hat die Steppe und das Gesicht seine Beleuchtung.

Noch andere Ueberraschungen bietet uns das „Vermächtniß Kains", welche manche Annahme, ich hätte beinahe gesagt, manches Vorurtheil, zerstören.

Denn lehren uns die Erzählungen von Sacher-Masoch etwa nicht, daß die Bauern die polnischen Herren verabscheuen — mindestens in Galizien — und daß das österreichische Kaiserreich, indem es ihnen das Recht einräumte, sich als Bauernwache zu organisiren, diese Provinz vor Revolutionen schützt?

Amédée Achard.

(Journal des Debats vom 22. September 1874.)

Der Realismus beginnt im slavischen Osten eine Schule zu gründen. Er erscheint dort unter einem ganz neuen Gesichtspunkte, eingehüllt in jene pessimistische Resignation, in jene blinde Ergebung unter die Gebote der Natur, welche die Grundlage der Moralphilosophie dieser Hirtenvölker bildet. Der merkwürdigste und bedeutendste Vertreter dieser Schule ist ein Kleinrusse aus Galizien, Herr Sacher-Masoch. Er schreibt deutsch und er kennt seine Sprache. Sein Styl ist gewählt, voll Farbe und Plastik. Herr Sacher-Masoch erhebt den Anspruch, aus den Nebeln der Abstraction, in denen sich der deutsche Roman gefällt, vollkommen herauszutreten; er will sich ganz einem vollen und frischen Realismus, der Poesie der Sinne in die Arme werfen. Dennoch ist er im Grunde ein Doctrinär, er stammt in gerader Linie von Schopenhauer ab und sucht dies auch gar nicht zu verbergen. Aber es ist richtig, daß er ihn gleichsam für sich in Anspruch nimmt. Nach ihm ist Schopenhauer der slavische Philosoph par excellence. Allerdings hat kein Philosoph so gut wie er verstanden, den Pessimismus zum Sittengesetz zu erheben und die Metaphysik auf den Naturtrieb zu gründen. Sacher-Masoch ist also von philosophischen Intentionen geleitet, er stellt immer eine These auf; trotzdem athmen aber alle seine Gestalten ein eigenthümliches und sogar kräftiges, ja für den abendländischen Geschmack manchmal übermäßiges Leben.

Unter dem Titel: „Das Vermächtniß Kain's" hat Sacher-Masoch einen Cyclus von Novellen begonnen, welche die einzelnen Capitel einer Naturgeschichte des Menschen aus dem empirischen und realistischen Gesichtspunkte bilden sollen. Die Novelle: „Don Juan von Kolomea", die Perle dieser Sammlung, behandelt den Conflikt, welcher aus der monogamischen Ehe entspringt; aber dieses Thema ist mit einer solchen Orginalität behandelt, daß es vollkommen verjüngt und neu erscheint; dennoch glauben wir, indem wir

den Lesern der „Revue" diese Novelle als ein Meisterstück dieses urwüchsigen Talentes vorlegen, einige Härten unterdrücken zu müssen.

Revue des Deux mondes
vom 7. October 1872.

..... Von der Weltanschauung und Grundstimmung, die sich darin ausprägt — diesem im slavischen Volksgemüth lebendigen Schopenhauer — sage ich nichts, weil mich dies zu weit führen würde, aber ich muß meine hohe Verwunderung aussprechen über die neue Welt, welche aufgeschlossen wird, über die unvergleichliche Originalität dieser Production. So eigenthümlich ist dieses Werk in jedem Zug, sowohl was das psychologische Detail als das des Naturlebens betrifft, so originell klingt jedes Wort, und fast möchte ich sagen, jede Sylbe, daß man sich ordentlich wundert, daß das Ganze doch aus den 24 alten bekannten Buchstaben des Alphabetes zusammengesetzt ist. Ueberall ist hier zuckender Nerv, pulsirendes Leben. Die Naturlaute der Empfindung und der Leidenschaft werden mit einer urvolksmäßigen Kraft, mit einer Wildheit betont, daß man sich ein wenig an die uncivilisirten Laute des Urwaldes gemahnt fühlt. Ich glaube, wenn die Löwen der Wüste oder die Wölfe und Bären in den russischen Wäldern Genie hätten und sich zu den höchsten Idealen der Menschheit erheben könnten, so würden sie sich so aussprechen. Wie sehr wünschte ich, daß sich Sacher-Masoch's Genius immer so concentrirte, daß er seine ganze Zeit und Mühe, so tief ursprünglichen und bedeutenden Schöpfungen zuwendete.

Robert Hamerling.

Sacher-Masoch, ein kleinrussischer Turgénjew, so abhängig von dem Gedankenkreise Schopenhauers, wie der berühmte russische Autor, hat eine glühende Phantasie, eine lebendige Darstellungsweise, Talent für phantasievolle Stimmungsmalerei, eine unerschrockene Beredtsamkeit, heißblütigen Emancipationsdrang, Sinn für das Pikante. In seiner Novellensammlung „das Vermächtniß Kains" nimmt der Dichter einen großen philosophischen Anlauf, die Novelle ist hier nicht mehr die geschwätzig plaudernde Schwester des Märchens, sie erzählt uns nicht blos das pikante Abenteuer, eben so wenig begnügt sie sich mit irgend einer psychologischen oder socialen Pointe, nein, sie marschirt hier in Reih' und Glied mit den andern Novellen, alle zusammen bilden gleichsam eine Armee, die von einem strategischen Gedanken geleitet wird; die einzelne ist nur ein dienendes Glied der Gesammtheit; sie alle aber sollen vereint eine Divina comedia des Erdenlebens darstellen, in welcher die erste Abtheilung, das Inferno, freilich die vorwiegende Rolle spielt. Ohne Frage besitzt Sacher-Masoch ein ungewöhnliches Talent für lebendige Schilderung. Die „Mondnacht" ist in ihrer Weise ein kleines Cabinetstück, und auch in dem „Don Juan von Kolomea" ist nicht das kleinrussische Volksleben meisterhaft geschildert, sondern auch die Schattenseiten der Ehe mit einer sprudelnden Fülle kleiner, pikanter, oft genialer Züge. Es ist ein wilder, sprühender, kaustischer Humor, der die Erzählung beseelt ꝛc. ꝛc.

Rudolf Gottschall, deutsche Nationalliteratur. IV. 270.

„Ich las es halb entsetzt und halb entzückt,
Was Ueberreiz und Dichtergluth geboren.
Ja, ist der Dichter auch vielleicht verrückt,
So hat er sicher — viel Verstand verloren."

(**O. Blumenthal,** Liter. Ungezogenheiten.)

B. F. Haller, Verlag in Bern.

1. Kapitel.

Drei verständige junge Leute und ein alter Narr.

An einem fröhlichen Winternachmittag, so fröhlich wie er nur in einer deutschen Residenz, mit ihren der Antike nachgeahmten Palästen, nach der neuesten französischen Mode aufgeputzten Menschen, Soldaten, die in ungarisch, polnisch oder sonst wie zugeschnittenen Uniformen wie im Schraubstock stecken, und dem im englischen Style angelegten Thiergarten sein kann, bogen drei junge Leute, nachdem sie sich an den Vorüberfahrenden und Promenirenden satt gesehen, von dem den italienischen Städten abgepaßten Corso in eine kleine und enge Seitengasse ein, in welcher sich unter altdeutschen Giebeln die schmale aber schöne Front eines echt venetianischen Palazzo seltsam genug ausnahm.

Wie auf Verabredung blickten alle Drei zu den rauchigen von der Zeit geschwärzten kleinen Säulen und den im Staub erblindeten Fenstern hinauf und

blieben endlich vollends vor dem festverschlossenen Hause stehen, unmittelbar vor der kleinen Pforte mit dem seltsamen Thürklopfer, welcher einen hämisch grinsenden Faunkopf darstellte.

„Hört Ihr!" begann der eine der jungen Leute.

Die beiden Anderen nickten und lauschten, indem sie den Kopf tief zur Erde neigten und die Augen halb schlossen, und es war der Mühe werth, denn die Musik, welche in dem stillen öden Gäßchen gleich überirdischen Tönen aus dem geheimnißvollen kleinen Palaste drang, war zugleich unvergleichlich schön und seltsam.

Es war schwer zu entscheiden, wer spielte und auf welchem Instrumente. Bald schwoll es kräftig gleich erhabenem feierlichen Orgelklang unter einer ehernen Manneshand, um dann wieder wie eine sanfte Flöte, wie der süße Hauch zarter schöner Frauenlippen, zu zittern, sich auf schmeichelnden Wellen zu wiegen und in wehmüthiger Sehnsucht zu ersterben. Bisher war in der seltsamen Musik eine wenn auch bizarre doch immerhin wohlthuende Harmonie gewesen, mit einem Male begannen aber die Töne durcheinander zu hüpfen wie Gnomen, halb plump, halb albern, um endlich in einem entsetzlichen Mark und Bein erschütternden Chaos unterzugehen, aus

dem man nur hie und da die wüthenden Stimmen schlangenhaariger Furien und die dröhnende Posaune des jüngsten Gerichtes deutlich zu vernehmen glaubte

„Das ist ja ausgesprochener Wahnsinn", bemerkte einer der jungen Leute, den die anderen Wolfgang nannten.

„Man behauptet auch in der That, daß er verrückt ist", fügte der Zweite hinzu.

„Ich weiß nicht", sagte leise, gleichsam beschämt, der Dritte, „für mich hat sein Spiel etwas unendlich Anziehendes, er muß sehr unglücklich sein."

„Dich zieht Alles an, was von der breiten Fahrstraße des gesunden Menschenverstandes abweicht", spottete der Zweite, „und je toller es sich anläßt, um so mehr. Du bist eben ein Phantast, den das Leben noch nie so recht unter seiner Kratzbürste gehabt hat, lieber Andor. Aber gehen wir —"

„Man erzählt kuriose Dinge von dem Grafen", begann Andor unterwegs.

„Ein Graf ist es?" rief Wolfgang.

„Graf Riva", sagte der Spötter von vorhin, „er soll ein fabelhaftes Vermögen besitzen, statt aber eine Equipage zu halten, eine Loge im Opernhause und eine Tänzerin oder sonst ein pikantes Evatöchterchen, sitzt er in seinem gruftartigen Palazzo wie

ein Dachs in seinem Bau, flieht die Menschen, musizirt und läuft auf der Straße herum wie Rameau's Neffe."

„Das ist aber doch interessant", meinte Wolfgang.

„Ich finde es nur albern", fuhr der Spötter fort, „übrigens ist auch sein sonstiges Gebahren eines Narren würdig."

„Wie das? — Erzähle doch."

„Es ist ja stadtbekannt", fuhr der Spötter fort, „zu Hause, oder vielmehr hier unter uns, auf der Straße — denn wie er zu Hause lebt, in seinem Palaste, der wie ein Sarg vernagelt ist, das hat noch Keiner ergründet, nicht einmal die hohe Polizei, die doch in ihrer liebevollen Besorgniß für das Wohl deutscher Unterthanen Alles ergründet — hier also — ist er anzusehen, wie eine Karte von Deutschland, bunt und zerrissen, aber jedes Jahr ein Mal verläßt er die Residenz, zu welchem Zwecke weiß Niemand, nehmen wir also an, um eine Reise zu machen. Da begleitet ihn dann ein halbverstorbener, moderiger Bedienter mit einem großen Bündel auf den Bahnhof.

Der Graf besteigt ein Coupée erster Klasse, legt hier seine zerrissenen Kleider ab, deren sich der Bediente hastig wie königlicher Kostbarkeiten bemächtigt, und kleidet sich auf das eleganteste an. Wenn er

zurückkehrt, erwartet ihn der Alte bereits auf dem Perron, nimmt die gräflichen Kleider in Empfang und der Narr kehrt wieder zerrissen, zu Fuße, in seinen Palast zurück."

Die drei jungen Leute waren im Gespräche um die Ecke in eine breite hübsche Straße gebogen und traten jetzt in ein kleines Kaffeehaus, in welchem sie, wie alle Nachmittage, in einer Fensternische an einem breiten Tische Platz nahmen, der sie ziemlich unsanft an die Wand preßte und so gleich angeschmiedeten Galeerensträflingen still zu sitzen zwang. Dennoch schienen sie sich sehr behaglich zu fühlen, ja ein gewisses Glück leuchtete aus ihren Blicken, daß sie den abscheulichen Platz unbesetzt gefunden.

Warum sie gerade dieses Kaffeehaus und stets Nachmittags um dieselbe Stunde aufsuchten?

Es war doch ein Kaffeehaus wie alle anderen, keines jener feenhaften, welche mit Vorliebe von queckfilberartigen Börsemännern und gelangweilten Baronen besucht werden, oder in deren durch keinen Tabakqualm entweihten, nach Emanzipation duftenden Räumen junge Damen in allen möglichen und unmöglichen Toiletten und Attituden sitzen, Eis nehmen, und in illustrirten Zeitungen blättern, unser Kaffeehaus hatte wie tausend andere im Sommer seine in

giftgrünen Kübeln stehenden Orangenbäume vor der Thüre, und zu jeder Jahreszeit seinen Nebel von Tabak, seine in ihren schwarzen Fracks an Raben erinnernden Marqueure, seine schachspielenden Professoren, beim Tarok sich erhitzenden kleinen Beamten, in kühnen schwungvollen Stellungen, das runde Glas in das Auge gezwickt, neben dem Billard stehenden und auf demselben liegenden Offiziere, seine kunstvoll geschminke Kassirerin mit dem unsterblichen Lemurenlächeln und seine zeitungslesenden Schildaer.

Es fehlte auch nicht der kleine nervös zitternde Seidenpintsch, welcher in jedem Kaffeehause von den Gästen mit Zucker gefüttert wird.

Was zog also unsere jungen Leute in dies gewöhnliche Lokal und an diesen häßlichen Platz? Sollten es die hübschen Mädchenköpfe sein, welche jetzt, wie auf Verabredung, an einem Fenster des ersten Stockwerkes in der gegenüberliegenden garstigen Zinskaserne hinter gelben, rothen und gestreiften Tulpen und Hyazinthen erschienen?

Es war in der That verdächtig, wie der Spötter von vorhin jetzt das Spiegelglas anhauchte und mit Hilfe seines Rockärmels die hübschen Eisblumen herabwischte, während die Mädchen drüben lachten,

ausgelassen und ohne Ursache, wie eben junge Mädchen zu lachen pflegen.

Dies also war der Zauber, welcher drei so widerstrebende Naturen wie unsere Freunde an einem so wenig behaglichen Orte Tag für Tag vereinigte, denn eine größere Verschiedenheit als sie diese jungen Leute zeigten, war kaum zu denken.

Andor, ein junger Gelehrter, Doktor der Philosophie, ein Grad und Titel, welcher die heutige Welt zu einem Lächeln reizt, und Privatdozent der Geschichte an der Universität, war genau das, was man sich unter einem Manne der Wissenschaft in Deutschland nicht vorstellt.

Er war groß und stark gebaut, so zwar, daß er sich zu Zeiten Friedrich Wilhelm I. vor preußischen Werbern hätte in Acht nehmen müssen, die Blechmütze auf dem Kopfe, hätte er mit den im großen Vorzimmer des Schlosses von Charlottenburg von dem soldatenliebenden Könige höchst eigenhändig abkonterfeiten Grenadieren des Leibregiments ohne Furcht in die Schranken treten können.

Der Unterschied zwischen dem Doktor und jenen Riesen bestand nur darin, daß die letzteren mit dem preußischen Korporalstocke wohl gedrillt ihre Riesenstärke vollständig beherrschen gelernt hatten, während

Andor, welcher, wie sein Onkel der Hauptmann behauptete, schon in der Wiege auf Büchern geschlafen und nie eine andere Waffe als die Feder (freilich die gefährlichste und giftigste von allen) geführt hatte, seine Glieder und seine Kräfte wie eine unnütze Last empfand und schwerfällig mit sich schleppte.

Wenn er zu Hause vor seinen hübsch gefalteten Bogen, vor seinen Büchern mit dem für echte Forscher so erquickenden Staubgeruch oder gar im Staatsarchiv vor hundertjährigen Urkunden saß und hundertjährigen Moder einsog, dann war ihm wohl, dann war er Mann, dann schreckte er vor nichts zurück, vor keiner noch so wahnsinnigen Abkürzung, vor keinem noch so barbarischen Ausdruck, aber im gemeinen Leben war er noch nie in eine noch so einfache Lage gekommen, ohne daß ihm seine eigenen Beine unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt oder seine Hände allerhand Possen gespielt hätten. Er haßte Alles, was an Eleganz oder Putz nur im entferntesten streifte, nicht etwa aus Prinzip, denn er schätzte es an Anderen, sondern aus Furcht, sich selbst Verlegenheiten zu bereiten.

Eine neue Halsbinde war im Stande, ihn in seinem Vortrage zu stören. Als Knabe weinte er jedes Mal, wenn er Handschuhe anziehen mußte.

Einmal schickte ihn seine Mutter an einem Sonntagsnachmittag zu dem Herrn Hofrath, mit dessen Söhnen er in die Schule ging. Ohne Handschuhe ging es da natürlich nicht ab. Der kleine Andor ließ sich mit finsterer Ergebung ankleiden, es waren seine Feiertagskleider, weiße Pantalons und hellblaue Blouse, welche ihm die Mutter gab, und ließ sich die ledernen Daumschrauben anlegen.

Nach einer Viertelstunde schon kehrte er von unten bis oben mit Koth bespritzt zurück.

„Herr meines Lebens, was hast Du denn gethan?"

„Ich bin gefallen", flennte Andor, „weil ich Handschuhe anhabe." —

Trotz dieser bärenhaften Anlage war Andor doch entschieden das, was man einen hübschen interessanten Mann nennt, seinem Gesichte fehlte es nicht an Männlichkeit und geistigem Ausdruck, obwohl er weder Bart noch Brille trug. Sein reiches dunkles Haar war mäßig lang und aus seinen Augen leuchtete ebenso viel Verstand als gutmüthige Schwärmerei.

Sein Freund Plant, der Spötter, unterschied sich sehr wesentlich von ihm. Er war nur mittelgroß und mehr schlank und zierlich als kräftig gebaut, aber passionirter Turner, Schwimmer, Fechter und

wo es anging, auch Reiter, von Kindesbeinen auf besaß er eine ungewöhnliche Gelenkigkeit und jene Sicherheit, welche häufig den feinen Anstand, ja sogar die Noblesse des Auftretens ganz gut zu ersetzen im Stande ist. Sein Gesicht war ziemlich gewöhnlich, seine Stirne nicht besser gebildet, als es die guter Studenten in der Regel ist.

Das was an ihm bemerkenswerth und charakteristisch war, verbarg er, gewiß ohne Absicht, nämlich den energischen, festgeschlossenen Mund mit den vollen begehrlichen Lippen, unter einem blonden Vollbart, und das graue scharfe, gleichsam einschneidende Auge, das jeden Einblick in seine Seele kalt abzuweisen schien, hinter einer blauen Brille.

Plant war von einem kleinen stockhaarigen Pintsch begleitet, welcher die unverschämteste Hundevisage der Welt besaß, und vielleicht eben darum „Schäm — Dich" genannt wurde. Sein Herr hatte lange zwischen einem Pintsch und einem Rattler geschwankt, nur deshalb, weil beide Hundenationen jetzt eben in der Mode sind, und er in Allem mit beinahe religiösem Eifer der Mode huldigt.

Er war ärmlich, aber dabei doch nach dem neuesten Schnitte gekleidet, und wußte seiner Toilette durch grellweiße steife Papierkrägen, welche er trug,

durch den nachläſſig geſchlungenen Knoten eines ſchwer ſeidenen Halstuches und die feinen, wenn auch wiederholt geflickten Glacéhandſchuhe einen Anſtrich von Eleganz zu geben. Er war Juriſt und eben mit ſeinem Examen beſchäftigt, ſeinen beſcheidenen Unterhalt fand er dadurch, daß er in der Kanzlei eines Notars Abſchreiberdienſte verrichtete.

Der Dritte an dem Tiſch, den die beiden Anderen Wolfgang nannten, ſchien durch ſein Aeußeres Jedem von weitem ſchon zurufen zu wollen, „ich bin ein Künſtler“ und noch entſchiedener, „ich bin ein Deutſcher“.

Er war einer jener unglücklichen Patrioten, welche in ihrem Lande Alles vortrefflich finden, und in die Fehler ihrer Nation noch mehr verliebt ſind, als in die Vorzüge derſelben.

Wolfgang befleißte ſich vor Allem einer unermüdlichen Grobheit, er ließ ſich keine Gelegenheit zum Widerſpruche entgehen, knüpfte mit unglaubwürdiger Geſchicklichkeit an den kleinſten archimediſchen Punkt, den ihm ſein Gegner bot, einen Streit, der ſich endlos ausſpann, wie der unſterbliche Strumpf einer deutſchen Hausfrau, und warf im harmloſeſten Geſpräche mit wahren Felsſtücken herum.

Er war gut gewachſen, kräftig gebaut, und trug

auf seinen Schultern einen schönen echt germanischen Kopf, aber begnügte sich damit nicht. Ein schwarzer Sammtrock mußte eben so gut wie die fehlende Weste der Welt den Künstler verkünden, und da er zu jenen Biedermännern gehörte, welche das Deutschthum weniger in deutscher Wissenschaft, deutscher Kunst und Kriegstüchtigkeit, als in langen Haaren, Biertrinken, Turnen und Singen suchen, so trug er eine förmliche Allonge von blonden Locken auf dem Kopfe.

Sein Evangelium war darin des Tacitus Germania.

Ob er hieraus die Ansicht geschöpft, daß die alten Deutschen ungewaschen waren, ist nicht gewiß, aber er selbst verschmähte Wasser und Seife offenbar sehr hartnäckig. Dabei war er ein Fürstenköpfer und Pfaffenbrater erster Sorte. Dies versteht sich von selbst.

Bildhauer von Handwerk, beschäftigte er sich, wie alle Leute dieser ewig raisonnirenden, phrasenden Sorte, eigentlich mit allem Anderen, mit Politik Chemie, Feldzugsplänen, Gründen von Vereinen, Fechten, Klavierspielen, Liebeln, dem Theater, der religiösen Reform, der Zucht von Laubfröschen und dem Beantworten aller möglichen Inserate, vorzüglich

der Heirathsanträge in den Zeitungen, nur nicht mit Bildhauerei.

„Ich begreife nicht", begann er jetzt mit seiner tiefen Orgelstimme — er sang im deutschen Sängerbunde ersten Baß — „wie man für diese bleichsüchtige Teschenberg oder gar für diese kleine wachsgelbe Jüdin mit dem Vogelgesicht schwärmen kann. Seht doch einmal Julie an, wie sie sich jetzt über die Blumen neigt, und ihr Haar wie Gold in der Sonne flimmert, das ist ein herrliches, ein echt deutsches Mädchen."

„Mein lieber Wolfgang", erwiderte Plant ruhig und sachgemäß, wie es dem Juristen ziemt, „Theilung der Arbeit heißt die Losung unserer Zeit, es wäre sehr unpraktisch, wenn wir alle Drei für dieselbe Schöne schwärmen würden, und so finde ich es sehr logisch, daß Du in Baronesse Julie verliebt bist, Andor von Fräulein Teschenberg phantasirt und ich mich mit der kleinen Rosenberg beschäftige, welche zwei sehr gute Eigenschaften hat, Geist und — Geld."

„Euer Geschmack ist aber entschieden undeutsch —" fiel Wolfgang kräftig ein, schon schwebte ein Streit über dem von Haus aus so friedlichen Tisch, aber der Laubfrösche züchtende Bildhauer kam nicht dazu, seinen Satz zu vollenden, denn eben trat eine selt-

same Gestalt in das Kaffeehaus, welche die Blicke Aller auf sich zog und die göttliche Grobheit auf Wolfgang's Lippen ersterben machte.

Der Eintretende war ein hoher Fünfziger, klein und hager, in zerrissenen Kleidern, welche aber doch unleugbare Spuren früherer Eleganz aufwiesen, durch die zum Theil abgelöste Krämpe seines hohen Kastorhutes drängten sich da und dort Büschel dunklen, stark mit Grau gemischten Haares hervor, sein schwarzer Frack von altväterischem Schnitte ließ durch einzelne Risse, ebenso wie die offene schwarze Weste ein feines Hemd von tadelloser Frische und Reinheit sehen. In den langen schwarzen Pantalons schlotterten ein paar magere Beine. Auch die Stiefeln, welche er trug, zeigten große Risse und Löcher.

Diesem Aufzug widersprach ein edel geschnittenes feines Gesicht und eine Haltung, aus der unverkennbar Selbstgefühl und Noblesse sprachen, diesem Aufzug widersprach auch die Geschäftigkeit der Marqueure, welche ihn zu bedienen, ihm den Hut abzunehmen, eine Tasse schwarzen Kaffee's und ein Schachbrett zu bringen eilten.

„Da habt Ihr den Narren", flüsterte Plant.

„Sollte es der Graf sein?"

„Er ist es, unser Diogenes, Graf Riva."

Als wüßte er, daß von ihm die Rede sei, heftete er seine großen, dunklen, durchbohrenden Augen der Reihe nach auf die jungen Leute und setzte sich dann an einen Tisch in ihrer Nähe, um ihnen den Rücken zu kehren und mit philosophischer Bedachtsamkeit mit sich selbst Schach zu spielen.

Seine Nachbarschaft schien auf den sonst so lauten Kreis, den ersten Bassisten des deutschen Sängerbundes nicht ausgenommen, eine lähmende Wirkung zu üben, die jungen Leute flüsterten nur noch. —

Plötzlich ertönte draußen lautes Schellengeklingel und dazwischen Peitschenknall wie Pistolenschüsse.

Plant fuhr in rasender Eile mit seinem Aermel über die Scheibe, während die Anderen ihre Gesichter an dieselbe drückten.

In einem von vier Schimmeln, mit wehenden Federbuschen auf den stolzen Häuptern gezogenen Schlitten, einen kleinen kugelrunden vor Kälte klappernden rothen Jokey hinter sich, flog eine junge schöne Dame in fürstlicher Wintertoilette vorbei, das feurige Gespann selbst mit energischer Hand lenkend.

Wie eine Erscheinung des Märchens war sie im Augenblicke erschienen und wieder verschwunden, und ließ die jungen Leute in einer stummen Extase zurück.

Der Erste, welcher Worte fand, war der Jurist.

„Ein Weib, das Einem das Blut in den Adern erstarren macht", sprach er, „welcher Despotismus der Schönheit und welche Energie des Willens im Blicke, in jeder noch so unbedeutenden Bewegung. Sie muß herrschen, wo sie sich nur zeigt, sie bedarf keiner Gewalt, keines Kampfes, man unterwirft sich ihr freiwillig."

„Plant!" lachte Andor auf, „Du schwärmst!"

„Ich schwärme?" wiederholte der Jurist, erstaunt gleichsam über sich selbst, daß er, der praktische Mensch, der Paragraphen-Tiger, schwärmen könne, „nun gut, ich schwärme in der That, ich schwärme, denn sobald man sich für einen Gegenstand erwärmt, den man nicht besitzen kann, gehört man unter den Goldschnitt, aber es ist viel mehr Zorn und Neid in mir, daß Unsereins einem so vollkommenen, so glänzendem Geschöpf, wie es diese Prinzessin Paula ist, nicht einmal nahen darf.

Ich habe immer den Eindruck bei diesen schönen, vornehmen Damen, daß, wenn ich mich ihnen zu Füßen werfen wollte, zu keinem anderen Zweck, als um sie anzubeten, sie ihr Kleid aufheben und bei Seite schreiten würden, gerade so, als ob sie in Gefahr wären, in den Koth zu treten."

„Ist dies Dein ganzer Freisinn?“ murmelte Wolfgang, „aber ich gestehe, daß Prinzessin Paula Deine Verirrung entschuldigt. Solche Frauen, welche wie ein Blitzstrahl wirken, giebt es doch nur in den vornehmen und fürstlichen Kreisen.“

„Theilweise richtig“, bemerkte der Jurist, der Alles sehr genau nahm, „nur in der Welt und — Halbwelt gibt es solche Frauen, was dazwischen liegt in der bürgerlichen Wüste läßt uns vergebens nach Genuß schmachten, nach Aufregung dürsten. Wir Plebejer können mit der Küchenschürze oder allenfalls ein paar lyrischen Locken zufrieden sein, hübsch sittsam, hübsch klug, hübsch langweilig. Schön zu leben, ist auch eine Kunst. Jene Frauen verstehen sie und deshalb werden sie von aller Welt begehrt und bewundert.“

Ein lautes Lachen unterbrach Plant mitten in seinem Enthusiasmus, dieses Lachen, so unheimlich es auch wirkte, war an sich weder dämonisch, noch verzerrt, es war das harmlose Lachen eines Kindes, dem etwas eine große und herzliche Freude macht.

Unheimlich klang es nur, weil derselbe Mann es ausstieß, welcher mit sich allein Schach spielte.

Graf Riva war es, welcher mit sich allein so aus ganzer Seele gelacht hatte, und jetzt ohne seine

Stellung zu verändern, oder den Blick von dem Schachbrette zu erheben, ebenso, in sich versunken, laut mit sich selbst zu sprechen begann.

„Vor Zeiten nahm man einen Köder, um Fische zu fangen", sprach er offenbar in der heitersten und sorglosesten Stimmung von der Welt. „Man nahm den Köder, um den verderblichen Widerhaken der Angel zu verbergen, und wenn ein Fisch Kraft hatte riß er sich nicht selten, bereits gefangen, von der Angel los, wenn auch blutend und wund, heutzutage braucht man keinen Köder, heutzutage ist es die verderbliche Angel selbst, welche die Fische reizt, sich fangen zu lassen."

„Wie sagt doch Shakspeare: Wägt das Quentchen Frauenfleisch mit einer Million auf, Ihr seid doch nicht im Stande, es vor Ansteckung zu bewahren.

O! wir geben uns gar nicht die Mühe, guter Shakspeare, diese Sorte Frauenfleisch ist es ja, welche uns am meisten lockt!" — er lachte wieder.

„Er spricht offenbar zu uns", flüsterte Wolfgang.

„Laß' ihn sprechen", machte Plant, mehr mit einem Zucken der Achseln, als mit Worten.

„Da glauben diese Menschlein von heute", fuhr der närrische Graf fort, „denn es sind wahrhaftige Menschlein, — die Menschen sterben immer mehr

aus, daß sie ein Heldenstück, eine richtige Herkulesarbeit vollbracht und alle Ideale ausgerottet haben, etwa wie schädliche Drachen, Riesen und Syrenen.

Ach! Ihr praktischen Leute, seid ihr so unpraktisch, nicht zu merken, daß die Menschheit ohne Ideale nicht zu bestehen im Stande ist? Ihr praktischen Leute von heute habt ja eben so gut Euere Ideale, die Euch tyrannisch beherrschen, wie wir dieselben hatten."

Der Satz schien ihm besonders wichtig, denn er hatte den schwarzen König ergriffen und mit demselben den wichtigen Satz auf dem Schachbrett unterstrichen, da stand er nun mit gesperrten Lettern, während weiße und schwarze Figuren gleich einer vollgesoffenen Kirchweih durcheinander schwankten und kollerten.

„Ganz richtig, ganz richtig", fügte er nach einer Weile ziemlich hitzig hinzu, als gelte es einen hartnäckigen Opponenten zu widerlegen, „Eure Ideale sind praktischer, allerdings.

Die Ideale des vorigen Geschlechtes schwebten in den Wolken gleich Götterbildern, aber sie warfen ihre Schatten auf diese arme Erde und ihre Schatten schon genügten, sie zu verklären, sie zu heiligen. Diese Ideale hatten seltsame Namen, lächerliche Namen allerdings, Namen nämlich, über die man heutzutage ebenso lacht wie über die Dinge, welche sie bezeich-

neten, sie hießen Liebe, Arbeit, Wahrheit, Schönheit und Freiheit."

„Ich weiß nicht, ob ich alle aufgezählt habe, aber zum mindesten doch jene, welche die praktischen Menschen von heute am lächerlichsten finden."

„Die Ideale unserer Zeit sind allerdings greifbarer, sie stehen mitten unter uns, verlockende Goldkolosse, wenn nur die thönernen Füße nicht wären! Genuß, Reichthum, Luxus, Glanz und Macht. Allerdings sehr artige Dinge, wenn nur die thönernen Füße nicht wären!"

„Wir waren Thoren, es ist nicht zu leugnen, wir jagten oft gleich Kindern einem bunten Schmetterlinge nach und ließen den schönsten Strauch süßer Beeren unberührt stehen, aber wenn wir uns in dem dunkeln geheimnißvollen Walde verirrt hatten und endlich mit zerrissenen blutenden Füßen den Ausweg fanden, da stand irgendwo ein Stern über uns, der strahlte so schön, so sanft, so tröstlich."

„Er scheint mir doch nicht so ganz verrückt", bemerkte Doktor Andor leise, „in seinen Worten liegt viel Wahrheit."

„Unsinn", schnarrte der Jurist.

Es entstand eine Pause, während der Graf Riva seine Schachfiguren von neuem aufstellte, und „Schäm

—Dich" einen unbewachten Augenblick benützte, um den zitternden Seidenpintsch beim Ohre unter dem Billard durchzuziehen.

„Der Kronprinz soll ganz toll sein in die Prinzessin," bemerkte jetzt Wolfgang.

„Sie ist ja nur deshalb zu Besuch an unserem Hofe", fügte Plant hinzu, „um ihn in einer ihrer seidenen Haarschlingen oder einer Masche ihres Strumpfbandes zu fangen. Die Heirath ist lange schon von der Diplomatie beschlossen und vorbereitet."

„Prinzessin Paula wäre also —"

„Unsere künftige Königin", rief Plant, „und wir haben Alle die reizende Aussicht, ihre Unterthanen zu werden."

Wieder ertönte das Lachen des Grafen, auch diesmal kindlich, aber nicht ohne Beimischung von Bosheit.

„Allerdings, in ihren Adern rollt ja etwas vom Blute der zweiten Katharina", sprach er vor sich hin, „sie ist übrigens von der Natur geschaffen, ein Geschlecht wie das heutige zu beherrschen. Wenn man wüßte, was ich weiß! Ja, ja, wenn man das wüßte, unsere Jugend würde ihr die Pferde ausspannen. Sie verdient es in der That, sie verdient es wenig-

stens eben so sehr, als irgend eine unserer Theaterfürstinnen, etwa die Lola Montez. Gewiß verdient sie es, ich bin der Mann, es nicht allein zu behaupten, sondern auch zu beweisen. Ich kenne Thatsachen, so schlagend wie Faustschläge in das Genick. Sie ist geschaffen, dieses Geschlecht zu entzücken und zu knechten. Wenn sie nicht Königin würde, wäre sie ohne Zweifel eine berühmte Aspasia oder Pompadour geworden. Spannt ihr die Pferde aus, auf meine Verantwortung."

„Was soll das heißen?" fragte Plant, und zwar ohne seine Stimme zu dämpfen, „sollte er wirklich über irgend einen kleinen Roman der Prinzessin unterrichtet sein? Das würde sie in meinen Augen noch um Vieles interessanter machen."

„Ja, gewiß, ich dulde keine Einwendung", rief der närrische Graf, auf Plant's Worte erwidernd, aber immer in sein Schachbrett vertieft, den Rücken kehrend, „es ist dies auch ein Ideal unserer Zeit. Die Tugend ist langweilig und das Laster verspricht uns so viel Vergnügen. Zum Henker, wir wollen unterhalten sein, wir sind nicht mehr einfältig genug, um uns mit dem zu begnügen, was unsere Vorfahren Zufriedenheit nannten. Wir verlangen nach Aufregung. Wir fragen nicht, was das Ende sein wird,

wir sind praktisch genug, uns immer nur mit der Gegenwart zu beschäftigen."

Eine Frau, die sich damit begnügt, uns lieb zu haben, uns das Haus wohnlich zu machen und unsere Kinder an Leib und Seele gesund heranzuziehen, wie langweilig, wie blöde, wie einschläfernd. Aber eine schöne Dame, welche unser Geld mit Geschmack zu verschwenden versteht, die ist es ohne Zweifel werth, daß wir für sie Opfer bringen, denn sie gibt unserem Dasein die Würze, jenen gewissen pikanten Wildpretgeschmack. Wenn sie an unserer Seite mit zehn Anderen liebäugelt, um so besser, wenn sie uns betrügt und unsere Eifersucht verlacht, noch besser, wenn sie uns überdies mit ihren kleinen Füßen tritt, unbezahlbar! Wenn nur diese kleinen Füße in kostbaren goldgestickten Sammtpantöffelchen stecken, und wenn sie es versteht, pikant, mit feinem Geschmack zu treten."

Der närrische Graf erhob sich mit einem Male hastig, warf seinen Hut auf den Kopf, warf Silbermünzen auf den Tisch, welche Alles reichlich bezahlten und den Marqueur noch überdies fürstlich belohnten und warf zuletzt auch noch einen großen fragenden Blick auf die jungen Leute. Aber dieser Blick mochte ihm nicht genügen, er trat nahe, ganz nahe an sie

heran, versenkte beide Hände tief in seine Pantalons und betrachtete sie mit einem ernsthaften Mitleid.

„Meine jungen Herren" begann er, „Sie denken der Alte ist ein Narr, widersprechen Sie mir nicht" — er machte eine Bewegung mit der Hand, wie ein Cäsar, der im Begriffe ist, eine Revolution im Keime zu ersticken — „Sie denken, ich bin ein Narr, weil ich in zerrissenen Kleidern umhergehe, weil ich die Menschen meide und laute Selbstgespräche führe, nicht wahr, Sie denken so. Aber ich sage Ihnen, ich bin kein Narr, ich gehe in diesen Kleidern, welche Keiner von Ihnen anzulegen wagen würde, ich führe diese Reden, welche Sie belächeln, o! ich weiß, daß Sie dieselben belächeln, weil ich ein Denker, weil ich ein Philosoph bin."

„Merken Sie sich das, und merken Sie sich die eine große Wahrheit, welche ich entdeckt habe: Alle unsere Leiden, alle Täuschungen, Schmerzen, verfehlten Hoffnungen, aller Kummer und alle Müdigkeit und Abspannung unseres Weges auf Erden entspringen nur aus der Sucht sich hervorzuthun, zu glänzen, sei es durch Stellung, Titel, Reichthum oder persönliche Eigenschaften, nur deshalb, nur weil ich dies erkannt, trage ich diese Kleider, und glauben Sie mir, ich bin glücklich, in diesen zerrissenen Fetzen meiner Eitelkeit

und meiner Genußsucht, so glücklich, wie Sie es mit ihren Idealen nie sein werden, meine praktischen jungen Herren."

Damit schritt er majestätisch wie ein König aus dem Kaffeehause hinaus und ließ die drei jungen Leute ziemlich verblüfft und auch ein wenig beschämt zurück.

2. Kapitel.

Handelt von drei musterhaften Fräuleins.

Täglich um dieselbe Stunde, nach dem Mittagessen, trafen sich in dem Hause des Finanzrathes Teschenberg die drei jungen Damen, welche die Ideale der im Kaffeehause schmachtenden drei modernen Toggenburge waren, und täglich um dieselbe Stunde schwebten sie durch eine Reihe von breiten Straßen einem hohen, finsteren Hause zu, dessen drittes Stockwerk sie gemeinsam erstiegen.

Das Schweben, so wenig praktisch es sein mag, ist bei unseren modernen Damen immer wörtlich zu nehmen, da sie mit den Töchtern des himmlischen Reiches die Vorliebe gemein haben, ihre Füße in eine Art zierlicher spanischer Stiefel einzuschnüren, welche es ihnen unmöglich machen, fest aufzutreten.

Unter den drei Mädchen spielte Micheline Rosenzweig unstreitig die erste Rolle, und zwar aus verschiedenen Gründen. Vor Allem war sie es, welche

die Blicke der Vorübergehenden an sich zog, und eine Dame, welche gefällt oder gar Aufsehen erregt, genießt heutzutage immer schon einige Achtung. Der Deutscheste der Deutschen, der langhaarige Bildhauer hatte ihr entschieden Unrecht gethan. Sie war weder klein, noch wachsgelb, nur mit dem Vogelgesicht hatte es seine Richtigkeit.

Wie alle Orientalinen war Micheline mit achtzehn Jahren ein vollendetes Weib, hoch gewachsen, üppig entwickelt. Ihr dunkler Teint, dessen kräftiges Roth den Eindruck machte, als sei ihr schönes Gesicht von Innen erleuchtet, gab ihr einen fremdartigen prikelnden Reiz. Ihre Züge waren ebenso wenig antik harmonisch, als germanisch regelmäßig, sondern entschieden jüdisch, da war einmal nichts daran zu ändern. Doch ihr Vogelgesicht war bei allem scharfen Schnitt, bei allem Mangel versöhnender Linien, doch genau so pikant, wie es der Geschmack unserer Zeit verlangt. Blauschwarze, leicht geringelte Haare bildeten den effektvollen Rahmen desselben und unter den halbgeschlossenen Lidern blickten große schwarze sammtene Augen hervor, welche auf Jenem, an dem sie haften blieben, gleichsam träge und schwer auszuruhen schienen.

Das Wesen des Menschen, seine Eigenthümlich-

keit wie die Bildung, welche er empfangen hat, verräth sich ganz besonders in seiner Art zu sprechen, seiner Stimme und dem Gebrauch, den er von denselben macht.

Micheline Rosenzweig sprach jederzeit zu den Ohren einer ganzen Straße, und der Ton, in dem sie sprach, hatte etwas von der Glocke der Börse an sich, mit der ihr Vater, der Bankier, auf so gutem Fuße stand.

Dagegen besaß Baronesse Julie von Klebelsberg jene schmelzende Stimme, welche ganz Seele ist, und unser Herz so süß ergreift, wie ein Adagio von Mozart oder ein deutsches Lied. Sie war ein wenig kleiner als Fräulein Rosenzweig, aber noch lange nicht klein, schlank und zart, und hatte jenes echt deutsche Antlitz, das die Freude und Sehnsucht unserer Vorfahren war, und das aus Rosenknospen und Mondenschein gewoben zu sein scheint, während ihr Haar mit dem heißen Sonnenlichte an Glanz und mit der Seide an Weichheit wetteiferte.

Sie war nicht bleich, aber das Roth, das ihr Gesicht überzitterte, glich nur einem flüchtigen Schimmer, der von außen auf dasselbe fiel. Man hätte trotzdem schwören mögen, daß sie weißes Blut in den Adern habe. Ihre himmelblauen Lichter blickten

schwärmerisch, viel zu schwärmerisch für ein regelrechtes Mädchen unserer Tage.

Hanna Teschenberg war dafür, in Erscheinung und Wesen, so recht das, was man sich heutzutage unter einem wohlerzogenen, verständigen und reizenden Mädchen vorstellt. Ihre mittelgroße Gestalt besaß jene schlanke Elastizität, jene zarte knospenhafte Rundung der Formen, welche unserer Generation viel besser zusagt als titianische Ueppigkeit.

Hanna hätte auch in der That weder zu einer Semiramis sitzen, noch zu einer Germania stehen, noch zu einer Venus liegen können. Dafür sorgt bei unseren Damen neben der Mutter Natur das Korsett von Kindesbeinen auf, und es ist gut so, denn was wäre sonst das Loos der armen Männer von heute?

Auch das Köpfchen des Fräuleins Teschenberg war ein Köpfchen im pikanten Geschmacke der Zeit, da gab es keinen großen, keinen vollkommen ausgearbeiteten Zug. Alles schien für den Augenblick berechnet, im Keime erstickt, das kleine, etwas erhabene Näschen, das zarte, runde Kinn, der niedliche Mund mit den nie ganz geschlossenen Lippen, die niedere, von sanften braunen Haarwellen überflossene Stirne, die feinen Brauen.

Und wie modern war erst dieses Auge, dieser große graue Edelstein, der sich so klar aufthat in seinem vollen klugen Glanze, der so gar nichts Träumerisches, Schüchternes oder gar Phantastisches an sich hatte, ganz nur sicheren Verstand und eine tiefe, unerschütterliche Ruhe der Empfindung aussprach. Nur wenn es lächelte, dieses große Auge, und sich dabei ein wenig hinter den dunklen Wimpern verschleierte, wenn es sich gleichsam im Lächeln ein wenig vergaß, aber immer nur ganz wenig, dann leuchtete es für Momente so treu, so frisch, wie das blühende Leben, dann übergoß es die hohe jungfräuliche Gestalt wie holdes Frühlingswehen, aber das geschah nur selten, denn Fräulein Teschenberg war sehr gut erzogen.

Sie waren es alle drei, die hübschen Mädchen, alle drei sehr gut, sehr modern und daher wunderbar praktisch erzogen.

Nicht daß sie etwa gelernt hätten, einem mäßigen Hauswesen als tüchtige Hausfrauen vorzustehen, oder etwa sich ihr Brod selbst zu verdienen, oder gar — horibile dictu — gleich emanzipationstollen Russinnen — sich in den Wissenschaften unterrichtet hätten. Nein, unsere jungen Damen hatte man weder so spießbürgerlich, noch so entartet heranwachsen lassen. Sie waren praktisch erzogen, und praktisch ist in unseren

Tagen nicht die Arbeit, auch nicht die Wissenschaft, praktisch ist nur die Spekulation.

Unsere musterhaften jungen Damen waren somit von ihren musterhaften Eltern zur Spekulation erzogen, nicht etwa zu jener, welche sich um ein halb Perzent heiser schreit vor der Barrière der Sensale, aber zu jener feineren, welche auf der Börse des Lebens, auf dem Jahrmarkt der Liebe den Ausschlag gibt, sie hatten Alles gelernt, um sich angenehm, noch mehr, um sich begehrt zu machen, alle jene halb bewußten, halb unbewußten Künste, mit denen man heutzutage Herzen, nein, nein, die Sinne bezaubert und die Geldsäcke erobert. Sie hatten vor Allem gelernt, die Gaben, welche ihnen die Natur verliehen, in das günstigste Licht zu setzen, durch die feinste Tournure des Körpers und des Geistes, sie hatten aber auch gelernt, diese Gaben zu vervollständigen.

Jede von ihnen trug einen geistigen cul de paris.

Daß sie virtuos Klavier spielten, mit schwelgendem Gefühl und dem richtigen Augenaufschlag sangen, herrlich tanzten, noch herrlicher Eis liefen und fließend französisch plauderten, versteht sich Alles von selbst. Ebenso wenig darf man darüber erstaunen, daß sie bei ihren Briefen keinen Briefsteller zu Hilfe nahmen, daß sie mit der Orthographie niemals in Krieg ge-

riethen, ja sogar London ruhig an der Themse stehen und die Wolga nicht durch die schweizerischen Alpenthäler fließen ließen, damit war aber die Bildung unserer musterhaften Fräulein noch lange nicht erschöpft.

Unsere Zeit liebt die Kunst, wenn sie entweder die Nerven auf die Folter spannt, wie Richard Wagner's Musik mit ihrem Furienchor aller möglichen und unmöglichen Instrumente, oder die Sinne sättigt durch ihre Abundanz von Farben und Lichtern, wie Makart's Malerei, nämlich als Mittel der Aufregung oder der Erheiterung. Höhere Zwecke der Kunst als ihre Wirkung auf die Nerven, kennt unser materialistisches nervöses Zeitalter nicht.

In diesem Sinne ist es für junge Damen, welche gefallen, welche erobern wollen, von unberechenbarem Nutzen, sich mit den Künsten vertraut zu machen.

Micheline spielte Klavier mit einer Bravour, als ob alle Dukaten ihres Vaters über die stöhnenden Tasten klirren würden, ein Leierkasten hatte unbedingt Gefühl gegen dieses Spiel, aber so und so viel Salons hatten sie bereits bewundert und als sie einmal in einer Wohlthätigkeits-Akademie gespielt hatte, war sie sogar in den Zeitungen gelobt worden. Dieses Lob wurde mit auf die kolossale Inseratenrechnung der verschiedenen Geldinstitute gestellt, welche Herr

Rosenzweig mit so viel Geschick vertrat. Doch war ihre eigentliche Force die Malerei.

Ein von ihr nach der Natur gemalter Pintsch hatte in der letzten Ausstellung die Kenner sehr beschäftigt, es ließ sich nämlich darüber streiten, ob das Bild eine Muffe darstelle, eine stachlichte Riesenkastanie, oder einen Federwischer — Stillleben.

Baroneſſe Julie schwelgte in allen Stylarten der Baukunst. Da man ihr bisher keine Gelegenheit gegeben hatte, ihre Talente im Großen zu erproben, begnügte sie sich vorläufig damit, ihre „gefrorne Musik" in monumentalen Vogelhäusern auszugestalten. Sie hatte bereits für den Gimpel der Gräfin Bärnburg einen herrlichen gothischen Dom, für den Staarmatz des Finanzrathes Teschenberg ein amerikarisches Schulhaus und für ihre eigene Nachtigall einen wunderbaren griechischen Tempel erbaut.

Hanna liebte jene Künste nicht, deren Ausdrucksmittel, sei es zu einer gewissen phantastischen Verschwommenheit, sei es zu starrer unbeweglicher Harmonie einladen, das hübsche, kluge, bewegliche Töchterchen seiner Zeit liebte die Poesie, weil ihr die Sprache zu Gebote steht, und man weder in Farben, noch Tönen oder Linien so klar, so deutlich sein kann, wie in Worten.

Sie liebte die Literatur überhaupt.

Sie hatte Goethe, Schiller, Paul de Kock, Heine, Ada Christen, Shakspeare, Marlitt, den neuen Tannhäuser, Renan's Leben Jesu und die von der unermüdlich dem Zeitgeiste huldigenden Buchhandlung Rosner in Wien herausgegebenen „Gedanken aus — Nestroy" gelesen.

Wäre sie hundert Jahre, ja nur fünfzig Jahre früher geboren worden, hätte sie unstreitig Gedichte gemacht, aber als praktisches Mädchen unserer Tage schrieb sie Novellen und besaß die Grausamkeit, sogar Honorare für dieselben zu verlangen.

Daß die drei musterhaften Fräulein Freundinnen waren, ergibt sich von selbst, und zwar Freundinnen im echtesten Sinne uneigennützigster Mädchenfreundschaft, und diese Freundschaft war so groß, daß sie weder durch das unabläßige Bemühen jeder Einzelnen, die beiden Anderen durch Toilette und Talente zu verdunkeln, noch durch die kleinen Geschichten, welche jede von den beiden Anderen mit dem witzig pointirten Vortrag moderner Coupletsängerinnen zum Besten zu geben verstand, alterirt werden oder sie verhindern konnte, sich Schönheiten zu sagen, feurig zu umarmen und zärtlich zu küssen, so lange nicht ein Mann kam, der dies Alles besser zu besorgen im Stande war.

Was hatten aber unsere drei musterhaften Fräulein täglich in dem dritten Stockwerke jenes hohen finsteren Hauses zu suchen?

Sie waren im Begriffe, dort eine Kunst zu erlernen, welche in ihren Augen alle anderen Künste in Schatten stellte, nämlich die Kunst, Kleider zu machen.

Unsere praktische Zeit macht es nämlich den Damen, wenn ihr Reichthum sie nicht aller Sorgen enthebt, zur Pflicht, ihre Toilette selbst zu arrangiren, und zwar aus Gründen weiser Sparsamkeit, welche es nichtsdestoweniger denselben gestattet, den Tisch und die Speisekammer der Köchin und die Kinder der Amme und der Kindsmagd zu überlassen.

Vielleicht entspringt diese Neuerung des wirthschaftlichen Sinnes auch aus dem Geschichtspunkte, daß eine Robe oder Jacke ein viel wichtigeres Ding ist und eine viel feinere Behandlung verlangt, als die zartbesaite, wachsweiche Kinderseele, welche ohne Zögern der ersten besten Dirne anvertraut werden kann.

Wie gewöhnlich traten die jungen Damen auch heute geräuschvoll in die Schneiderschule, und wurden von den hübschen Mädchen, welche bereits an den Arbeitstischen saßen, so geräuschvoll wie alle Tage

empfangen, während Mamsell Kronowetter, die strenge Beherrscherin dieser, der heiligen Mode geweihten Räume, mit dem Zuschneiden eines Sammtmantels für die Generalin Kuckucksheim beschäftigt, nur ein leises Nicken des gedankenschweren, toilettengebärenden, Göttinnen zeugenden Hauptes für sie hatte.

Die drei musterhaften Fräulein saßen an demselben mit grüner Wachsleinwand überzogenen langen Tische in Gesellschaft mit der Komtesse Erwine Schnabelthal von der jüngeren Linie Hühnerschnabel, und dem Fräulein von Kronstein, der Tochter des Ministers von Kronstein.

Kaum hatten sie ihren Sitz eingenommen, waren auch schon die Nadeln und die noch um Vieles spitzigeren Vipernzünglein der jungen Damen in unermüdlicher Bewegung. Da war Niemand in der Residenz, der nicht seinen Nadelstich oder auch mehrere bekam, wenn nicht förmlich eingefädelt und in irgend eine Seidentunike mit eingenäht werde, vom alten Könige, der das Ballet protegirte, herab bis zu der Tröblerin Frau Peneke in der Lilienstraße, bei der sämmtliche junge Damen von Stand ihre ein wenig abgetragenen Kleider verschacherten.

Diese Leidenschaft für das, was ich den weiblichen Sport nennen möchte, war übrigens ebenso

gewöhnlich wie alles Uebrige in der Schneiderschule der Mamsell Kronowetter, bemerkenswerth waren nur die Nähpölster der jungen Damen und bei näherer Betrachtung sogar räthselhaft, denn jeder zeigte eine andere Kombination von Farben, aber stets nur von zwei Farben.

Diese Pölster waren die Anbeter der jungen Damen.

Das heißt, die Sache verhielt sich eigentlich so. Jede der jungen Damen hatte bereits irgend einen mehr oder minder offiziellen Anbeter und die Pflicht, der Schneiderschule über den Stand desselben ein offenes und reumüthiges Bekenntniß abzulegen.

Dem Stande dieses Anbeters gemäß wurde nun der Nähpolster seiner jungen Gebieterin eingerichtet nämlich in zwei Farben überzogen.

Die zwei Farben verdankten ihren Ursprung und ihr historisches Recht dem Umstande, daß das zweifärbige Tuch, nämlich der Militärstand, sich überwiegend der Gunst der hübschen Mädchen erfreute.

Fräulein von Kronstein hatte einen Polster von weißem Tuch, mit rothem Besatz, denn ihr Günstling war Premierlieutenant bei den Gardes du Corps, der Polster der Komtesse Erwine Schnabelthal von der jüngeren Linie Hühnerschnabel diente bei den

rothen Husaren, jener der musterhaften Micheline Rosenzweig stand bei der Garde zu Fuß, blau mit gelb, während die noch musterhaftere Baroneſſe Julie einen wahrhaftigen Dominikaner vor sich hatte, es war ihr Beichtvater, der schöne Pater Hasfege, welcher sie als seine Seelenbraut liebte und von ihr ebenso platonisch und christlich wieder geliebt wurde.

Unsere jungen Damen werden alle so vortrefflich bewacht, damit sie ja nie ein Meisterwerk wie den „Faust" oder den „Hamlet" in die Hand bekommen, der argen Unanständigkeiten wegen, wenn sie aber Dumas Fils lesen, nur um sich im Französischen zu üben, sieht kein besorgtes Mutterherz etwas Anstößiges darin. Und so thun denn unsere jungen Damen alle, par ordre du Mufti, so züchtig und stolz, und erröthen, wenn sie in einer Galerie eine Rubens'sche Nymphe erblicken, welche so schamlos ist und so wenig bon gout hat, sich ohne gestreifte Schwimmhosen und Schwimmjacke den Blicken der Männer preiszugeben, aber jede hat mit zwölf Jahren ihr „Ideal" bei den Husaren, mit vierzehn Jahren ihre erste Liebelei und mit sechzehn Jahren den ersten Anbeter.

Zwei also von unseren musterhaften Fräulein hatten es bereits zu Pölstern mit zweierlei Tuch ge-

bracht, nur jener Hanna's strahlte noch in weißer Unschuld, sie hatte deshalb mancherlei Spöttereien zu ertragen, sich aber mit Würde in ihr Schicksal geschickt.

Heute richtete sie sich aber, in dem ersten Augenblicke, indem Mamsell Kronowetter die Stube verließ sieghaft auf und zog mit einer Eile, welche das „Magazin für die Literatur des Auslandes" gewiß sehr unanständig finden wird, ein Briefchen hervor, dessen Format allerdings an eine notariell beglaubigte Urkunde und dessen Umfang mehr an eine gelehrte Abhandlung als ein Billet-doux erinnerte, aber das dennoch ein veritables Liebesbriefchen war. Hanna hielt es hoch empor und lächelte, ach! so seelig!

„Was ist dies für ein Manuskript", fragte Micheline, indem sie das Peince-nez auf ihre kühne Vogelnase setzte, „hast Du eine neue Novelle geschrieben?"

„Es ist das erste Kapitel eines Romanes, dessen Heldin Euere ergebene Freundin Hanna und dessen Held in den dichtesten Schleier des Geheimnisses gehüllt ist."

„Also ein Liebesbrief?" — „Ach wie interessant." — „Lesen Sie ihn doch vor", rief, staunte und flötete es durcheinander.

Hanna entfaltete die gelehrte Abhandlung und las unter namenloser Spannung und göttlicher Heiterkeit der jungen sittsamen Fräulein, das heißt, sie las in merklichen Pausen, denn jedesmal, wenn ein erhabenes Kleiderrauschen die Mamsell ankündigte, wanderte der Liebesbrief hinab auf ihren Schooß und die Nadeln arbeiteten mit fieberhaftem Fleiße.

Als das schwierige Problem endlich gelöst und der ganze Brief zur Kenntniß der Schneiderschule gebracht war, kam der Kommentar an die Reihe, den die übrigen Damen lieferten.

„Er schreibt sehr schwärmerisch", meinte Julie mit ihrem himmelblauen Blick, „er muß noch ein sehr unverdorbenes Gemüth haben, vom Militär ist er gewiß nicht."

Heftiger Widerspruch sämmtlicher Damen, deren Nähpölster bei dem Leibregiment, den Husaren, Garde du Corps oder sonst einem Regimente Epauletten tragen.

„Ich behaupte, daß er sehr reich sein muß", sagte Micheline.

„Wie kommst Du zu dieser Annahme", entgegnete Hanna, deren praktischer Sinn einen reichen Anbeter zu schätzen wußte, und daher eine Bestärkung dieser Annahme wünschte.

„Er schreibt sehr viel, vierzehn Seiten in kleiner

Schrift, er hat folglich sehr viel Zeit", folgerte Micheline mit ihrer echt jüdischen Logik, „Zeit haben aber heut zu Tage nur sehr reiche junge Männer, welche weder etwas zu thun noch etwas zu lernen brauchen."

„Der Brief sieht so ganz anders aus, wie Liebesbriefe sonst auszusehen pflegen", fügte die Komtesse hinzu, „daß ich auf einen der fabelhaft vermögenden Russen rathen möchte, welche in unserer Residenz leben."

„Ich sage, es ist ein Millionär", rief Micheline.

„Ein russischer Fürst", betheuerte die Komtesse.

„Zu einem Millionär würde ich Hanna kaum Glück wünschen", flötete Baronesse Julie.

„Weshalb etwa nicht?" lächelte Hanna. Der Millionär schien ihr durchaus nicht verachtenswerth.

„Alle Millionäre sind sehr dick und haben große Glatzen."

„Welche poetischen Bedenken", machte Hanna mit einem unnachahmlich reizenden Achselzucken.

„Aber es ist unbedingt ein russischer Fürst", sagte die Komtesse.

„Ich würde es mir überlegen, einen Russen zu nehmen", rief Fräulein von Kronstein, „zu Papa kommen mehrere Grafen und auch ein wirklicher Prinz, ach! wie sie blasirt sind und gelangweilt."

„Man muß eben den Muth in sich fühlen, sie zu amusiren", fiel Hanna ein, „täglich neu, täglich in anderer Weise glänzend und immer interessant zu sein."

So riethen die jungen Damen hin und her, daran, daß es ein armer, guter, hübscher, verständiger und verliebter Junge sein könnte, dachte Keine von ihnen.

3. Kapitel.

Waare oder Käuferin?

An dem Abende deſſelben Tages, an welchem die Schneiderſchule eine ſo poetiſche Auffaſſung des erſten Liebesfrühlings verrieth, geſchah es, daß Wolfgang, der Bildhauer, in ſeinem Sammtrock vor Kälte klappernd, an dem Opernhauſe vorüberging und von dem Glanz der Gasflammen angelockt durch die Glasthüre in die Theater-Konditorei blickte.

Das flimmernde Buffet mit dem hübſchen Lockenkopf ſeiner Nymphe, die Sammtmöbel mit den vergoldeten Füßen, der Luxus farbenglühender Damentoiletten dies Alles riß ihn förmlich bei den Haaren hinein, aber eine innere Stimme hielt ihn zurück und hieß ihn vorerſt ſeine Taſchen unterſuchen. Er überzeugte ſich, daß er noch Geld hatte, aber es war ſein letztes und er hatte wenig Ausſicht, in den nächſten Tagen welches einzunehmen.

Engel und Dämon kämpften um den Reſt ſeiner

Baarschaft, endlich mußte der erstere sein Antlitz verhüllen, Wolfgang trat in den kleinen, exquisiten duftigen Raum und begehrte von dem Lockenkopf, der ihn erstaunt ansah, ein Glas Cognac.

Die vornehme Gesellschaft, welche hier Eis schlürfte oder Bonbons saugte, streifte den Plebejer mit einem flüchtigen Blick und beachtete ihn nicht weiter, nur eine Dame — vielleicht ebenso sehr durch seine athletischen Glieder als die Nonchalance seiner Erscheinung angezogen — betrachtete ihn mit großer Aufmerksamkeit durch ihre Goldlorgnette.

Sie saß in reichen königlichen Winterhüllen, das eine Bein sans gêne über das andere heraufgezogen, eine kleine Zigarrette rauchend, mit jener Nachlässigkeit da, welche es auch dem schärfsten Beobachter schwer zu entscheiden macht, ober er eine Dame der höchsten Aristokratie mit ihrem souveränen Selbstgefühl oder eine Schönheit der Halbwelt vor sich hat, welche der Gesellschaft ihre herausfordernde Frechheit entgegensetzt, und der Blick, den sie auf Wolfgang prüfend haften ließ, war jener ruhige kalte Blick, mit dem die weibliche Waare ihren Käufer sucht und die Gebieterin sich den Sklaven wählt.

Jetzt wendete sie sich mit jener vornehmen Nachlässigkeit, welche von anderen Frauen wohl nachge-

äfft, aber nie nachgeahmt werden kann, zu einem jungen Husarenoffizier, welcher Wolfgang den Rücken zeigte, und jetzt wußte der junge Bildhauer auch, daß er eine Aristokratin vor sich hatte und betrachtete sie mit um so größerem Interesse.

Die Dame war nicht jung, aber auch nicht alt, nicht schön, aber auch nicht häßlich, sie besaß weder Figur, noch plastische Formen, noch jenen Blitz im Auge, der uns sicherer trifft, als alle Reize des Körpers, sie besaß auch keine regelmäßigen oder edlen, ja nur gewinnenden Züge, aber sie verstand etwas, was alle diese Vorzüge aufwog, sie gab sich in jener eigenthümlichen, ich möchte sagen, halbentblößten, ungenirten Weise, welche im ersten Augenblick überrascht, im zweiten fesselt und im nächsten alle unsere Sinne in Aufruhr bringt.

„Eugen, sehen Sie den jungen Mann, der neben dem Buffet steht", sagte sie, ihre Stimme klang dabei so scharf, daß Wolfgang jedes Wort vernahm, und wie ein junges Mädchen erröthete, nämlich, wie ein Mädchen aus der Zeit der Romantik, denn unsere Mädchen erröthen bei solchen Gelegenheiten nicht. Außer das Erröthen wird wieder bon ton, dann werden sie ohne Zweifel erröthen.

Der junge Husarenoffizier wandte nur ein wenig

den Kopf, aber ganz genügend, um Wolfgang zu überzeugen, daß es kein herrlicheres Modell für einen Dyonisos und dessen weibliche Jünglingsschönheit geben könne. Gestalt und Kopf waren gleich vollkommen, das ebenmäßige Antlitz mit dem etwas starken weichen Kinn, den vollen blühenden bartlosen Lippen, den runden braunen schmachtenden Augen, von kurzen dunkeln Locken umspielt, hätte ebenso gut einer Bacchantin oder einem Liebesgotte angehören können.

Wolfgang stand sprachlos.

„Nun, was soll ich mit ihm", erwiederte der junge Gott in der Husarenjacke.

„Ich will morgen bei meinem Lever wissen, wer dieser Mensch ist", fuhr die Dame fort, „was er treibt, wo er wohnt."

„Sie interessiren sich also für ihn?" Der junge Gott fieberte förmlich bei diesen Worten.

„Ja, ich interessire mich für ihn." Damit zog sie ihre königlichen Hüllen fester um die Schultern zusammen, erhob sich, ohne Wolfgang weiter eines Blickes zu würdigen, und rauschte langsam hinaus. Der junge Husarenoffizier beeilte sich, zu bezahlen, den Bildhauer von oben bis unten zu messen, die Dame einzuholen, und ihr den Arm zu geben.

„Gräfin —“ begann er, stockte aber gleich wieder.

„Baron.“

Es folgte eine Pause, während, welcher der junge Husar unermüdet seinen Schnurrbart suchte und nicht fand. Die Gräfin begann endlich damit, herzlich zu lachen: „Sie sind eifersüchtig, Baron Keith“, sagte sie.

Baron Keith murmelte irgend etwas.

„Lieber Eugen“, fuhr die Gräfin fort. „Ihre Mutter hat Sie mir zur Erziehung übergeben. Sie haben also keinerlei Recht, sich zu beklagen, wenn ich Sie in meiner Weise erziehe, nämlich, indem ich Sie in das Leben einführe. Sie sind gleichsam aus der Kinderstube in das Feldlager, in den Krieg gekommen und als ein ebenso verzogenes Kind zurückgekehrt, nur ein wenig verwildert. Man hat Sie heranwachsen lassen wie ein Mädchen, aus solchen Männern werden — wenn das Leben sie unsanft anfaßt — leicht schlechte Charaktere. Ich meine es gut, deshalb —“

„Deshalb quälen Sie mich —“

„Ich quäle Sie nicht, ich erziehe Sie blos.“

„Ach, Sie haben mich so glücklich gemacht!“ rief der junge Husar mit einer Art sinnlichem Enthusiasmus, „aber jetzt, seit einiger Zeit — —“

„Wollen Sie gehorchen, Herr Lieutenant oder nicht?“

Der Husar gab keine Antwort, als aber die Gräfin Miene machte, seinen Arm loszulassen, beeilte er sich, ihre Hand zu ergreifen und dort, wo zwischen dem Handschuh und dem Aermel des Sammtmantels ein Streifen zarten rosigen Fleisches sichtbar war, einen heißen Kuß darauf zu drücken.

„Morgen werde ich alle Ihre Befehle erfüllt haben."

„So ist es recht!"

Als sie vor dem Palaste der Gräfin stehen blieben, reichte sie dem Baron die kleine Hand und sprach mit einem Tone, der so leicht, so tändelnd und doch so entschieden war: „Küssen Sie mir noch ein Mal die Hand, Eugen, und dann gehen Sie."

„Ich darf heute nicht mit?"

„Nein, das soll Ihre Strafe sein. Adieu."

Der junge götterschöne Offizier blieb stehen und sah der Frau, die ihn so eigenthümlich erzog, nach, bis der Saum ihres Kleides auf den Stufen der Treppe verschwunden war, dann stampfte er mit dem Fuße, daß der Sporn klirrte, zerdrückte eine Thräne und ging. Wenn er sich nicht zu sehr geschämt hätte, hätte er am liebsten geweint, nicht etwa weil sein Gemüth gekränkt, nur weil seine Eitelkeit verletzt war und dies thut Manchen so weh, so namenlos weh, wie uns Anderen das Herz kaum je weh gethan hat.

Baron Keith konnte in diesem Punkte mit jeder nervösen gefallsüchtigen Frau rivalisiren. Sein ganzes Unglück war, daß man ihm immer gesagt hatte, wie schön er sei, daß man ihm unabläßig geschmeichelt, ihm jedes Zucken seiner Wimpern abgelauscht, ihm gehuldigt hatte wie einem schönen Weibe. War es ein Wunder, daß er jetzt eitel war wie ein Weib, daß er aller Welt gefallen wollte, daß er mit Männern ebenso gut kokettirte wie mit Frauen?

Er trug jederzeit einen kleinen in Silber gefaßten Spiegel in der Tasche, auch im letzten Kriege, und mitten in der Schlacht, im heftigsten Granatfeuer, als die feindlichen Kugeln rechts und links Mann und Roß zu Boden schmetterten, blickte er in den Spiegel, um sich zu überzeugen, ob er gut aussehe.

Es war merkwürdig, daß dieser junge Gott, der nur auf der Welt schien, um sich anbeten zu lassen, eine so heftige Leidenschaft für seine entfernte Tante, die Gräfin Rosa Bärnburg, fassen konnte, aber sie war erstens doppelt so alt wie er, was den Frauen, jungen Männern gegenüber, ebenso viel Reiz als Ueberlegenheit verleiht, und dann hatte sie jene sichere, kluge, nonchalante Art, gegen welche nicht aufzukommen ist.

Gräfin Rosa Bärnburg war für die Welt drei-

ßig Jahre alt, ihr Taufschein sagte sechsunddreißig, denn Taufscheine sind immer ungalant; galt als schön, weil sie es verstand, sich reich und geschmackvoll zu kleiden, wie keine Andere, und als geistreich, weil sie ihre Connaissancen nicht auf den Almanach von Gotha beschränkte und unter Anderen mit Abbé Liszt und der Gräfin Hahn-Hahn in Briefwechsel stand.

Sie galt aber vor Allem als exzentrisch.

Natürlich, die großen Damen der Zopfzeit waren sämmtlich Freigeister, weil die Philosophie Mode war, jene der Dreißiger-Jahre waren aus demselben Grunde revolutionär. Heutzutage hat keine von ihnen Launen, denn Launen sind mauvais genre. Heuzutage sind die Exzentrizitäten bon gout. Statt sich der Mode sklavisch zu unterwerfen, macht man selbst die Mode, als souveräne Tyrannin derselben, das ist viel bequemer.

Gräfin Bärnburg hatt in ihren Exzentrizitäten einen schwer wiegenden Vorzug, sie ist die Universalität selbst.

Wie sie alle Welt empfängt, so schüttet sie den Goldregen ihrer Sympathie auch verschwenderisch über Gerechte und Ungerechte aus. Sie stickt mit derselben Hand ein Meßgewand für den schönen Dominikanermönch Hasfege, mit der sie die Lorgnette

hält, um die „Sieben Todsünden" Makart's zu bewundern. Sie singt Chansonnetten trotz der Therese und Mannsfeld, sammelt an der Kirchenthüre für den Papst, tanzt Cancan und pflegt die im Kriege verwundeten Soldaten. Sie ist nach Umständen naiv, boshaft, gutmüthig, geizig, verschwenderisch, kokett, galant, tugendhaft, frivol oder fromm, lustig oder sentimental, aber immer enthusiastisch.

So rauscht sie denn auch an dem folgenden Vormittage mit einem gutmüthigen Lächeln und vor Begeisterung leuchtenden Augen in die Stube hinein, die Wolfgang, der Bildhauer, etwas übertrieben sein Atelier nennt.

Ganz so sieht die Gräfin aus, wenn sie ein gutes Werk zu vollbringen im Begriffe ist.

Wolfgang, der rasch sein Fez vom Kopfe reißt und in seinen Sammtrock fährt, ist entsetzlich verlegen über die Aermlichkeit und Unordnung, welche in seiner stillen Klause herrscht, aber die Gräfin findet dies Alles genial, zeigt sich enchantirt über einen zerrissenen Kanonenstiefel, welcher in der Mitte der Stube liegt und an dessen Brust der abgebrochene Oberleib einer Venus aus Gyps ruht, begeistert sich für die rostige Säbelklinge, welche der junge Künstler als Feuerhaken benützt, und läßt ihre feingantirten Finger sans gêne

in den schmutzigen Fransen seines alten fettglänzen-Lehnstuhles spielen, denn sie hat ohne weiteres Platz genommen, ihre kleine goldene Tabakbüchse herausgezogen und dreht bereits die zweite Zigarette, und zwar diese für sich, die erste, welche sie bisher zwischen den Zähnen gehalten, bietet sie, noch feucht von ihren Lippen, dem Bildhauer an.

„Ich bin stolz darauf, Sie entdeckt zu haben", versichert sie in ihrer liebenswürdigen unwiderstehlichen Weise „ein Talent, wie das Ihre, darf nicht länger verborgen bleiben und in der Dunkelheit verkümmern." Sie hat die volle Hauteur einer Monarchin, als sie dies spricht.

„Aber wie wollen Sie mich erheben", erwidert Wolfgang, „mir fehlen die Flügel, um gegen die Sonne zu fliegen, das Schicksal hat sie mir abgeschnitten, ich habe kein Glück."

„Mon Dieu! ich werde Sie protegiren, bedarf es noch mehr?" Jetzt ist sie naiv wie ein Mädchen, das Spitzenhöschen trägt.

Wolfgang ist entzückt, sein Kopf wirbelt, er weiß in diesem Augenblicke gewiß nicht, daß er ein Deutscher ist, würde die Gräfin zu ihm sagen, Monsieur Wolfgang, ich habe immer so sehr für die Japanesen geschwärmt, sie sind mein Ideal, er ließe sich seinen

deutschen Bart scheeren und sein deutsches Haupthaar und würde einen Zopf tragen bis zur Erde hinab.

„O! Sie sind zu gnädig", stammelt er.

„Zeigen Sie mir doch etwas von Ihren angefangenen Arbeiten", bittet die Gräfin, sie bittet in allem Ernste, und sie kann so hinreißend bitten!

Das Wort elektrisirt Wolfgang, mit angefangenen Arbeiten kann er ihr dienen, er ist ja der Mann der angefangenen Arbeiten. Was hat er nicht schon Alles geplant, entworfen, modellirt, begonnen. Nun ist die Stunde gekommen, wo er der reiche Mann ist, wo er seine Schätze auskramen kann. Er schleppt eine angefangene Venus herbei, dann ein angefangenes badendes Mädchen, eine angefangene Gruppe: Tigerin mit ihren Jungen spielend, eine angefange Bacchantin auf einem Löwen reitend, eine angefangene Büste des Königs, einen angefangenen Amazonenkampf, Basreliefs, die Gräfin zeigt sich immer enchantirter, und immer neue angefangene Skulpturen oder Modelle schleppt Wolfgang herbei, und die Begeisterung der Gräfin erreicht den Zenith, sie möchte ihn umarmen, wenn nicht —

„Aber wie fleißig Sie sind Meister Wolfgang —", sie nennt ihn bereits Meister, er wächst sichtlich um zwei ein halb Zoll, „Fleiß macht das Genie erst voll-

kommen. Vertrauen Sie sich nur ganz mir an", plaudert sie weiter, und nimmt die Lorgnette vor die Augen, mit der sie bald die Bildwerke, bald den jungen athletischen Mann mustert, Beide gleich erfreut, gleich liebevoll. „Sie sind doch kein Atheist; aber wie hübsch diese Bacchantin da sitzt, wer so sitzen könnte; gerade so, und werfen Sie ja nicht jedem demokratische Ideen an den Kopf; das Klima macht es, der herrliche griechische Himmel, dort konnte man es so wagen, welche einfache Toilette; denn die Demokratie ist jetzt aus der Mode, freilich wenn ich regieren würde, ich zähle mich entschieden zu den Freigeistern, ach! diese runden Hüften, man möchte sie küssen, wir sind kein skulpturfähiges Geschlecht, wir beziehen unsere Reize aus Paris." — So geht es fort.

„Sie werden Carrière machen, Meister Wolfgang, ich werde für Sie Reklame machen, ich, Reklame ist heutzutage Alles. Aber wie fange ich das an? Ich besitze keine Zeitung!" Sie sieht ihn an, so naiv, so kindlich. „O! ich hab' es, ich hab es", nun tanzt sie im Zimmer umher, daß Kanonenstiefel, Venusleib und Schwertklinge durcheinander klirren, es ist der reine Cancan, und setzt sich endlich auf den Rücken der Tigerin nieder. „Ich werde mir das Air geben, als — als wären Sie mein Adorateur, mein Günst-

ling, ja das bin ich im Stande!" — Was wäre sie nicht Alles im Stande. — „O! das ist ebenso viel wie zehn Zeitungen! Aber Sie müssen mir im Ernste den Hof machen, werden Sie das?" Wie reizend sie dazu lacht.

Wolfgang betheuert, daß er sich glücklich schätzen würde, daß er — sie läßt ihn ja nicht ausreden, es ist das so ihre Art, sie plaudert, sie hüpft, sie trillert, und zuletzt hat sie ihn doch umarmt, sie kann veritablement nichts dafür, es geschah im Enthusiasmus.

Ach! es geht doch nichts über den Enthusiasmus. — —

Und die Gräfin hält Wort.

Wolfgang erscheint in ihrem Salon, Gott weiß, welche Göttin ihn mit der Toilette eines Gentleman beschenkt und ihm Haare und Bart gestutzt hat, er sieht prächtig aus, und die Tyrannin der Mode läßt sich von ihm den Hof machen, was ist natürlicher, als daß man bald überall von ihm spricht.

Nicht vierzehn Tage sind seit dem ersten Besuche der Gräfin in dem Atelier des Bildhauers verflossen, als eines Morgens die Thüre auffspringt und spornklirrend ein alter Herr in verschossener Uniform, die Soldatenmütze auf dem Kopfe, die Reitpeitsche in der Hand, dasteht.

Sein Anblick wirkt auf den jungen Musterdeutschen geradezu versteinernd, nicht etwa weil ihm der Jupiterkopf mit dem Wachtmeisterschnurrbart imponirt, sondern weil dieser alte stramme Herr niemand Anderer als sein König ist.

Wolfgang findet keine Worte, aber der König kommt ihm zu Hilfe.

„Höre, daß er eine Büste von mir begonnen hat, junger Mann", beginnt er in seiner derben aber leutseligen Weise, „will sie sehen, höre, daß sie gut sein soll, viel besser als es alle Künstler von Ruf zusammengebracht haben. Herzeigen also!"

Der König setzt sich in den alten Lehnstuhl. Wolfgang stellt das Thonmodell auf und enthüllt es.

„Hm! nach einem Bilde von mir gemacht?"

„Nach einer Photographie, Majestät."

„Hm! er hat Talent, junger Mann, ich verstehe etwas davon, sehr viel Talent. Er soll für mich die Büste in Marmor ausführen, das Geld wird sofort angewiesen."

„Ich weiß nicht, Majestät, wie ich diese Gnade —"

Der König unterbricht den Bildhauer mit barscher Freundlichkeit und verlangt auch die anderen Sachen zu sehen. Wolfgang enthüllt ihm der Reihe

nach alle seine angefangenen Arbeiten und jedes Mal belohnt ihn ein landesväterliches „Hm!“

Endlich steht der König auf und nimmt den Bildhauer beim Ohrläppchen.

„Viel Talent und viel Fleiß, ich liebe die fleißigen Leute! Alle unsere Mißstände kommen nur daher, weil die Lust zur Arbeit schwindet. Die Müßiggänger verderben das Leben, die Kunst und auch den Staat. Auch die Regierung ist eine Arbeit, mein Freund, eine ernste Arbeit, und das ist unser Unglück, daß wir so viele kleine Herrscher haben, die keine Sorgen kennen, nur zu ihrem Vergnügen regieren. Wo aber das Vergnügen an die Stelle des ernsten Berufes tritt, gibt es leicht allerhand Unheil, unter Umständen eine Pompadour-Wirthschaft im Kleinen. Bleib' er nur der Kunst treu, junger Mann, ist das einzige Ideale, was wir noch haben, überall gähnt uns der Materialismus an. Eine garstige Geschichte, ich bin aus der alten Zeit, ich.“

Er war auch in der That ein ehrwürdiger Rest jener vergangenen Tage, der alte Herr, in denen es noch Ideale, aber dafür auch Kraft gab.

Heute noch erzählen die Bewohner der Residenz mit Bewunderung, wie der siebzigjährige König bei einer großen Feuersbrunst die ganze Nacht zu Pferde

blieb in strömenden Regen und persönlich die Löschanstalten leitete.

Dieses Geschlecht stirbt aus.

„Ich will etwas für ihn thun, mein Freund, nur keine Danksagungen, gehorchen, das ist in meinen Augen die Hauptsache. Will ihm ein Atelier einrichten im Schlosse, da soll er frisch und fleißig schaffen. Will ihm ein Mal sitzen. Auch den Kronprinzen soll er machen und die Prinzessin Paula, he! das ist ein Vorwurf für ihn, nicht? Plastische Formen, wie man heutzutage selten findet, macht die unverdorbene Race, slavisches Blut!"

„Vergeben, Majestät", sagt der in seinen Gefühlen gekränkte Musterdeutsche, „aber diese feurige Race hat nach unseren bürgerlichen deutschen Begriffen auch Eigenschaften, welche wir mit unserer Vorstellung von einer Landesmutter nicht vereinen können."

„Landesmutter? wer sagt ihm, junger Mann" — der alte König unterbricht sich selbst und runzelt furchtbar die Stirne — „das gefällt mir, Offenheit habe ich stets geschätzt, was weiß er also von der Prinzessin, heraus damit, hat nichts zu fürchten bei mir, erzählt man also auch schon in der Stadt diese Geschichten?"

„Ich weiß nichts Beſtimmtes, Majeſtät“, ſtottert Wolfgang.

„Hm! ich auch nicht, das iſt es ja eben. Der Kronprinz iſt verſchoſſen in ſie, und doch wenn es wahr wäre, wenn ſie —. Habe Vertrauen zu ihm, junger Mann, werden noch von der Sache ſprechen, aber keine Schwätzereien machen!“ Der alte Herr drohte mit erhobenem Finger.

„Hm! galant waren ſie Alle, wäre ein Wunder, wenn ſie aus der Art geſchlagen wäre, übrigens bin ich kein Moraliſt, aber für uns Deutſche paßt das nicht, paßt nicht, werden davon ſprechen, aber nur keine Schwätzereien!“

4. Kapitel.

„Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht."

Wieder saßen die drei Freunde, Andor in eine Zeitung vertieft, Plant seinen Kaffee schlürfend — es war das Erste, was er heute nahm — und Wolfgang im vollen Abglanze der Majestät selbstgefällig strahlend und eine Havanna saugend, eines Nachmittags in dem kleinen Kaffeehause.

„Morgen ist im Hoftheater die Jungfrau von Orleans", sagte Andor.

„Er wäre im Stande hineinzugehen", spottete Plant.

„Gewiß gehe ich hinein."

„Nun da sehe ich doch lieber ein Ballet an oder eine Oper von Richard Wagner mit pompöser Ausstattung", sagte Plant trocken.

„Es kommt auf den Geschmack an."

„Alle Welt hat heutzutage den Geschmack, sich zu unterhalten", erwiederte Plant. „Nur haben nicht

Alle den Muth, es einzugestehen, da sitzen sie drinnen, wenn ein sogenanntes klassisches Stück gegeben wird, wie eine Herrnhutergemeinde und gähnen aus innerster Seele und ermuthigen sich gegenseitig zum Ausharren durch die bei solchen Gelegenheiten gebräuchlichen Phrasen. „Ach! wie herrlich ist doch unser Schiller!“ „Ein Apostel reiner Sitte!“ oder „Wie herrlich ist doch dieser Shakspeare“; „der geniale Brite“, nach Umständen „der große Brite“, auch „dieser süße Schwan von Avon.“ Alles Schwindel, Alle sind sie Opfer unserer Bildungsheuchelei, sonst würden sie nicht vor Vergnügen strahlen bei der Belle Helene oder einer groben Berliner Posse.“

„Erstes Debut des Herrn Nordstern“, las Wolfgang.

„Ein Debut, das könnte mich reizen“, rief Plant, „da gibt es gewiß einen kleinen Theaterskandal.“

„In welcher Eigenschaft geht denn dieser neue Stern an unserem Kunsthimmel auf?“

„Als lothringischer Ritter.“

„Aha!

„Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht,
Lothringisch Volk, zu Deinem Heer zu stoßen.“

„Und Ritter Baudricour aus Vaucouleurs war unser Führer“, setzte eine zischende, schnarrende durch

die Nase singende Stimme hinzu, und ein jugendliches, von schwarzen starrenden Löckchen eingerahmtes Judengesicht lächelte die drei Freunde an, mit jenem Lächeln, das zugleich so frech, spöttisch, demüthig und selbsterniedrigend ist.

„Ganseles!“ rief Plant.

„In der That Herr Schmule“, machte Wolfgang mit jenem eigenthümlichen bagatellmäßigen Tone, durch den man den Juden ferne zu halten sucht, aber stets nur noch mehr anlockt.

„Ich haiße nicht mehr Samuel Ganseles“, sagte der Neuangekommene, indem er sich ohne Umstände zu dem Tische setzte, „sondern Robert Nordstern.“

„Was? Sie sind dieser lothringische Ritter?“

„Ja, ich und komme, hiemit ein verehrungswürdiges Publikum und hohen Adel zu der morgigen Vorstellung einzuladen.“

„Seht Ihr, ich habe immer gesagt, daß unser Ganseles ein Genie ist“, rief Plant, „wenn ich auch ein ganz anderes als ritterliches Auftreten von ihm erwartet habe. Wenn er im Gymnasium statt etwas zu lernen, mit Zündhölzchen oder Briefmarken einen gesegneten Kleinhandel trieb, sagte ich nicht jedes Mal, Schmule wird noch ein Rothschild. Und als er aus der Quinta ausgestoßen wurde wegen fünf-

undvierzig Kreuzer, die er einem Mitschüler geliehen, und für die er sich einen Wechsel auf fünfundvierzig Gulden hatte schreiben lassen, sagte ich da nicht, Ganseles wird sein Glück machen, denn er ist eine positive Natur, er kann Bankier werden, er kann auch Jurist werden, er kann Finanzminister werden.

Als er dann bei dem Krämer Lewi Düten drehte und mit der Elle so trefflich zu messen verstand, daß ein Stück von fünfzig Ellen jedes Mal seine sechzig und auch mehr ergab, und bereits eine blaue Plüschweste trug mit weißen Perlmutterknöpfen, da hätte ich niemals gedacht, daß er statt zwischen Kaffeebohnen und Datteln, einst in dem Lorbeerhaine der Kunst wandeln werde.

Wir haben hier eine historische Thatsache, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt: Schmule Ganseles ein lothringer Ritter, das heißt so viel, als alle Welt ist heutzutage praktisch, folglich wird das ausgewählte Volk ideal, und wendet sich der Kunst zu.“

„Vielleicht auch umgekehrt“, sagte Andor, „die Kunst wird praktisch.“

„Jedenfalls können Sie unserer Sympathien gewiß sein, Herr Robert Nordstern“, warf Wolfgang spöttisch hin.

„Was fange ich an mit Ihren Sympathien“,

machte Ganseles und zog dabei die mageren Achseln bis zu den dreieckigen, spitzen Satyrohren hinauf. „Ihre Hände wären mir lieber."

„Arglistiger! Jetzt erkenn' ich Deine Tücke!" rief Plant. „Du bist hierher gekommen, um Dir eine Klaque zu werben! Aber es sei. Das Verhängniß schreite seinen Gang. Wie heißt die Stelle, bei der applaudirt werden soll?"

„Wie haißt?" Ganseles sprang auf schrie jämmerlich, wie Israel am Bußtag schreit:

„Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!
Zweitausend Feinde deckten das Gefild',
Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang,
Und von den Unsern ward kein Mann vermißt."

„Bravo! Ganseles! Bravo!" rief es im lustigen Chor.

„Bitte sehr, Bravo Nordstern", korrigirte der angehende Dawison.

— — — — — — — — — — —

Am folgenden Abende, eine Stunde vor Beginn der Vorstellung saßen Andor und Plant bereits auf dem „hohen Olympe", wie der deutsche Studentenwitz die Galerie getauft hat.

Es brannten nur wenige Lampen in dem weiten Raum und diese mit zweifelhaftem, trüben Lichte.

Noch herrschte jenes Halbdunkel, welches diese Theaterstunde so traulich, so poetisch, so mittheilsam macht und so gesucht von liebenden Paaren. Welche herrlichen Gespräche sind nicht schon von strebsamen, kaum den Knabenschuhen entwachsenen jungen Männern zu dieser guten Stunde geführt worden, wie Mancher hat hier Begeisterung und edlen Antrieb empfangen für ein Menschenleben, und wie viel glückliche Worte echter Liebe sind nicht schon ausgetauscht worden auf diesen alten, schmalen, von der Zeit geschwärzten Bänken.

Während es unten stumm und schauerlich gähnt, wie die Finsterniß eines riesigen Grabes, hört man oben ringsum helle Stimmen, frohes Lachen, da und dort eifriges Suchen und schalkhaftes Verstecken spielen, von Jenen, die sich hieher bestellt haben, und jetzt in der egyptischen Theaternacht nicht finden können oder aus verliebter Spitzbüberei nicht finden lassen.

Alle Bänke sind bereits besetzt.

Es wird ja eine Tragödie gegeben, ein Stück von Schiller, und unser Volk ehrt seine großen Dichter, nämlich, was diesen schönen Namen verdient, der schlichte, unverfälschte Kern der Nation. Hier, hoch oben über der Eitelkeit und Frivolität und der Unempfindlichkeit, welche nur ein weltmüdes Lemuren-

lächeln hat, wo uns Anderen das Herz emporschlägt, hier sitzt das eigentlich theilnehmende und das eigentlich gebildete Publikum.

Die Zeit, wo Vornehme und Reiche den Offenbarungen der Kunst mit heiligen Schauern in der Seele lauschten, ist vorüber. Den geputzten Damen, die da unten in den Logen und Fauteuils hingegossen sind, den Herren, welche blasirt an den Säulen des Parterres lehnen, fehlt deshalb schon das Verständniß, weil sie nicht die nöthige Bildung mitbringen. Eine Operette von Offenbach verstehen sie allenfalls noch, was sie aber nicht verstehen, das gilt in ihren Augen nicht, und dies ist gerade das Beste.

Was heutzutage die Gesellschaft bildet und den Ton angibt, der Adel, das Militär, die Finanzwelt, die Juden, wird mit Unrecht zu den Gebildeten gezählt. Diese muß man heutzutage in den Komptoirs suchen, am Ladentisch, in den Kanzleien, in den Werkstätten und Fabriken und im Theater auf der Galerie.

Hier findet man die kleinen Beamten, die den Tag über für ihren ärmlichen Gehalt im Dienste des Staates Federrobot geleistet haben, die Studenten, die Bürger, welche ein kleines Häuschen besitzen oder eine Werkstatt, arme Künstler mit langen Haaren, wohlgenährte gefühlvolle Köchinen an der Seite mar-

tialischer Unteroffiziere, welche, wenn Louise Gift nimmt oder der alte tapfere Götz von Berlichingen stirbt, noch so recht vom Herzen in ihre schrecklichen Schnurrbärte hinein weinen können, hübsche Näherinnen und Putzmacherinnen, welche so junge, reine Herzen haben voll Opferfreudigkeit und Lebenslust und Poesie, Mütter mit ihren rothwangigen gesunden Kindern, welche zu schreien anfangen, wenn die Hexen im Makbeth unter Donner und Blitz auftreten, oder Max Piccolomini das Schwert zieht; alte Damen mit grauen Locken, welche aus einem Almanach ausgeschnitten scheinen, und so fein und klug aussehen mit ihren seidenen Strickbeuteln und großen Hornbrillen; und Alles plaudert, kichert und beschäftigt sich in irgend einer Weise.

Hier beißen hübsche Mädchen herzhaft in große Orangen, das der goldene Saft sie überspritzt, dort essen andere Aepfel und heben die Kerne sorgfältig auf für ihre Kanarienvögel daheim, die alten Damen lesen, wenn es angeht, oder striken. Die jungen Leute sprechen gar so vernünftig, wenn sie nicht verliebt sind, und wenn sie es sind, drücken sie sich verstohlen die Hände, oder der leise Tritt eines kleinen Fußes sagt mehr, als tausend Worte vermögen.

Es wird mit Vorliebe von den Schauspielern

gesprochen und von den Stücken, aber Alles mit einer gewissen herzlichen Theilnahme, die Stimmung hier oben ist ja so neidlos, so heiter, so warm.

Endlich kommt der Luster langsam aus der Soffite herab, wie eine Sonne strahlend, im Augenblicke ist es im ganzen Hause hell und der trauliche Lärm auf der Galerie verstummt. Ein Jeder setzt sich zurecht.

Die Musiker erscheinen einer nach dem anderen, man hört Geigen stimmen, Flöten klägliche Seufzer ausstoßen, dazwischen brummt die Baßgeige wie ein zorniger Bär.

Rasch füllen sich alle Räume. Die Galerie ist jetzt ganz Auge. Alle Operngläser sind auf die Logen gerichtet. Offiziere mit den Säbeln klirrend, Dandys mit spiegelblanken Kastorhüten, tadellosen Kravatten, irgend einer Blume im Knopfloch, treten in das Parterre, blicken theilnahmslos umher und gähnen.

Elegante Herren und Damen füllen die Sperrsitze. Die Billetcure rennen unermüdlich hin und her. Noch sind die Logen meist leer, obwohl schon die Flammen der Rampe aus der Unterwelt der Versenkungen heraufsteigen und der Kapellmeister seinen Sitz eingenommen hat.

Frau Rosenzweig, eine dicke Jüdin, welche schwer athmet und bei fünfzehn Grad Kälte schwitzt, Micheline und Hanna sind die ersten, welche in einer Loge des ersten Ranges erscheinen. Dem literarischen Geschmack Hanna's muß schon dieses Opfer gebracht werden.

Gleich nach ihnen erscheint in einer Parterreloge die Gräfin Bärnburg in einer neuen unerhörten Toilette. Unter ihrer Loge lehnen Wolfgang und der junge Gott in der Husarenjacke und messen sich mit feindseligen Blicken.

Der Souffleur legt seine Tabaksdose und sein blaues Tuch neben das Pult, der Kapellmeister blickt auf das Orchester.

Das Präludium beginnt, die Gräfin seufzt.

„Jedes Mal, wenn eine Tragödie gegeben wird, dieselbe fade Musik“, sagt sie zu ihrer Nachbarin, der Frau des Ministers von Kronstein. Sie weiß nicht, daß diese fade Musik ein Andante von Beethoven ist, sonst würde sie entzückt sein.

Jetzt schweigt das Orchester. Der Vorhang geht auf.

Eine ländliche Gegend, vorn zur Rechten ein Muttergottesbild in einer Kapelle, zur Linken eine hohe Eiche. Thibaut d'Arc, seine drei Töchter und deren Freier.

„Ach! Wie geschmacklos die Stark wieder angezogen ist!"

Während Johanna Bertrand den Helm entreißt und aufsetzt, während sie in heiliger Begeisterung ihre göttliche Mission offenbart, füllen sich die Logen, herrscht ein wüster Lärm, denn die Damen rauschen mit ihren Roben und ertheilen laut Befehle, so und so viel unverschämte Lakaien halten sich ihrerseits verpflichtet, die Thüren kräftig zu schließen, während in den Sperrsitzen junge, vom späten Diner ermüdete Herren ganze Reihen aufzustehen zwingen, Alles aus Interesse für die klassische Dichtung, welche Niemand versäumen will, denn wir sind ein klassisches, ein literarisches Volk.

Ach! welche Opfer bringt man bei uns nicht, nur um für gebildet zu gelten.

Baronesse Julie wird mit ihrem Vater dem Obersten gegenüber den Damen Rosenzweig sichtbar, und jetzt beginnt ein Grüßen und Nicken, Hin- und Herüberlachen, gerade als Johanna ihren berühmten Monolog spricht. Zugleich erscheint im Parquet ein feiner Herr, welcher sieben Damen und einen ehrwürdig aussehenden alten Militär wieder aufzustehen zwingt. Der Alte zieht die Brauen zusammen, die Damen lächeln schmerzlich.

Jetzt stößt eine von ihnen einen leisen Schrei aus, der seine Herr ist ihr auf den Fuß getreten, das ganze Logenpublikum geräth in Aufruhr.

Der Herr entschuldigt sich, die Dame lächelt, eben spricht Johanna:

„In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust“ —

die Dame bedauert daß ihr Fuß nicht gepanzert ist.

Durch dieses kleine Schauspiel im Schauspiel ist Micheline auf den feinen Herren aufmerksam geworden und in dem Augenblicke, wo das Schlachtroß steigt und die Trompeten klingen, der Vorhang fällt und die Galerie applaudirt, richtet sie ihr Glas auf ihn. Der feine Herr ist aufgestanden und lehnt sich an die vordere Bank der Fauteuils, unbekümmert darum, daß er einer jungen Dame den Chignon zerdrückt, er bemerkt, daß man ihn in einer Loge ansieht und beeilt sich, den Blick zu erwidern.

„Sieh' doch, was für ein schöner Mann“, flüstert Micheline ihrer Freundin zu.

Der feine Herr ist auch in der That das, was man jetzt einen schönen Mann nennt, sein Gesicht ist zwar sehr gewöhnlich und sein Auge ohne Ausdruck, aber er ist gut gewachsen, hat einen prachtvollen Bart und eine tadellose Toilette. Mehr bedarf es ja nicht.

Micheline ist derselben Ansicht und kokettirt mit ihm in einer Weise, welche auf der Galerie für unanständig gelten würde, aber in einer Loge zum guten Ton gehört.

Wieder rauscht der Vorhang empor. Der erste Akt beginnt. Hoflager König Karl's zu Chinon. Wieder dieselbe stete Unruhe des gebildeten Publikums.

Nein, doch ein Augenblick der Aufmerksamkeit, Agnes Sorel tritt auf in dem vollen Pomp des historischen Costumes, alle Gläser sind auf sie gerichtet. Die blendende Erscheinung, die neue Toilette einer schönen Schauspielerin hat bewirkt, was Schiller nicht im Stande war, das gebildete Publikum beschäftigt sich mit dem, was auf der Scene geschieht, und es ist sogar stille geworden. Aber nur für wenige Minuten, die mit Rosen in Gold gestickte Sammtrobe der Sorel hat sich bald abgenützt und zum Ueberflusse erscheinen noch Prinzessin Paula, Prinzessin Amalie und der Kronprinz in der königlichen Loge, und der Kronprinz, als er der schönen Prinzessin den Mantel abnimmt, sieht wie ein Kanarienvogel aus, der aus vollem Halse sein Weibchen antrillert, er bläst sich förmlich auf und wiegt den Oberleib hin und her, man bemerkt das und bemerkt auch, daß die Prinzessin ihn mit ihrem Fächer auf die Wange

klopft — wer hätte in diesem historischen Momente noch einen Blick für den in düsteres Sinnen verlorenen König Karl, wer ein Ohr für die zornige Rede des Bastards.

Endlich naht die Scene, auf die Alles gespannt ist, schon kündigt La Hire dem Könige an, daß das Unglück sich erschöpft, das Glück gewendet, „Ein Treffen ist geschehen, Du hast gesiegt.“

Da ist er, der Debutant, Herr Nordstern, der Erzbischof und Du Chatel führen ihn herein, geharnischt vom Wirbel bis zur Zehe.

„Er sieht gar nicht so übel aus“, meint Plant.

Ganseles sieht indeß hinter seinem geschlossenen Visier genau so aus wie sonst, nicht bleicher, nicht röther. Es hat keinen Respekt vor dem Publikum, keinen Respekt vor Schiller, am wenigsten vor sich selbst. Es ist ihm genau so zu Muthe als ob ein Anderer für ihn da stünde und zum ersten Male vor tausend Menschen sprechen sollte, genau so witzig und gleichgiltig.

Seine Mama hat eine Schwester, diese Schwester kostet einen Bankier viel Geld, und denselben Bankier kostet auch der Intendant des Hoftheaters Baron Kitzling viel Geld. Daher die Protektion. Wenn er nicht durchdringt, wird er einen anderen Weg ein-

schlagen, es gibt der Wege so viele für eine positive Natur wie Ganseles.

„Reißt mich aus meinem Zweifel und Erstaunen", spricht König Karl.

„Was kündigt dieser feierliche Ernst mir an."

Ganseles, der lothringische Ritter, ist schnell bereit, den König wie das Publikum aus allen Zweifeln zu reißen, es bedarf nicht erst der Aufforderung des Erzbischofs: „Redet!" Er tritt vor, weiter als er soll, bis an die Rampe und öffnet sein Visier.

„Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht."

In dem Augenblicke, wo die echte Börsenphysiognomie des Debutanten aus dem Helm blickt, beginnt Einer hell laut zu lachen, Andere stimmen ein, man erkennt den lothringischen Ritter auf der Galerie und im Parterre, aber nichts ist im Stande, seinen näselnden, schnarrenden Redeschwall zu hemmen, er sieht das Opernglas der schönsten Prinzessin auf sich geheftet, er sieht vorne an der Rampe seinen Schneider stehen, dem er fünfundziebzig Gulden schuldet, aber was könnte ihn aus der Fassung bringen:

Er kommt glücklich zum Ende:

„Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!
Zweitausend Feinde deckten das Gefild',
Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang,
Und von den Unsern ward kein Mann vermißt."

Einige Hände klatschen Beifall, die kunstverständige Galerie zischt wie ein Mann, es ist nur ein kurzer Ton, das Zischen einer Riesenschlange, aber schon ist der Beifall todt und auch Ganseles ist todt, kein Intendant, kein Bankier und keine Mama kann ihm mehr helfen. Er ist eingesargt und begraben für immer.

Morgen sprechen die Zeitungen von ihm, übermorgen noch das Publikum, dann nach acht Tagen vielleicht noch die Billeteure und dann ist er vergessen.

Ja, er ist jetzt schon vergessen, das Stück nimmt seinen Lauf, die Damen plaudern und kokettiren, die Galerie ißt ihre Aepfel, als ob dort unten nicht eben eine Menschenseele ausgerungen hätte.

„Kurz ist der Spaß und ewig ist die Langweile“, murmelt Plant, „da ist mir eine Oper doch lieber.“

„Wenn ich lachen will, allerdings“, sagt Andor, der in seinen besten Empfindungen beleidigt ist, „für mich hat es etwas unwiderstehlich Komisches, wenn die Sänger neben einander an der Rampe stehen und wo möglich noch der Chor dabei und Jeder schreit aus voller Kehle und hat einen großen schwarzen Tintenklex mitten im Gesicht.“

Plant hört nur halb, er hat eben in dem Fremdenloge eine junge Dame entdeckt, welche mit großer

Eleganz gekleidet und von seltener fremdartiger Schönheit ist. Fortan richtet er sein Glas ununterbrochen auf sie.

„Für was hältest Du sie?" fragt er Andor, nachdem er ihn auf die Unbekannte aufmerksam gemacht, „ein verlorenes schönes Kind, was?"

„Ich denke, es könnte ebenso gut eine Fremde sein."

„Du magst Recht haben, vielleicht eine emanzipirte Russin, die nach Zürich geht, um dort Medizin zu studiren", Plant lachte, so in seiner Art.

Das Haus wurde indeß von Akt zu Akt unruhiger. Die Herren machen Besuche in den Logen, so und so viel reife Frauen lassen bei dieser Gelegenheit die Krägen oder Mantillen fallen, so und so viel Mädchen bedecken ihr Gesicht mit dem Fächer. Andere gähnen. Die Conditorjungen schießen gleich weißen Täubchen auf der Galerie umher, während unten gallonirte Diener mit schmutzigen Handschuhen Eis serviren; und Alles schwatzt, kritisirt, lacht, und hie und da blickt ein dicker Rath mit geblumter Sammtweste auf die Uhr.

Man klagt in Deutschland darüber, daß wir keine dramatischen Dichter mehr haben, die Dichter würden sich finden, aber wir haben kein Publikum mehr.

Freilich die Galerie, o! mit welcher Andacht die zusieht und zuhört, wie bald sie sich empört, gerührt oder begeistert zeigt. An einem schmutzigen Pfeiler sitzt ein Student in ärmlichen Kleidern, sein bleiches kummervolles Antlitz in einen abgegriffenen Band von Schiller's Werken versenkt, und liest das ganze Stück mit angstvoller Pietät mit, und bei jedem Vers, den der Regisseur gestrichen, zuckt er zusammen, als hätte man in sein eigenes Fleisch geschnitten.

Kann es ein rührenderes Bild geben!

Endlich ist das gebildete Publikum von der klassischen Marter, die es sich aufgelegt, erlöst.

„Kurz ist der Schmerz und ewig ist die Freude.“

Der Vorhang fällt, man eilt zum Thee zur französischen Restauration, in das Brauhaus oder zu seiner Dame, die, während man im Theater war, einen jungen Lieutenant empfangen hat, kurz man thut alles Mögliche, um sich von dem ausgestandenen Genusse zu erholen.

Andor sieht sich vergebens nach seinem Freund um.

Plant ist bereits nach dem vierten Akte fortgegangen und steht jetzt im Foyer. Er erwartet die schöne Unbekannte.

Obwohl sie sich dicht verschleiert hat, erkennt er sie sofort an der wehenden weißen Feder auf dem

schwarzen Hütchen und dem dunkelrothen Sammtmantel, und da er sie ohne Begleitung sieht, folgt er ihr, und zwar in einer Erregung, welche ihm selbst ungewöhnlich und, vermöge seines Charakterzuges, Alles zu bespötteln, lächerlich erscheint.

„Der Idealismus ist wieder auf dem besten Wege, Dir einen Streich zu spielen", spricht er mit jener eitlen Selbstironie, welche er an sich und Heine am höchsten schätzt, und doch hat seine Stimmung nichts mit dem Idealismus, nichts mit dem Herzen zu thun, es sind ganz andere Gefühle, welche Plant bewegen.

Als die Unbekannte die dritte Laterne erreicht, ist er bereits an ihrer Seite, lüftet den Hut und fragt, ob er sie begleiten dürfe. Sie sieht ihn an und gibt keine Antwort.

„Da Sie nicht „„Nein"" sagen", fährt er fort, „so nehme ich einem juridischen Grundsatze zufolge an, daß Sie „„Ja"" gesagt haben."

„Ich bin ein anständiges Mädchen", sagt die Unbekannte.

„Dafür halte ich Sie", beeilt sich Plant zu versichern, „sonst hätte ich mich nicht erboten, Sie nach Hause zu führen. Sie sind gewiß fremd hier, mein Fräulein?"

„Nein, ich bin hier zu Hause." Die Unbekannte hat eine wunderbare Stimme, eine Stimme voll Klang, Melodie und Schwung. Plant zittert förmlich, wenn diese Stimme an sein Ohr schlägt, um dann wieder innerlich seine Schwärmerei zu bewitzeln. Er ist ja so recht der moderne Mensch, der sich keinem Gefühl, keinem Genuß ganz hingeben kann, der jeder seiner Freuden selbst die bunten Flügel ausreißt.

„Dann erstaune ich, daß ich Sie heute zum ersten Mal sehe."

„Wer weiß, wie oft wir uns schon begegnet sind."

„O! eine Gestalt, eine Physiognomie wie die Ihre, mein Fräulein, sieht man ein Mal, um sie nie wieder zu vergessen."

Die Unbekannte lacht. Plant beißt sich in die Lippe, er möchte um jeden Preis geistreich, ungewöhnlich sein, dem schönen Mädchen imponiren, aber er fühlt, daß es ihm nicht gelingen will. Vergebens setzt er Himmel und Erde in Bewegung, spricht von dem Theater, von Schiller, der Prinzessin Paula, der Toilette der Gräfin Bärnburg, den Predigten des Mönches Hasfege, von Gott, Unsterblichkeit, der französischen Revolution, Bockbier, Hegel, ja endlich sogar von Ganseles, kurz von Allem, wovon ein moderner Deutscher beiläufig in einer ähnlichen Lage spricht,

aber Alles, was er sagt, mißfällt ihm selbst am allermeisten.

Er fühlt etwas wie Weltschmerz.

Daß in den Augen seiner Begleiterin weder sein Geist, noch sein Wissen, noch sein philosophischer Standpunkt entscheiden wird, sondern nur allein der Eindruck, den seine Persönlichkeit auf sie macht, diese ebenso einfache als unsterbliche Wahrheit zu begreifen, fehlt ihm die Naivetät.

Unsere praktischen Menschen sind in solchen Dingen entsetzlich albern.

An der Ecke der Lilienstraße bleibt die Unbekannte stehen. „Weiter dürfen sie mich nicht begleiten.“ sagt sie mit ihrer schönen Stimme und in einem Tone, der jedes Flehen fruchtlos erscheinen läßt.

„Ueben Sie Gnade gegen einen armen Sterblichen, dem diese Viertelstunde unvergeßlich sein wird“, sagt Plant, „und gönnen Sie mir ein Wiedersehen.“

Plant weiß sehr gut, daß diese Phrase nach dem Briefsteller für Liebende schmeckt, und schämt sich derselben, aber die Schöne scheint anders zu denken.

Sie sinnt nach und erklärt dann, sie werde ihm schreiben. Plant zieht seine Karte hervor, kritzelt

mit Bleistift seine Adresse auf dieselbe und überreicht sie mit einer eleganten Verbeugung, welche ihm in den Augen des schönen Mädchens mehr nützt, als der ganze Luxus von Esprit, den er entwickelt hat. Sie nickt ihm freundlich zu und biegt um die Ecke.

Plant ist in den nächsten Tagen in unbeschreiblicher Aufregung, er macht sogar ein Gedicht, das sich leicht an Heine anlehnt, und läßt sich von seiner Zimmerfrau, einer unumstößlichen Autorität in solchen Dingen, aus einem schmierigen Büchlein seine Träume auslegen. Einen schönen Wagen sehen; bedeutet diesem Orakel zufolge, mit höheren Leuten in Verbindung treten.

Diesmal scheint dasselbe Recht behalten zu wollen, denn als Plant Mittags aus der Kanzlei zurückkehrt, übergibt ihm seine Zimmerfrau ein elegantes Briefchen.

„Wer hat es gebracht?"

„Ein Herrschaftsbedienter."

Mit pochendem Herzen öffnet Plant das Couvert, es ist eine Bestellung seiner Unbekannten zur Dämmerzeit in den Thiergarten. Sie ist eine Aristokratin ohne Zweifel und sie will ihn wieder sehen, also gefällt er ihr. Sein Kopf dreht sich vor Glück, befriedigter Eitelkeit und kühnen Entwürfen.

Er ist natürlich pünktlich bei dem Rendezvous und sehr respektvoll gegen die schöne Unbekannte, welche auch diesmal äußerst vornehm gekleidet und dicht verschleiert ist. Während sie in der großen Allee promeniren, gehen zwei Damen vorüber.

„Die Gräfin Bartfeld" sagt die eine, seine Begleiterin fixirend, „ich kenne die Toilette."

Plant wäre in seiner Wonne im Stande, auf alle Bäume zu klettern und über alle Hecken zu springen.

Er ist auch von der Stunde an ganz verändert im Verkehr mit seinen Freunden, einsilbig, kühl, wie Einer, der ein großes Geheimniß zu bewahren hat. Nur einmal, als Wolfgang wieder mit einem eigenthümlichen Lächeln von der Gräfin Bärnburg spricht, läßt er sich hinreißen.

„Andere Leute haben auch Glück bei vornehmen Damen", ruft er, „aber sie besitzen das Zartgefühl, solche delikate Beziehungen nicht an die große Glocke zu hängen."

Wolfgang sieht Plant starr an und behandelt ihn von dem Augenblicke an mit größerer Achtung.

Einem Menschen, der ohne Arbeit sein Glück macht, fehlt es ja in unserer praktischen Zeit nie an Bewunderern.

Es ist längst zur Lüge geworden, daß das Handwerk einen goldenen Boden hat. Wir wissen es besser. Das Spiel, ja, das hat einen goldenen Boden, und der Betrug, und vor Allem die Schande.

Das ist der Höhepunkt moderner Kultur, auf dem wir angelangt sind.

Prinzen, Grafen und Generale treten mit Börseleuten in die Schranken und die Damen der High life rivalisiren mit der Halbwelt.

5. Kapitel.

Eine merkwürdige und eine recht gewöhnliche Familie.

Obwohl Plant seit seiner Bekanntschaft mit der Gräfin, für ihn bestand nämlich kein Zweifel darüber, daß seine Unbekannte diesen Rang einnehme, alle Menschen, mit denen er verkehrte, stark aus der Vogelperspektive betrachtete, den Notar, in dessen Kanzlei er arbeitete, nicht ausgenommen, besuchte er doch das Andor'sche Haus mit derselben Vorliebe wie früher. Er selbst konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, was ihn in den alten kleinen, von der Zeit geschwärzten Kasten zog. Genug, das Haus that ihm wohl.

So praktisch, rücksichtslos, ironisch er sonst war, hier konnte er oft stundenlang sitzen, stille und friedlich, und sich an dem Idealismus sonnen, der aus allen Ritzen strömte, denn es hat wohl noch nie in irgend einem Hause so viel Ritzen, Vorsprünge und Winkelchen gegeben, wie eben in diesem.

Dabei war aber nirgends etwas von Verwahr-

losung zu entdecken, sogar die Loupe hätte nichts aufbringen können, Alles war so nett, so spiegelblank. Das Alter des Hauses war ein Alter mit schönen silberweißen Locken und dem freundlichsten Lächeln von der Welt.

Das ganze Haus bestand aus zwei Zimmern und einer Küche ebener Erde, drei Zimmern im ersten Stocke und einem kleinen Gärtchen, das erhöht auf der alten Stadtmauer lag, es war ein altdeutsches enges und hohes Gebäude mit Giebel, Erkervorsprung und kleinen Säulen in den Fenstern, einem Türkenkopf als Thürklopfer, einem Marienbilde zwischen den Fenstern des ersten Stockwerkes und dem Spruche: „Wer auf Gott vertraut, hat wohl gebaut", in gothischer Schrift über dem Eingange. Auch fehlte der Steinsitz von der Hausthüre ebenso wenig wie die schwarze Holzbank im offenen Gange des ersten Stockes und die Gaisblattlaube im Gärtchen, von der aus man die Dächer der großen Stadt übersah und sogar ein Stück blauen Himmels und einen Hügel mit wirklichen grünen Bäumen in duftblauer Ferne erblicken konnte.

Im Erdgeschoß bewohnte ein Zimmer der eigentliche Besitzer des kleinen Hauses, der Bruder der Frau Andor, Hauptmann Gerling, Alles in Allem

ein alter Soldat, brav, ohne Furcht vor Gott und den Menschen, ein Mann der kurzen aber deutlichen Reden, von Früh bis Abend die Tabakpfeife im Munde und manchmal auch länger, denn er schlief nicht selten mit derselben ein.

Neben ihm hauste seine Schwester, Regina Gerling, ein altes, spiegelblankes Fräulein, dessen höchste Lebensfreude darin bestand, Gäste bei sich zu sehen und für sie zu kochen. Sie las mit Vorliebe die „Stunden der Andacht", verschmähte aber auch nicht, hie und da die Bekanntschaft einiger Dumas'schen oder Sue'schen Helden zu machen. Das Ideal ihrer Mädchenjahre war Richard Löwenherz gewesen, jetzt schwärmte sie heimlich für den Grafen von Monte Christo und fand, daß der ewige Jude eigentlich ein sehr interessanter Mann sei.

Oben hatte Frau Andor ihr Zimmer. Sie war die Wittwe eines Regierungsrathes und bezog, ebenso wie ihr Bruder, der Hauptmann, eine kleine, ganz kleine Pension. Ihre Kleider hatten alle den Schnitt der Zwanziger-Jahre, kurze Taille, in Falten gelegt, nicht etwa weil sie dieselben liebte, sondern weil sie jetzt erst die beiden Seidenkleider abtrug, welche sie zu ihrer Hochzeit bekommen hatte, ihr Häubchen war wie frisch gefallener Schnee. Sie erhellte das ganze

Haus mit ihrem freundlichen lieben Gesichte, das trotz der zahllosen kleinen Falten so rein, so unbefleckt war wie das Antlitz eines unschuldigen Mädchens von fünfzehn Jahren.

Die jungen Leute hingen an ihr mit großer Zärtlichkeit, denn sie war gegen jeden Menschen gütig und mütterlich, ja was noch wichtiger schien, sie war wie alle edeln und wirklich musterhaften Frauen nicht im mindesten prude. Selbst ohne Tadel, war sie geneigt, Anderen jeden Fehltritt der Leidenschaft, der nicht aus einem schlechten Herzen entsprang, zu verzeihen. Vor ihr konnte man ohne Furcht von Allem und Jedem reden, sie hörte meist nur zu, aber sie verstand Alles, sie fühlte Alles mit, sie stieß sich nie an einer etwas natürlichen oder derben Wendung, und wenn sie von Zeit zu Zeit ein Wort hinein warf, so war es ächtes Gold.

Ihr Sohn, der Doktor, war Privatdozent. Er hielt seine Vorlesungen über Geschichte an der Universität, er vergrub sich im Staatsarchiv in halbverschimmelte Urkunden oder arbeitete in der Bibliothek, durchaus Beschäftigungen, welche bei uns in Deutschland zu unserer idealsten Zeit nichts eingebracht haben, und jetzt, wo wir mit einem Male so praktisch sind, noch viel mehr zu den brodlosen Künsten ge-

hören. Er gab daher in einigen Familien Lektionen welche ihm anständig bezahlt wurden.

Alles in Allem war das Andor'sche Haus recht beschränkt in seinen Mitteln, trotzdem fehlte es aber nicht an Gastlichkeit. Die jungen Leute, die zum Doktor kamen, fanden jedes Mal einen gedeckten Tisch. Wie Frau Andor dies fertig brachte, blieb Jedem ein Räthsel, aber es war immer etwas da und es wurde so freundlich geboten, so freundlich, und das Lächeln der Frau Andor war ja im Stande, die Steingutschüsseln zu versilbern und mit fünf Broden und zwei Fischen Fünftausend zu speisen.

Wenn Jemand kam, saß er in der großen Stube im ersten Stocke, welche zugleich Salon, Tafelzimmer, Wintergarten und Menagerie war.

Da stand einmal eine alte Garnitur Möbel von rothem verschossenen Stoffe mit großen weißen Blumen, dann war ein langer Tisch da, um den ein halbes Dutzend Rohrsessel standen, dann waren zwei Fenster mit Blumen gefüllt, mit Epheu vergittert, und in jedem derselben stand ein hoher Strauch Rosenkraut in einem weißen Steinguttopf mit Amoretten, auf einem Holzkreuz bis zur Decke gezogen, förmliche grüne Bäume, die einen matten süßen Duft versendeten. Die Wände verdeckten große Kästen, mit

Büchern gefüllt, und alte prächtige Kupferstiche, und aller Orten sang, zwitscherte und lebte es.

Auf dem Ofen lag gewiß stets eine große graue weiße oder schwarze Katze und schnurrte andächtig.

Vom Schrank herab girrte ein Paar Turteltauben, das sich dort im Blumenkorb einer Gypsflora sein Nest gebaut hatte, auf den Zweigen des Rosenkrautes, wiegten sich goldgelbe Kanarienvögel, Stieglitze, Zeisige; unter dem Tische athmete schwer und vernehmlich der große halbblinde Jagdhund des Hauptmannes und wenn es recht spät und stille war, kam der Igel aus irgend einem Winkelchen hervor und trabte wie ein kleines geharnischtes Turnierroß umher.

Mitten unter diesem Gethier saß Plant eines Nachmittags mit Andor beim Kaffee und Frau Andor feilschte mit einem Bauer um Aepfel, welche in einem großen Tragkorb auf der Diele standen. Der Bauer bemühte sich redlich, seine Waare an den Mann zu bringen, er zeigte sich gar so freundlich, aber seine Preise schienen zu hoch. Frau Andor nahm von der und jener Sorte ein Stück heraus, besah es, fragte und legte es wieder zurück. Nachdem der Bauer alle seine Beredtsamkeit verschwendet und Frau Andor sich wieder an den großen Tisch gesetzt hatte, stellte

sich der Bauer den Aepfelkorb auf einen Stuhl, hob ihn auf den Rücken und setzte seine Mütze auf, indem er ruhig sagte: „Jetzt nützt es so nichts.“ Damit ging er fort ohne Gruß.

„Da hast Du ein schlagendes Exempel zu unserem alten Streit, Andor“, rief Plant, die verlockende Gelegenheit ergreifend, „dieser Bauer ist mir lehrreicher als hundert Bände unserer deutschen Gelehrten, die vom Leben so viel wissen, wie ein Pipi in seiner Eierschale. Da hast Du die menschliche Natur. So lange er meinte, daß ihm etwas abgekauft wird, erstarb er in Demuth und Freundlichkeit, ja er hat sogar Eueren Hund gestreichelt und gewiß nicht ohne Absicht. Wie er aber sieht, daß kein Geschäft zu machen ist, setzt er im Zimmer seine Mütze auf und empfiehlt sich nicht einmal. Wie soll man solchen Kreaturen gegenüber mit einem Idealismus, wie es der Deine ist, auskommen?“

„Du weißt, daß ich Pessimist bin.“

„O ja, in der Theorie. Du bist ein Anhänger Schopenhauer's, weil Dir Dein scharfer Verstand sagt, daß der Optimismus unsinnig ist, aber wie Du einer Thatsache oder einem Menschen 'gegenüber stehst, schweigt Dein Verstand, schweigt Deine Philosophie und nur Dein törichtes schwaches Herz führt das

große Wort.“ Andeor lächelte als wolle er sagen, Du hast Recht, aber ich kann mich nicht anders machen als ich eben bin.

„Ich mache mir oft Sorgen um Dich“, fährt Plant fort, „Du wirst jeden Augenblick blind gegen die Ecken des Lebens rennen und manche Beule davontragen. Da bin ich ganz anders. Ich verachte jede Sentimentalität. Mein Grundsatz ist: „man muß in dieser Welt wie in Feindesland marschiren“, das heißt, bewaffnet bis an die Zähne, keinen Pardon geben und auf keinen rechnen, wie die Russen bei Zorndorf riefen: Wir geben kein Quartier!“

„Weißt Du aber auch, was die Preußen Ihnen antworteten? Sie riefen zurück: Wir auch nicht. Du predigst den Krieg Aller gegen Alle.“

„Ich halte mich einfach an das, was uns die Geschichte, was uns die Statistik, was uns vor Allem die Naturwissenschaft lehrt.“

„Nun, ich denke, jede Wissenschaft gibt uns die eine große und einzige Lehre der Moral, die uns schon Jesus von Nazareth und dem Orient vor ihm Budha gab: Thue Keinem, was Du nicht willst, daß Dir geschehe.“

„Richtig.“

„Kehre nun den Satz um, mache ihn positiv, so

heißt es: Thue den Anderen das Gute, das Du Dir selbst wünschest."

„Ah! das sind altväterische Anschauungen."

Plant hat Recht, Niemand wird ihm widersprechen. Unsere Zeit bedarf dieser Moral nur noch, wie der Straßenräuber des vorigen Jahrhunderts einer Sammtlarve vor dem Gesichte bedurfte. Die Heuchelei ist allgemein, die Moral selten.

Andor ist in der That altväterisch in seinen Ideen und seinem Wesen. Wer wird heute Anderen Gutes thun, außer mit der Absicht, in die Zeitungen zu kommen und anderweitigen Nutzen daraus zu ziehen.

Das Haus, die ganze Familie Andor's machen den Eindruck, als ob sie vor hundert Jahren verschüttet und vor Kurzem ausgegraben worden wären. In unserer mit Kohlenstaub erfüllten Luft wollen solche Menschen nicht mehr recht gedeihen, sie sind veraltet.

Und doch nahm sich der Vorwurf gerade in Plant's Munde sonderbar genug aus und nur deshalb schwieg Andor so beharrlich. Sein Gemüth war zu zart, er hätte sonst antworten können, schlagend antworten.

Er hätte sagen können: Freund, als Du in Noth

warst, als Du keinen guten Schuh am Fuße und keinen guten Rock am Leibe hattest, als Du in Deine erfrorenen Hände blasen mußtest, um sie ein wenig zu erwärmen, und Hunger littest, wer hätte Dir da geholfen, wenn ich Deine so weisen und praktischen Maximen getheilt hätte. Wer gab Dir Kleider? wer gab Dir zu essen? ich war es, ich, den Du jetzt verspottest. Ich habe Dich vor Elend und Schande gerettet, vielleicht vor dem Verbrechen!

Möglicherweise hatte Plant unbewußt auf seine eigene praktische Philosophie, unsere Voreltern hätten in ihrer gemeinen Art, sich auszudrücken, Schuftigkeit gesagt, angespielt.

Er hatte nämlich zu seinem ersten Examen von Andor einen schwarzen Anzug ausgeliehen und nicht wieder zurückgestellt. Andor war zu gutmüthig, ihn zu mahnen, er hätte sich eher die Zunge abgebissen. Auch hätte es nichts gefruchtet, denn Plant hatte den Anzug unmittelbar nach dem Examen in das Leihhaus getragen und den Leihhauszettel wiederum verpfändet. Das war seine Dankbarkeit für die Wohlthaten, die er in dem altväterischen Hause empfangen, und da man ihn dort nach wie vor gleich freundlich aufnahm, hatte er nicht Recht, über sie Alle zu lachen?

Während also Andor beharrlich schwieg und Plant sich mit einem Stieglitz unterhielt, der Brosamen aus seiner Hand pickte, trat der alte Onkel in das Zimmer. Ihn kündigte, wie einen Eisenbahnzug, jedesmal eine blaue Rauchwolke an.

„Höre mal, Doktor", begann er in seiner mürrischen Weise, er nannte seinen Neffen nämlich jedes Mal Doktor und blickte mit nicht geringem Respekt auf ihn, „ich habe eine Lektion für Dich. Bei anständigen Leuten. Finanzrath Teschenberg —"

Andor erröthete in einer Weise, die wieder für einen Doktor der Philosophie und Privatdozenten der Geschichte sehr lächerlich war.

„Wird nicht ganz nach Deinem Geschmacke sein, Doktor, es gibt da drei weibliche Rekruten zu exerziren in der Geschichte. Zwar alle Drei bildhübsch, die junge Teschenberg, die kleine Klebelsberg und die reiche Rosenzweig. Mein Herr Kamerad von Leipzig noch, Oberst Klebelsberg hat Dich empfohlen. Gutes Honorar, aber wie gesagt, gewiß nicht nach Deinem Geschmack, Doktor. Ja, als ich noch Lieutenant war, ich hätte die Mädels schon in Ordnung gebracht. Und — was sagst Du?"

„Sie wissen, lieber Onkel, daß, sobald Sie etwas

wünschen oder über mich beschließen, es eine Freude für mich ist —"

„Wenn Du nicht magst, Doktor, nur gleich Farbe bekannt."

„Nein Onkel, ich nehme die Lektion mit Vergnügen sogar."

„Das kann ich bezeugen", spöttelte Plant.

„Was, wissen Sie etwa davon, Musje Plant", fertigte der alte Soldat den jungen praktischen Philosophen ab, „aber Du mußt auf der Stelle hin, Doktor, habe dem Obersten versprochen, daß Du Dich heute noch bei Finanzrath vorstellst."

Andor ging in sein Zimmer, um sich anzukleiden, er gehorchte in solchen Dingen dem alten Onkel auf ein Wort oder einen Wink hin.

Es bestand ein eigenthümliches Verhältniß gegenseitiger Hochachtung zwischen den Beiden.

Wenn der Doktor irgend einen Schritt in der Welt that, sagte er zur Mutter, geh' doch hinab und frage den Onkel, der ist in Allem erfahren, und las der alte Hauptmann die Zeitung oder ein Buch und es stieß ihm ein fremdes Wort, stieß ihm ein Gegenstand auf, der ihm unbekannt war, dann sagte er zu seiner Schwester, dem alten Fräulein, geh' doch hinauf und frage den Doktor, der weiß Alles.

Andor war noch nicht lange in seinem Zimmer, als er nach der Mutter rief.

Der große, starke, gelehrte Mann war darin wie ein Kind, er war nicht im Stande, irgend etwas ohne sie zu thun.

Der Mutter folgte der Onkel, folgte die Tante, folgte Plant, und Alle halfen dem Doktor sich anzukleiden. Die Mutter that ihm die Knöpfe in die Manschetten; der Hauptmann band ihm die Halsschleife in zwei kongruente Zipfen, darin war er nämlich Meister; die Tante bürstete ihm den Hut und hielt den Stock bereit, während Plant ihm in den Frack half.

Endlich war unser Held gewappnet und gerüstet, und trat in Begleitung Plant's den schweren Gang an, schwer, weil er sich vor Menschen, die ihm fremd und neu waren, stets ein wenig fürchtete, und weil er Hanna in aller Nähe sehen und sogar sprechen sollte. Das, wonach er sich seit Monaten gesehnt, erschien ihm jetzt wie eine Strafe, und so war er denn ziemlich ungewöhnlich gefärbt, als er Plant vor dem Hause, in dem Teschenbergs wohnten, die Hand schüttelte, und mußte auf der Treppe mehrmals stehen bleiben, um Athem zu schöpfen.

Noch angesichts der Thüre wäre er mit Ver-

gnügen umgekehrt, aber rasch entschlossen ergriff er die Klingel, und riß sie aus lauter Angst so kräftig an, daß es einen gellenden Ton gab, der ihm selbst durch Mark und Bein ging.

Wie es nun kam, daß er eintrat und sich vorstellte, das ist ihm später nie ganz klar geworden, genug, er stand endlich in einem mäßig großen Zimmer vor einer älteren Dame, welche auf einem Sopha saß, ein würdevoller Herr bot ihm die Hand, drei blühende Mädchengesichter lachten ihn an, und fünf Kinderköpfe umringten ihn mit unartigem Erstaunen.

Er selbst stand da aufrecht wie ein Holzsoldat, und jedes Mal, wenn er sich verbeugte, und er verbeugte sich drei Mal, zuerst gegen das Sopha, dann gegen den würdevollen Herrn und endlich gegen die lachenden Mädchengesichter, senkte er nicht etwa den Kopf, sondern die Absätze, und begann wie ein Holzsoldat sammt seinem Brettchen mit steifen Füßen auf- und abzuschwanken.

Der würdevolle Herr bot ihm einen Stuhl, der Doktor setzte sich auf den Rand, und in so zarter Weise, als wolle er dem Stuhle nicht wehe thun. Die Mädchen nahmen um den Tisch herum Platz. Die Dame auf dem Sopha leitete die Unterhaltung.

Andor bemühte sich redlich, unbefangen zu erscheinen, denn er hatte das dunkle Gefühl, daß resolute, ja etwas kecke Männer den Frauen besser gefallen, als bescheidene oder gar scheue, aber je angestrengter er zu diesem Zwecke mit Händen und Füßen arbeitete, um so mehr glichen alle seine Bewegungen jenen eines kleinen Bajazzo, der durch eine Schnur von Kinderhand regiert wird. Er sprach nicht schlecht, es gelang ihm sogar ironisch zu werden, aber sein Auge irrte dabei verzweifelt im ganzen Zimmer umher, bald haftete es seitwärts am Boden, bald an den Familienporträts über dem Sopha, ja sogar an der Decke, nur nicht dort, wo es sein sollte.

Alles in Allem spielte er eine lächerliche Rolle und die Mädchen belustigten sich auch weidlich auf seine Kosten, tauschten verständnißinnige Blicke oder stießen sich leise mit dem Ellenbogen und brachen dann in ein lautes muthwilliges Lachen aus. Welches Mädchen würde in einem solchen Falle Gnade üben?

Auch Hanna hatte kein Erbarmen und sie war es, welche am meisten lachte und die Anderen auf die kläglichen Grimassen ihres armen Opfers aufmerksam machte.

Andor wurde mehrmals blutroth, beinahe wären

ihm die Thränen in die Augen getreten, und doch trug er, er ganz allein Schuld an seinem fatalen Debut.

Wer wird auch heute noch ein paar hübschen Puppenköpfen gegenüber in Verlegenheit kommen, wo die Scham bei viel ernsteren Dingen aus der Mode gekommen ist.

Ueberdies hatte Andor gerade in dem Hause Teschenberg am wenigsten Ursache, in Verlegenheit zu kommen, er hätte sie alle von oben herab ansehen dürfen, den würdevollen Herrn, den Finanzrath, nicht ausgenommen.

Das war allenfalls ein Mensch wie eine Uhr oder eine Rechnenmaschine, einer von jenen, denen jeder Tag ist wie der vergangene war und wie der kommende sein wird, ein Kanzleipascha, Federtiger, grausamer Zahlenkopfabschneider und Steuernwütherich, Alles in Allem, was man in unserem beamtengedüngten, papierüberschwemmten, paragraphenverklexten Deutschland zwischen Aktengebirgen und Tintenströmen einen musterhaften Staatsdiener nennt.

Die Räthin war eine Frau mit einem hohlen Kürbiskopfe, in dem die Pfaffen ein kleines Lichtlein angezündet hatten, Hanna ein thörichtes Mädchen mit einem Herzen, das wie ein Stein nur dann Funken

gab, wenn man mit aller Kraft auf dasselbe losschlug, und die Kinder verzogene, unartige, blöde Kinder, welche sich vor Gespenstern fürchteten und weinten, wenn der Lehrer ihnen einmal etwas mehr zu lernen aufgab.

Wie alle Familien, deren Haupt einen gewissen Rang in der endlosen Mandarinenreihe einnimmt, fühlte sich auch die Familie Teschenberg verpflichtet, „ihrer Stellung gemäß zu leben". Bei diesem löblichen Vorhaben stieß sie jedoch auf ein entschiedenes Hinderniß, nämlich den Gagebogen des Herrn Finanzrathes, welcher, wie jener polnische Landbote, bei jeder Gelegenheit sein „Veto!" schrie, das nicht überhört werden konnte.

Indeß Leute von einigem Takt, wie es die Teschenbergs unstreitig waren, wissen sich selbst unter solchen Verhältnissen zu helfen, und man muß gestehen, daß der Rath sowohl als die Räthin und ihre kluge Tochter Hanna in der eleganten Bemäntelung ihrer respektablen Armuth einen geradezu amerikanischen Erfindungsgeist bewiesen.

Ein feines Haus ohne Bedienten ist nun einmal absolut nicht denkbar, ein Kutscher von entschiedenem Nutzen, und ein Koch gibt demselben erst den eigentlich vornehmen Anstrich. Was also beginnen, wenn

man schon die Hofämter der Köchin, der Bonne und der Kammerjungfer in der Person eines Mädchens für Alles zu vereinigen sich gezwungen sieht?

Der feine Takt der Familie Teschenberg weiß sich indeß auch in dieser schwierigen Lage Rath, die Köchin wird aus der Liste der Lebendigen gestrichen, die Kammerjungfer wird zur unsichtbaren Person, zur Mythe, sie existirt nur im Munde der Frau Teschenberg als „unsere Jungfer" und das Mädchen für Alles erscheint, sobald es nöthig, als Bonne.

Nun ist es aber immerhin möglich, auf diese Weise aus einer Person drei zu machen, wo aber absolut nichts da ist, nicht das geringste menschliche Material, vermag selbst eine so taktvolle Familie wie die Teschenberg nicht weitere Fleischwerdungen in Szene zu setzen.

Nicht? O! doch, doch!

Der Federtiger hat in seinem Amte einen Kanzleidiener, welcher mancherlei Talente besitzt und als Unteroffizier bei den Uhlanen entwickelt hat. Dieser Kanzleidiener spielt in der Familie Teschenberg dieselbe Rolle wie jene berühmten Leibhusaren eines kleinen vaterländischen Potentaten, den ein russischer Kaiser bei der Durchreise eines eintägigen Besuches würdigt.

Der Czar kommt auf dem Bahnhofe an und findet den deutschen Fürsten, umgeben von seiner Generalität, zwölf Mann stark, welche sich auffallend gerade hält und starrende schwarze Schnurrbärte hat.

Bei der Hofjagd versehen zwölf Leibjäger und Piqueure in der Tracht Ludwig's XV. den Dienst, und der Czar bemerkt, daß auch sie die stramme Haltung der Generalität und ihre schwarzen Schnurrbärte haben.

Die Bedienung bei der Hoftafel besorgen zwölf Leibhusaren, welche sich alle auffallend gerade halten und starrende schwarze Schnurrbärte haben.

Abends ist Galavorstellung in dem kleinen Hoftheater: „Fidelio". Der Chor der Gefangenen, welcher furchtbar mit den Ketten rasselt und dabei beiläufig die Griffe macht wie bei „Präsentirt das Gewehr", besteht aus vollen zwölf Mann, welche sich merkwürdiger Weise auch auffallend gerade halten und starrende schwarze Schnurrbärte haben.

Länger hält es der Czar nicht aus, er fragt und forscht und zuletzt stellt es sich heraus, daß die geraden Zwölf mit den schwarzen Schnurrbärten die Leibhusaren des Fürsten sind, welche nach Bedarf eingekleidet und zugerichtet als Generale, Jäger und Choristen fungiren müssen.

In derselben Weise erschien unser Kanzleidiener bei dem Finanzrath früh am Morgen als Stiefelputzer, besorgte die Aufträge der Damen, begleitete sie bei Visiten und in das Theater, bediente bei Tisch, wenn Gäste da waren, als Bedienter in einer Herrschaftslivrée, welche Frau Teschenberg von einem industriellen Hebräer erstanden hatte, lenkte die von der Entreprise des pompes funèbres ausgeliehenen Pferde als Kutscher, wenn die Herrschaft ausfuhr, und wüthete als Koch in weißer Jacke und Tellermütze in der Küche herum, wenn das Haus Teschenberg eine Soirée gab.

Wenn das Leben überhaupt eine Komödie ist, so war jenes der Familie Teschenberg entschieden die schlechteste, welche aufgeführt werden konnte.

Morgens ein Kaffee, der wie Petroleum schmeckte, Mittags zu viel zum Verhungern und zu wenig, um sich satt zu essen, zum Abendbrod regelmäßig Erdäpfel und ein Häring, dafür werden aber die Straßen der Residenz mit seidenen Besen gekehrt, im Salon stehen Sammtmöbel und im Theater sitzt man in einer Loge, wenn auch der Magen manchmal unartig wird und wie ein alter Hofhund knurrt.

Indeß gab es noch immer vielerlei elegante Dinge, welche trotz allem Takt nicht zu erreichen waren.

In dieser Richtung machte die taktvolle Familie eine unbezahlbare Erfindung, welche wir den zahlreichen ähnlichen Familien zur Nachahmung empfehlen.

Sie schützte ihren Geschmack vor.

Alles, was über die Kräfte der Teschenbergs hinausging, verletzte ihr ästhetisches Gefühl.

Hanna war eine abgesagte Feindin des Chignons, weil das Geld fehlte, einen für sie zu kaufen. Die Räthin verachtete aus demselben Gesichtspunkte mit großer Entschiedenheit Spitzen und Diamanten und der Finanzrath erklärte bei jeder Gelegenheit den Wein für das schädlichste und verderblichste Getränk der Welt, das immer verfälscht sei, und bemühte sich sogar, den Verfall der Sitte und das Zurückgehen der Race im deutschen Vaterlande aus dem vielen Genusse dieses von dem alten Noah so gepriesenen Saftes herzuleiten.

Die Familie Teschenberg hätte zwar ihre Lage wesentlich verbessern können, wenn die Damen nur irgend etwas gethan hätten, aber sie besaßen jenen edlen Stolz großer Seelen, lieber zu entbehren, als etwas Unwürdiges zu thun, und durch Arbeit Geld verdienen, erschien ihnen ebenso gemein als unanständig.

Trotz alledem flößte die Familie Teschenberg

dem ehrlichen Andor eine förmliche Ehrfurcht ein, und er war froh, ungerupft wieder an die Luft zu kommen.

Kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, kam er unter das Messer, wurde jenes unerbittliche Scherbengericht über ihn gehalten, dem Keiner von uns entgeht, wenn er einen Kreis gebildeter Menschen verläßt.

Hanna fand, daß er nicht mehr Lebensart besitze als ein dressirter Bär, Micheline tadelte seinen Schneider und seine entsetzlich großen Füße, während Julie seine Augen schön fand. Dagegen hatte er vor den Eltern Gnade gefunden. Der Rath pries heftig seine Bildung und die Räthin nannte ihn einen jungen Mann von seltener Bescheidenheit und zartem Anstand.

„Doktor Andor wird einmal einen musterhaften Ehemann abgeben", sagte die Räthin, nachdem die Mädchen wieder einige Zeit ihren Witz an ihm geübt hatten.

„Warum nicht?" rief Micheline mit unnachahmlicher Geringschätzung die Achseln zuckend, „ein armes Mädchen, das keine Auswahl hat, kann mit ihm ganz zufrieden sein. Ich für meinen Theil werde mir einen Mann kaufen, der mir gefällt und durch

den ich in die Gesellschaft und an den Hof komme, einen hübschen Offizier oder einen Grafen, der Schulden hat."

Die Räthin begnügte sich, der aufrichtigen Tochter Rosenzweig's einen strafenden Blick zuzuwerfen, denn Takt war in ihren Augen Alles.

6. Kapitel.

Deutsche Liebe.

Andor war ohne Zweifel ein charaktervoller junger Mann, aber die Liebe, die echte, innige und leidenschaftliche Liebe ist eine von jenen geheimnißvollen Elementargewalten, gegen die wir vergebens mit allen unseren Kräften ringen.

Als er von Teschenberg fortging, kannte seine Empörung über das Benehmen der drei musterhaften Fräulein keine Grenzen.

Am folgenden Morgen war er noch fest entschlossen, die Lektion abzulehnen. Mittags erwägte er, daß es doch nothwendig sei, sein Ausbleiben zu entschuldigen, um vier Uhr Nachmittags nannte er sich einen erbärmlichen Feigling für den Fall, daß er nicht zu dem Rathe gehen und ihm persönlich die

Gründe darlegen sollte, welche ihn bestimmten, sein Haus nicht mehr zu betreten; um $^3/_4$5 Uhr betrat er dieses Haus doch, und um 5 Uhr gab er seine erste Vorlesung.

Er begann mit den Chinesen. Nun hat der Gegenstand für uns Europäer gewiß eben so viel Barockes und Komisches an sich, als wir Seltsames und Lächerliches in den Augen der Kinder des himmlischen Reiches haben mögen, denn unser heiliger Florian mag sich für ungewohnte Augen kaum ehrwürdiger ansnehmen, als uns ein dickbauchiger chinesischer Götze erscheint, aber nichtsdestoweniger verließ jener Takt, welcher in den Augen der Räthin Teschenberg Alles war, auch diesmal die drei musterhaften Fräulein, und sie kicherten beinahe ununterbrochen mit einander.

Nun haben aber Menschen von geringer gesellschaftlicher Routine einen viel schärferen Blick für das Benehmen Anderer und sind auch viel empfindlicher gegen jede Art von Zurücksetzung oder Beleidigung, als hartgesottene Salonsünder.

Zum Ueberflusse war Andor noch verliebt. Er saß also da wie ein Tiger, dem man einen Papierkragen und ein blaues Tuch um dem Hals geschlungen hat, und zerfleischte seine Chinesen mit einer Art Wuth.

Mit einem Male richtete er sich aber auf, heftete seine großen blitzenden Augen auf Hanna und sprach: „Ich glaube, mein Fräulein, daß ich Sie in Geschichte zu unterrichten habe, im Lachen bedürfen Sie offenbar keines Lehrmeisters mehr.“ Seine Stimme klang dabei trocken und gepreßt, aber hatte in diesem Augenblicke etwas Erhabenes, etwas Furchteinflößendes an sich.

Hanna schrak auch in der That zusammen, wurde bleich, dann wieder roth, verzog die Lippen zu einem Lächeln und setzte sich endlich, die Brauen finster zusammenziehend, bis an die Lehne ihres Stuhles zurück. Andor war der erste Mann, der es zu Stande gebracht hatte, diesem verzogenen thörichten Mädchen voll Prätensionen zu imponiren, er hatte sie zurechtgewiesen, sie, der alle jungen Männer Schönheiten sagten und alle alten Herren bewundernde Blicke zuwarfen.

Andor wurde diesmal von den drei musterhaften Fräulein nicht mehr wesentlich gestört.

Micheline begnügte sich damit, recht oft zu gähnen, Julie zeichnete auf einem Bogen Papier den Grundriß einer Synagoge und Hanna blickte von Zeit zu Zeit, scheu und mit einem gewissen Interesse sogar, von der Seite auf den Doktor. Zum Schlusse

gab der Doktor den drei Fräulein einige Seiten in der Weltgeschichte von Weber zum Lernen auf, lehnte artig aber entschieden den Petroleumkaffee der Räthin ab, was Hanna wieder imponirte, und empfahl sich so rasch, daß er das ganze Mädchenvolk aus der Contenance brachte.

Bei der folgenden Lektion erschienen die jungen Damen mit ziemlichem Ernst, hohen Frisuren und ausnehmend hübschen Toiletten, dafür aber mit himmelschreiend leeren Köpfchen.

Micheline wußte von chinesischen Dichtern nur Ossian und Herodot zu nennen und Hanna war der Ansicht, daß die Chinesen zuerst die Eisenbahnen erfunden hätten.

Andor suchte sich zu fassen.

„Sie haben es also nicht der Mühe werth gefunden, sich mit der Aufgabe zu beschäftigen, welche ich Ihnen gegeben habe", sagte er endlich.

„O! wir haben sehr fleißig studirt."

„Unterbrechen Sie mich nicht — Sie haben nichts gelernt und finden es wahrscheinlich überhaupt nicht der Mühe werth, etwas zu lernen, ich aber finde es unter diesen Umständen meiner unwürdig, Sie zu unterrichten."

Er stand auf, die Mädchen starrten ihn an.

Hanna gewann zuerst ihre Fassung wieder, sie rief ihm nach — er war bereits an der Thüre — und hielt ihn bei der Hand zurück.

„Ich bitte, Herr Doktor, bleiben Sie", sagte sie in einem Tone, der Andor's armes Herz unwiderstehlich ergriff, „wir werden lernen, verlieren Sie nur nicht so schnell die Geduld."

„Wie können Sie uns auch böse sein", rief Micheline, „Sie, ein so gelehrter—"

„Ein so geistvoller Mann", fügte Julie hinzu.

„Es ist unter Ihrer Würde, uns zu zürnen", schloß Micheline.

„Also die Chinesen haben nicht die Eisenbahnen erfunden", fiel Hanna lebhaft ein, „nicht wahr, Herr Doktor?"

„Und Ossian — ist kein chinesischer Dichter?" rief Micheline während sie Andor auf den Sessel niederzog.

Seitdem wetteiferten die drei Fräulein, dem Doktor Freude zu machen, und lernten zum ersten Male in ihrem Leben Etwas ernstlich und gründlich.

Eines Nachmittags, als Hanna mit Feuereifer alle Fragen Andor's, die Heroenzeit Griechenlands betreffend, beantwortet, Micheline die verschiedenen Säulenordnungen entwickelt und Julie den Inhalt

den Odissee auf Grundlage der eigenen Lektüre in der Uebersetzung unseres trefflichen Voß mit lebhaften Farben wiedergegeben hatte, lächelte Andor, halb gegen seinen Willen.

„Sie verdienen heute unstreitig eine Belohnung, meine Damen", sagte er, „schade nur, daß ich weder Aladin's Wunderlampe, noch das Tischlein deck dich mein nenne."

„O! Sie können uns schon belohnen, wenn Sie nur wollen", rief Julie.

„Königlich belohnen", betheuerte Micheline.

„Bitte, Herr Doktor, erfüllen Sie mir eine Bitte", flehte Hanna, die Hände faltend wie ein artiges Kind.

„Mir auch", schrieen die Anderen.

„Gut also", erwiderte Andor, „ich bin bereit, als Belohnung für Ihren Fleiß und Eifer jeder von Ihnen einen Wunsch zu erfüllen." So sehr er sich auch den Anstrich eines Pedanten gab, pochte ihm doch das Herz dabei wie einem verliebten Knaben.

„Ihr Wort, Doktor."

„Mein Wort."

„Also ich für meinen Theil wünsche, daß Sie uns einen Fleißzettel ausstellen", entschied Julie, „den wir uns als schönes Andenken an unseren lieben Lehrer aufheben wollen."

„Mit Vergnügen," sagte Andor, schnitt drei Blätter Papier zurecht und begann zu schreiben.

„Ich," begann Micheline, „ja, was soll ich mir denn eigentlich ausbitten?" Die Anderen lachten und Andor lachte diesmal mit. „O! ich weiß schon, ich weiß schon," rief sie dann, „ich wünsche, daß Sie mir einen Besuch machen, Doktor."

„Werde nicht ermangeln," versetzte Andor mit dem Kopfe nickend, „aber Sie, Fräulein Hanna, was befehlen Sie mir."

„Ich befehle Ihnen, Doktor," sagte Hanna rasch, den Kopf mit schalkhafter Majestät erhebend, „heute mit uns auf das Eis zu gehen."

„Aber ich bin kein Schlittschuhläufer."

„Um so besser, ich werde Ihre Lehrmeisterin sein," sagte das schöne Mädchen; ihr Blick verrieth jenen sprühenden Muthwillen, welcher jungen Geschöpfen dieses Alters so gut läßt und jetzt so selten zu finden ist, wo man mit sechzehn Jahren blasirt und mit zwanzig Jahren bereits mit Selbstmordgedanken vertraut ist. Sie freute sich darauf, den Doktor wieder einmal recht ungeschickt und hilflos zu sehen.

Andor war eben fertig geworden und überreichte jeder der drei jungen Damen einen der schön geschriebenen Fleißzettel.

Hanna ergriff den ihren mit einer gewissen Hast, kaum hatte sie aber einen Blick auf die Schrift geworfen, geschah etwas gar Seltsames. Sie wurde purpurroth und las in ihrer Verwirrung die paar Zeilen wieder und immer wieder, und Andor warf nur einen Blick auf sie und in demselben Augenblick schoß auch ihm das Blut verrätherisch in die Wangen.

Hanna hatte eine Entdeckung gemacht, welche für ein junges Mädchen wenigstens von derselben Wichtigkeit ist, wie für uns jene des elektrischen Telegraphen oder der Dampfmaschine war. Sie hatte die Schrift jenes Briefes erkannt, welcher seinerzeit die Schneiderschule so sehr beschäftigt hatte, und wenn sie jetzt einen russischen Prinzen oder Millionär in dieser Weise entdeckt hätte, wäre es für sie kaum ein solcher Triumph gewesen, als in ihrem schwärmerischen Anbeter den bösen, gelehrten, gefürchteten Andor zu entlarven, der ihnen Allen so imponirte. Jetzt war ihr auch mit einem Male klar, warum dem ersten Briefe kein zweiter gefolgt war.

O! wie sie innerlich jubelte und dabei doch den Blick nicht aufzuschlagen wagte, sie hätte lange noch an ihrem Fleißzettel gelesen, wenn ihr Baronesse Julie nicht zu Hilfe gekommen wäre.

„Also wir führen den Doktor auf das Eis."

„Ja, ja," rief Hanna, indem sie zugleich aus dem Zimmer hüpfte, „aber früher eine Tasse Kaffee."

Andor ließ geduldig Alles über sich ergehen, denn es war ihm zu Muthe wie einem Mörder, den das Auge des Gesetzes erreicht hat, er wußte sich verrathen und jetzt erst vielleicht recht vom Herzen verlacht und verspottet. Ohne Klage schlürfte er den Petroleumkaffee, ohne Klage harrte er, bis die drei Fräulein und die Räthin Toilette gemacht hatten.

Als die Damen wieder sichtbar wurden, konnte sogar der für Toilettenluxus unempfindliche Andor seine Bewunderung nicht unterdrücken, sein ästhetischer Sinn wurde lebhaft berührt und zauberte ihm allerhand Bilder vor. Die Räthin erschien ihm in ihrer schweren Winterpracht wie eine russische Czarin, Baronesse Julie, deren Eislaufcostume den polnischen Schnitt hatte und auf deren blonden Locken kokett ein viereckiges Mützchen schaukelte, mahnte ihn an den unnachahmlichen Pan Thadeus des Adam Mizkiewicz, Micheline, in ungarischem Dolman und Kalpak, ließ eine Saite in seiner Seele erklingen, welche gleich Petöfi's genialen Melodien vibrirte, und nun gar Hanna! Zuerst schien sie ihm aus einem jener kleinen Kabinetsstücke von Dow oder Mieris herausgetreten, dann stand plötzlich die winterliche

Steppe vor seinem Auge, die Trojka, die wie ein Vogel dahinfliegt, tönte Schellengeklingel und Geheul der Wölfe in sein Ohr, dann mahnte es ihn wieder an die rothe Schenke, die rebelischen Garden Peter's III. und die hohe schlanke Gestalt Katharinens, die, den Hut mit Eichenlaub bekränzt, in den Krieg zieht gegen ihren Gemal.

So glücklich ist Andor in seinem Idealismus, er sieht die wechselvollsten herrlichsten Gestalten und Szenerien, wo ein Anderer nur vier reich und geschmackvoll gekleidete Modedamen sieht. Willig läßt er sich von seiner jungen Gebieterin mit den Schlittschuhen der drei Fräulein beladen und folgt ihnen die Treppe hinab.

Trotz der Entdeckung, welche Hanna gemacht hat und welche sie, mehr als sie sich selbst bewußt ist, mit Freude und Stolz erfüllt, war sie jetzt noch viel mehr entschlossen, den Doktor zur Belustigung Aller auf dem Eise zu exerziren, wird doch ein eigener Uebermuth in den Mädchen rege, sobald sie sehen, daß ein Mann in sie verliebt ist, und sie benehmen sich dann nicht anders wie Knaben, die einen Vogel gefangen haben.

Unterwegs ertheilt Hanna dem Doktor weise Lehren über das Eislaufen, welche er andächtig an-

hört, die ihm aber nicht mehr nützen werden, als jede Theorie es vermag, er wird dennoch auf die Nase fallen, und wie sich Hanna darauf freut!

Schon erglänzt der kleine, zugefrorne Teich des Thiergartens zwischen kahlen, vom Schnee halb erdrückten Bäumen.

Alles ist in lebhafter, fieberhafter Bewegung.

Herren und Damen rasen gleich Faunen und Bacchantinen durcheinander, alle Nationen scheinen vertreten, Polinen und Russinen gleiten, die Arme stolz auf der Brust verschränkt, über die spiegelglatte Fläche, Ungar und Ungarin fliegen Hand in Hand dahin, und die goldverschnürten Dolmans entfalten sich hinter ihnen gleich Fittigen. Irgend ein Löwe der Residenz, der zum Verwechseln einem Eskimo gleich sieht, schneidet allerhand Arabesken in das Eis, ein bildhübscher Offizier sieht ihm ernsthaft zu, während eine dicht verschleierte, im geheimnißvollen schwarzen Sammt gekleidete Schöne magische Schlingen um sie Beide zu ziehen scheint.

Knaben mit hochgerötheten Gesichtern jagen auf und ab, andere schreien am Ufer und werfen mit Schneeballen.

Eine aristokratische Juno liegt nachlässig in einem weichgepolsterten Fauteuil, den ein kleiner, kurzath-

miger Gardeoffizier, wie ein Lakai hinter ihr stehend, auf und ab schiebt, schon perlt ihm der Schweiß von der Stirne, aber sie wird nicht müde, die Leute durch die Lorgnette zu fixiren, und scheint ihren Ritter ganz vergessen zu haben.

In den Gebüschen hüpfen Sperlinge auf den mit kleinen glitzernden Eisstacheln besetzten Zweigen, die Abendsonne wirft in das Gewirre von Menschen und Farben ihre röthlichen Lichter, so daß Alles überirdisch glänzt und flimmert. Das Eis seufzt unter der Last und wiegt sich und kracht.

Am Ufer sitzen auf Holzstühlen reich gekleidete Frauen, die erstarrten Hände in den Muffen verborgen, und sehen dem kühnen Spiele ihrer Töchter zu.

Eine alte Frau, welche den Kopf mit einem blauen Tabaktuche eingebunden hat, sie scheint an Zahnweh zu leiden, vermiethet Schlittschuhe, welche ein blaßgrüner, kranker Knabe in großen Filzschuhen den Herren anschnallt und auch den Damen, wenn sie nicht etwa einen Ritter haben, der sich diese Gunst nicht so leicht entgehen läßt.

Unsere drei musterhaften Fräulein lassen sich neben einander auf einer Art wackligen Prügelbank nieder und zittern nun darauf, daß Andor ihnen diesen Sklavendienst erweist.

Es ist etwas Mädchenstolz, etwas Muthwille, aber auch etwas — Sinnlichkeit dabei.

Die Heuchelei hat, blind wie Gott Amor, in unser gesellschaftliches Leben hineingegriffen und so viele der unschuldigsten Dinge verpönt, daß sie dafür selbstverständlich viel ärgerlichere übersehen mußte, denn kann es etwas die Phantasie Aufregenderes, die Sinne Reizenderes und für Moralisten Aergerlicheres geben, als eine junge hübsche Dame, welche dem zu ihren Füßen liegenden Mann den Fuß auf das Knie setzt und dabei ihr Röckchen emporzieht und vielleicht gar noch lächelt, während er sich über ihrem, Knöchel zu schaffen macht, dort wo der weiße Strumpf schimmert, und dies Alles öffentlich und ohne jedwede Scham, denn für heimliche Sünden sind wir ja viel nachsichtiger, wir strengen Sittenrichter.

Auch Andor genoß nie geahnte Seeligkeiten, als Hanna's Fuß jetzt so vertraulich, so schalkhaft in seinem Schooße ruhte und als sie ihn gar ein wenig trat, es geschah gewiß nur zufällig, da lief es ihm wie Ameisen durch alle Glieder. Er machte sich so lange wie nur möglich mit diesem niedlichen Füßchen zu schaffen, er war ja so ungeschickt, aber endlich mußte er doch fertig werden, und so wurde er denn fertig und Hanna half ihm nun ihrerseits ein Paar

Schlittschuhe wählen, welche ihm der grünliche Knabe seufzend anschnallte.

Nun nahm ihn Hanna bei der rechten Hand und Micheline bemächtigte sich seiner linken und Julie schob rückwärts nach, so schleppten sie den unseligen Doktor bis in die Mitte des Eisplatzes. Dort ließen sie ihn los und zeigten ihm die Schritte und riefen und lachten durcheinander, bis er ganz aus der Fassung war, dann schwebten sie davon, mit flatternden Röckchen, und lockten ihn, nachzukommen.

Andor stand nun da, wie Einer, der Schiffbruch gelitten hat, auf einer kleinen Insel ringsum das Weltmeer branden sieht. Eine unbeschreibliche Angst kam über ihn und als er sich endlich ein Herz faßte, einige Schritte versuchte und wider Erwarten eine Strecke weit dahin glitt, da war es ihm zu Muthe wie einem Bären, dem man Flügel angebunden und den man dann von irgend einem Thurme in die Luft geworfen hatte.

Noch hielt er sich aufrecht und wurde von seinen Eisschuhen, welche vom Teufel besessen schienen und, wie es ihm vorkam, von selbst und wie es ihnen beliebte davonliefen, mitten unter die elegantesten und kühnsten Schlittschuhläufer entführt, die den muthigen Fremdling erstaunt musterten. Die Mädchen folgten

und riefen Bravo. Noch lächelte er, freilich mehr verlegen und ängstlich, als über seinen Erfolg erfreut, und schon saß er auf dem blanken Eise da, unmittelbar vor der geheimnißvollen Sammtdame, welche einen gellenden Schrei ausstieß, und lächelte sie beglückt an, während eine stolze Polin, die im raschen Laufe daherkam, mit einem Male auf seinen Schultern saß.

Es war dies gewiß sehr unanständig, aber der Zufall ist nun einmal kein Moralist.

Nachdem es Andor gelungen war, sich von seiner schönen Reiterin zu befreien, stand er mit Juliens Hilfe auf, um im nächsten Augenblicke mit einer Kühnheit, die Niemand bei ihm gesucht hatte, eine leibhafte Hofdame in seine Arme zu schließen.

Nachdem er von dem kräftigen Busen der Letzteren, wie ein Billardball von dem elastischen Mantinell, glücklich abgepralt war, sauste er im Bogen durch eine Reihe Knaben, die sich bei den Händen hielten, und warf dieselben rechts und links zu Boden, um sich dann selbst, wie ein siegreicher Held der Nibelungen Noth auf Haufen erschlagener Feinde, auf denselben zu lagern.

Während es Andor so übel erging, daß sich der ganze Eisplatz mit ihm und seinen Heldenstückchen

unterhielt, erregte ein anderer fremder Eisläufer unbeschreibliches Aufsehen in ganz verschiedener Weise.

Er war ein Mann in den ersten Dreißigen, von schlankem, eisernem Körperbau, der durch eine Art ungarisches Beinkleid und kurze, reichverschnürte Jacke, die er trug, erst in das rechte Licht gesetzt wurde, ein Mann mit prachtvollem Bart und herausfordernden Blick, unter dichten, dunkeln Brauen hervor. Niemand kannte ihn und er schien Niemand zu kennen, dennoch lief er gleichsam zum Vergnügen Aller, die auf dem Eise waren, oder die Ufer einsäumten.

Mit Künsten, die den Meisten als der Höhepunkt des Eislaufens galten, fing er an, um immer mehr Alles, was man bisher in der Residenz gesehen hatte und zuletzt sogar sich selbst in Schatten zu stellen. Er schrieb mit seinem Schlittschuh auf dem Eise wie es der beste Kalligraph nicht schöner mit seiner Feder auf einem Blatt Papier vermag, er drehte sich um sich selbst wie ein Kreisel, sprang und übersetzte Hindernisse, wie wenn er zwei Rennbahnpferde und nicht Schlittschuhe an den Füßen angeschnallt gehabt hätte, er tanzte wie es der beste Tänzer nicht auf dem Parket vermag, wie ein Balletmeister.

Alle Welt blieb stehen, um ihn zu bewundern,

man sprach endlich nur von ihm, und als Andor auf dem Wege zu der Bank, wo er seine beiden Quälgeister mit Hilfe des grünlichen Knaben los wurde, noch zwei Mal fiel, lachte Niemand, ja wurde es gar nicht mehr bemerkt.

Die Gesellschaft war dadurch nicht wenig beunruhigt, daß man über Person und Stand des allgemein Angestaunten vollkommen im Unklaren war.

Ein Fremder, hieß es, aber ein Fremder kann eben so gut ein Friseur, Akrobat oder doch mindestens Abenteurer wie „einer von den Unseren sein". Jede Comtesse überlegte bereits, was sie zu thun hätte, wenn der Fremde sie einzuladen kam, sich von ihm über das Eis führen zu lassen, welche Auszeichnung und vielleicht am Ende doch nur eine Erniedrigung! Indeß die Besorgnisse der vornehmen Damen zeigten sich als vollkommen unbegründet, denn erstens kam Baron Keith, grüßte den Fremden und hatte auf hundertsiebzehn fieberhafte Fragen Gelegenheit, hundertsiebzehn Mal die befriedigende Auskunft zu ertheilen, daß derselbe ein Baron Oldershausen und in einem benachbarten deutschen Staate begütert sei, zweitens fiel es aber dem Matador der Eisbahn durchaus nicht ein, irgend eine abgetackelte Comtesse zur Königin des Tages zu machen, sondern er näherte sich mit

einem Male der schönen Micheline Rosenzweig, stellte sich vor und führte die vor Stolz strahlende Ghetorose blitzschnell in mannigfachen phantastischen Figuren über das Eis. Und während er sich über die Lehne zu ihr niederbeugte und sie selig zu ihm aufblickte, erkannte sie in ihm den feinen Herrn aus dem Theater, mit dem sie so hitzig kokettirt hatte.

Die Comtessen, Baronessen und die Fräulein „von" fanden aber, daß der Fremde bei aller Haltung eines sporting gentlemans ein Parvenu sein müsse.

Denselben Abend noch kam Baron Oldershausen zu dem Grafen Bärnburg, mit dem er entfernt verwandt war, und zog Erkundigungen über Micheline ein, welche er zu lieben behauptete. Da er selbst davon überzeugt war, hätte man ihm schwer das Gegentheil beweisen können.

Deutsche Liebe! was ist aus dir geworden im Laufe der Zeiten?

Einst warst du unzertrennlich von Mondenschein, Gedicht und Nachtigallensang, man sang dich zur Guitarre unter dem Fenster der Holden, man gab dich hin als duftigen Blumenstrauß.

Deutsche Liebe! auch dir gelten jetzt tadellose Glacéhandschuhe mehr als Verse, und der Goldschimmer eines Diamantenbracelets mehr als das Ge-

funkel der Sterne, aber ganz kannst du der Romantik doch nicht entrathen.

Baron Oldershausen fragt genau, wie alt Micheline ist, welche Erziehung sie genossen hat, das heißt, ob sie im Stande ist, in einem vornehmen Salon die Honneurs zu machen, er fragt auch, wie hoch man Rosenzweig schätzt, selbstverständlich nicht seinen inneren Werth, sondern sein Vermögen, und vergißt auch nicht, sicher zu stellen, wie viele Kinder da sind, wie viel somit von dem Gelde des alten Juden einst auf Michelines Theil fallen wird. Nachdem dies Alles nach seinem Wunsche beantwortet ist, wird er romantisch. Ohneweiteres anzuhalten, wäre bedenklich, denn das schöne Mädchen gilt als exzentrisch.

Baron Oldershausen schlüpft also am folgenden Morgen in die Kleider eines wirklichen Dienstmannes und stellt sich an der nächsten Ecke bei Rosenzweig's Hause auf. Micheline geht mit ihrer Mutter vorüber, er grüßt und sie erkennt den Helden des Eisplatzes. Mehr bedarf es für das kluge Mädchen nicht, sie weiß jetzt Alles.

Nach Hause zurückgekehrt, setzt sie sich an den Schreibtisch, wirft rasch einige Zeilen an Hanna auf ein Blatt Papier, schließt das Couvert mit einem

Phantasiewappen, eine Rosenkrone über einem ruhenden Löwen, und klingelt dem Bedienten. Als dieser, ihres Befehles harrend, an der Thüre steht, öffnet sie das Fenster, überzeugt sich, das Oldershausen, und zwar nur er, an der Ecke steht und beauftragt den Bedienten, einen Dienstmann zu holen.

Wenige Augenblicke später — denn er fliegt nur die Treppe empor — steht Oldershausen vor Micheline, er ist in ihrem Schlafzimmer und ist ganz allein mit ihr, da es keine Regel des Anstandes gibt, welche Dienstmännern verbieten würde, mit jungen Mädchen in ihrem Schlafzimmer allein zu sein. Nur wenige Sekunden sind dem Glücklichen zugemessen, aber er macht aus ihnen eben so viel, als Andor aus gleichviel Jahren gemacht hätte, er wirft sich zu Michelinens Füßen nieder und sagt ihr in seiner kühnen Weise, gerade so wie er auf dem Eise tanzt, daß er sie liebt, daß er sie anbetet.

Ein schalkhafter Zufall will, daß gerade jetzt Mama Rosenzweig in das Zimmer rauschen muß, da auch sie einen Auftrag für den Dienstmann hat. Oldershausen steht nun allerdings mit einem jener Sprünge, die er auf dem Eise zu machen pflegt, im Augenblick auf den Beinen, aber Micheline wäre es unmöglich gemacht, ihm Antwort zu geben, wenn

einem klugen, jungen Mädchen überhaupt etwas unmöglich wäre. Sie setzt sich also scheinbar gleichgiltig an den Schreibtisch, wirft wieder einige Zeilen auf ein Blatt Papier und schließt sie mit jenen an Hanna in ein Couvert ein.

Indem sie dasselbe dem Baron übergibt, beauftragt sie ihn, es sofort bei Teschenberg, und zwar dem Fräulein persönlich zu übergeben.

Jetzt kommt die Mama.

„Lieber Dienstmann, gehen Sie mir vor Allem zu Ranzoni und holen Sie dort für mich eine große Gänseleberpastete, eine große Büchse Sardinen und ein Fäßchen Caviar ab, dann bekommen Sie bei Mademoiselle Kronowetter einen Sammtpaletot für mich, den sie recht behutsam tragen müssen, bei Schilling und Kompagnie sind Visitkarten und ein Karton Briefpapier mitzunehmen und dann könnten Sie noch bei Schwertmaul, Ecke der Königs- und Olgastraße, nachfragen, ob meine Pantöffelchen fertig sind, Alles sehr rasch, ein gutes Trinkgeld, das wissen Sie schon."

Oldershausen geht mit schwerem Herzen, die Liebe macht ihn sans façon zum Packesel, da hilft kein Ueberlegen, schließlich siegt aber die Hoffnung, durch seinen Diensteifer das Herz der Mutter zu

rühren und so die Geliebte leichter zu erobern. Er gibt also zuerst den Brief in Hanna's Hände ab.

Sie lächelt, denn sie hat ihn sofort erkannt, und händigt ihm die Zeilen ein, welche Micheline für ihn beigeschlossen hat.

„O! erlauben Sie doch, daß ich gleich hier lese, ich sterbe sonst —"

„Sterben Sie nicht," spottet Hanna, „lesen Sie."

Er liest: „Mein Herr! Ich könnte Sie quälen, könnte Sie auf die Folter der Ungewißheit spannen, wie dies Mädchenart ist, aber ich finde dies ebenso unpraktisch und lächerlich, als die Sentimentalität und die Romantik früherer Zeiten.

Sie gefallen mir. Ob ich Sie liebe? Muß man denn überhaupt lieben, um zu heirathen? Mir für meinen Theil verspricht die Ehe ohne Liebe viel mehr Vergnügen, als eine Verbindung aus Leidenschaft, welche uns leicht auf Irrwege führt. Ich verlange nur ein Wort von Ihnen.

Wollen Sie mich zur Baronin Oldershausen machen? ja oder nein? Ihre — M."

Oldershausen küßt den Brief, bittet Hanna um die Erlaubniß, einige Worte schreiben zu dürfen, und nachdem dieselben in ein Couvert geschlossen, ersucht

er sie mit ihrer Hand die Adresse an ihre Freundin hinzuzufügen, was sie ohne Bedenken thut.

Eine Stunde später ladet er Pastete, Sardinen und Kaviar zu den Füßen der Frau Rosenzweig ab, meldet, daß Visitkarten und Briefpapier noch nicht fertig sind, hilft ihr galant in den Sammtpaletot schlüpfen, zieht ihr in der Stellung eines Leibeigenen die Pantöffelchen an und nimmt mit komischem Entsetzen das Trinkgeld, einen halben Gulden in Empfang. Er hält es in der Hand und dreht es verlegen hin und her.

Micheline winkt ihm mit den Augen, er soll es ruhig nehmen. Die Mama fängt den Blick auf und versteht ihn dahin, daß sie nach Ansicht ihrer Tochter zu wenig gegeben, jetzt kennt ihre Großmuth keine Grenzen mehr, sie wendet sich zu dem Baron und spricht: „Wissen Sie was, Dienstmann, Sie können in die Küche gehen und sich aufwärmen lassen, was von der ganzen Woche übrig geblieben ist."

„O! Sie sind zu gnädig, Madame", stammelt Oldershausen, übergibt Micheline den Brief und stürzt die Treppe hinab, als ob die Geister aller im Hause Rosenzweig geschlachteten Hühner, Gänse und Enten aufgewärmt hinter ihm wären.

Micheline bewundert pflichtschuldigst die kleinen

Füße ihrer Mama, zwei Füße wie Fregatten, redlich zu sprechen, und öffnet dann das Couvert, um folgende Zeilen zu lesen:

„Mein Fräulein! Sie sind ebenso geistreich als schön. Meine Anbetung für Sie kennt keine Grenzen. Ebenso grenzenlos wird mein Glück sein, wenn Sie einwilligen, mir zum Altar zu folgen. Ihr unbegrenzter Verehrer. Baron Oldershausen.

Der Brief war gewöhnlich genug und sogar schlecht stylisirt, kehrte doch derselbe Ausdruck variirt innerhalb drei Zeilen drei Mal wieder: keine Grenzen, grenzenlos, unbegrenzter. Dennoch fand Micheline den Brief sehr schön und sehr geistreich, denn er brachte ihr die Gewißheit, daß sie binnen Kurzem Baronin Oldershausen sein werde.

Deutsche Liebe! was ist aus dir geworden im Laufe der Zeiten?

7. Kapitel.

Metamorphosen.

Plant hatte wieder einmal in Folge von drei Briefen, welche zusammen alle Vergleichungsstufen repräsentirten, lang, länger, am längsten; feurig, feuriger, am feurigsten, von seiner aristokratischen Göttin ein Rendezvous erhalten, und zwar wieder im Thiergarten und zur Dämmerstunde. Er ging diesmal mit dem festen Entschlusse zu demselben, der Sache ein Ende zu machen, nämlich er hatte keine Lust mehr zu frieren, und zwar zu keinem anderen Zwecke, als um durch die unbestimmten Linien einer in Sammt gehüllten Gestalt und eines durch dichte Schleier matt durchschimmernden Gesichtes beglückt zu werden.

Die Unbekannte erschien wie immer reich gekleidet und vollkommen verhüllt, gab ihm die kleine Hand mit dem feinen Handschuh, und stellte allerlei gleichgiltige Fragen an ihn, endlich machte sie eine Pause, und Plant kam mit seinem Entschlusse angebraust,

stürmisch zugleich und unwiderstehlich wie ein Eisenbahnzug.

Die Unbekannte blieb stehen, und blinzelte ihn durch den Schleier an. „Ei! wie ungeduldig", sagte sie „und wenn es mir nun erst recht Spaß machen würde, mich nicht erkennen zu lassen."

„So wäre dies eine fruchtlose Mühe, denn ich kenne Sie ohnehin seit unserem ersten Rendezvous."

„Wirklich?" Dieses wirklich klang so herausfordernd, so spöttisch, daß es Plant verleitete, va banque zu spielen.

„Meine Gnädige, Sie sind —"

„Nun, wer bin ich?"

„Die Gräfin Bartfeld."

Ein lautes frohes Lachen antwortete unter dem Schleier hervor, und dieses herzliche Lachen ließ Plant keinen Zweifel, daß er sich bloßgestellt habe; daß er wieder auf Gnade und Ungnade der Unbekannten preisgegeben war. „Aber ich hörte doch, wie zwei Damen der Aristokratie im Vorübergehen Ihre Toilette erkannten!"

„Die Toilette der Gräfin Bartfeld? sehr möglich."

„Also?"

Die Unbekannte setzte sich auf eine Holzbank und blickte auf Plant. „Sie Armer, Sie sterben vor Neugierde, und keine Spur, nicht die geringste. Aber

ich will Ihnen helfen auf die Gefahr hin, daß Sie sehr enttäuscht sein werden, denn ich bin weder die Gräfin Bartfeld, noch überhaupt eine Dame, sondern die Tochter der Trödlerin Peneke in der Liliengasse."

Plant war einen Augenblick vollkommen starr.

„O! wie Sie entsetzt sind", spottete sie, „alle Ihre Illusionen verflattern, ich bedauere Sie wirklich vom Herzen." Sie lachte wieder.

„Sie scherzen wohl, diese Toilette —"

„Hat meine Mutter in der That von der Gräfin Bartfeld, so gut wie neu, gekauft, meine Mutter kauft sehr viel von den Damen."

Plant war zu Boden geschmettert, Niemand hatte ihn getäuscht, nur sein Idealismus hatte ihn zum Besten gehabt, jener moderne Idealismus, welcher so heißblütig nach Genuß, Luxus und Auszeichnung jagt. Er hätte sich am liebsten auf der Stelle selbst geprügelt.

„Immer noch diese phantastischen Illusionen", sagte er zu sich selbst, „wirst du nie nüchtern werden."

Er wußte in der That nicht, daß jene heilige Flamme, welche wir Idealismus nennen, in seiner Brust längst erstickt war. Die Illusionen, welche ihn irre geführt und lächerlich gemacht hatten, waren sehr praktischer Natur.

Erbost auf sich selbst, wendete er sich mit einem Male zu dem neben ihm sitzenden Mädchen. „Ich bitte Sie, geben Sie mir eine Ohrfeige."

„Zu welchem Zwecke."

„Für meine Eselei."

„Dafür, daß Sie mich für eine Gräfin hielten?"

„Nun ja."

„Warum nicht", lachte das schöne Mädchen, zog den Handschuh von der rechten Hand und gab Plant, ehe er sich noch dessen versah, eine schallende Ohrfeige.

Plant wurde blutroth, seine sonst so eisigen Augen flammten auf, ein glühender Kuß hätte nicht elektrischer auf ihn wirken können, als der energische Schlag dieser kleinen Hand, er ergriff sie und preßte seine heißen Lippen auf sie. „So", sagte er, „jetzt ist es gut, und jetzt schwöre ich Ihnen, daß ich Sie anbete, obwohl —"

„Obwohl ich keine Gräfin bin", lachte das schöne Mädchen.

Marie Peneke war wirklich schön, schön im Sinne der Antike, schön im Sinne des Titian und Veroneſe und auch schön nach unserem modernen Geschmacke, dem das Bizarre, Pikante, auch wenn es krankhaft ist, viel besser zusagt als die gesunde Harmonie hellenischer Formvollendung.

Marie war eine Venus im Sinne der Griechen, und zwar Venus vom Wirbel bis zur Sohle, eine Gestalt von tadelloser Vollkommenheit, jungfräulich schlank zugleich und weiblich üppig, da war keine noch so kleine Linie, welche eckig, keine Form, welche stark oder plump hervorsprang, und ebenso herrlich wie ihr Leib war ihr kleiner Cameen-Kopf, dessen Profil aus einem einzigen unübertrefflich reinen durchsichtigen Stück Elfenbein oder Alabaster von Künstlerhand geschnitten schien, dessen längliches Oval so zart, dessen niedere von dunkeln Haarwellen umschlossene Stirne so sanft, so heiter, so göttlich erschien, dessen feine Brauen sich so frei über allen irdischen Schmerz emporschwangen, während die Augenlieder ein wenig niedergedrückt waren, so daß das dunkle Auge, klein und blinzelnd, sich hinter den langen schwarzen Wimpern verschleierte, nicht schwermüthig etwa, sondern wie im lustigen Spiele.

Dies Alles war antik.

Modern war der Gebrauch, den die schöne Tröblerstochter von ihrem olympischen Leibe machte, modern der Ausdruck, den sie ihrem Venuskopfe gab, das Seelenlicht, das hinter dem durchsichtigen Alabasterantlitz brannte.

Ihr Gang hatte genau das, was uns so sehr

reizt, kein großes schönes Ausschreiten, sondern ein träges Wiegen von einem Bein auf das andere, wobei die Hüften sich weich schaukeln und die Falten der Robe ununterbrochen rauschen und knistern.

Um ihre leicht aufgeworfenen Lippen, welche gerne die Zähne sehen ließen, aus dem sanften Schatten ihrer Augen, aus der flatternden Bewegung der Nasenflügel athmete so viel Genußsucht, aus ihrem Auge leuchtete abwechselnd kalte Klugheit, überlegene Spottlust oder gefühllose Festigkeit.

Alles in Allem eine echt moderne Schönheit, geschaffen, die Helden unserer Zeit wahnsinnig zu machen.

Ihre Eltern, oder besser gesagt, die guten Leute, welche als ihre Eltern galten, wußten eigentlich ebenso wenig wessen Kind sie war, welcher Familie sie angehörte, als es sonst jemand wußte.

Eines Abends hatte eine alte Frau die kleine Marie zu der Trödlerin Peneke gebracht, welche das Kind nahm, weil es gar so hübsch war und so hübsch lachen konnte. Die alte Frau zahlte das Kostgeld gleich für ein Jahr in vorhinein und ließ sich nie wieder sehen. Jedes Neujahr kam ein Brief mit Geld. Als Marie vierzehn Jahre alt war, blieben auch diese Briefe aus.

Für Frau Peneke, welche, selbst kinderlos, Marie als ihr einziges Kind liebte und aufzog, war dies ein Ereigniß, daß sie von einer drückenden Angst befreite. Bisher hatte sie jedes Mal, wenn die Thür ging, gezittert, daß Jemand kommen und ihr Marie entreißen könnte. Von nun an war sie ohne Sorge und gab sich ganz ihrer Freude, ihrem Stolze hin, denn sie war stolz auf Marie, auf ihre Schönheit, ihre Abkunft.

Für die kluge Frau, welche so viel und so intim mit der vornehmen Welt verkehrte, bestand nämlich kein Zweifel darüber, daß Marie das Kind aristokratischer Eltern war.

Dafür sprach die vornehme Feinheit ihres Organismus und sprachen ihre noblen Passionen.

Als Kind schon ergriff sie jede Gelegenheit, sich mit den schönen Sachen zu schmücken, welche Frau Peneke bei den Damen des Adels für Spottpreise kaufte, oder welche von Schauspielerinen und Demimondedamen bei ihr verpfändet wurden; und hatte die schöne Marie sich in eine Seidenschleppe und einen sammtenen Ueberwurf gehüllt, mit goldenen Armspangen behangen, ein blitzendes Diadem in ihr dunkles Haar befestigt, dann spielte sie die Gräfin und die Kinder, die zu ihr kamen, mußten ihre Be-

dienten, Kutscher, Jäger, Kammerjungfer vorstellen und sie kommandirte mit ihnen und theilte Ohrfeigen aus wie eine echte Dame, oder sie eroberte gar einen Purpurmantel, dann mußten Alle vor ihr knien und wer ihren Zorn erregte, wurde von ihr auf die Festung geschickt, nämlich mit auf den Rücken gebundenen Händen in das Ofenloch gesperrt.

Als sie erst groß wurde, that sie den ganzen Tag nichts als Romane lesen oder sich putzen, und beinahe jeden Abend saß sie im Theater und lauschte mit zusammengepreßten Lippen.

Ihre Phantasie wurde auf diese Weise erhitzt und auf das höchste erregt, aber nicht etwa im romantischen, sondern im modern-praktischen Sinne. Nicht die Heldenthaten einer Johanna d'Arc, nicht die muthige Liebe eines Klärchens oder die Hingebung eines Gretchens reizten sie zur Nachahmung, sie beneidete vielmehr eine Lady Milford um ihre Macht, ihren Luxus, vor Allem aber um ihre Toiletten. Sie wäre entschieden lieber an die Stelle einer Katharina von Rußland oder Elisabeth von England getreten, als an jene der tugendhaften Luise von Preußen.

Wie oft stand sie vor dem Spiegel und versuchte das mit Flittersternen besäete Thronkleid irgend einer Theaterprinzessin und warf den schäbigen Königs-

mantel um die Schultern und überlegte, wie gut sie die Rolle einer Herrscherin spielen, wie schön sie in all dem Pomp aussehen würde.

Dieser Zug ihres Wesens stand ihr auf der reinen edlen Stirne geschrieben, als ihr Verhängniß.

Das moderne Weib hat nur ein Laster, das alle anderen gebiert; nicht die Freuden der Tafel, nicht die Schwelgereien der Liebe sind es, welche dasselbe verlocken, und eine einzige Schauspielerin verführt mit ihrer Kleidertracht heutzutage mehr Frauen, als alle Ehebruchsdramen und schlüpfrigen Romane zusammengenommen.

Das moderne Weib lechzt nach dem Luxus der Toilette, mag auch das warme Herzblut ihres Gatten, ihres Liebhabers daran kleben. Der Toilette opfert es ohne Bedenken alles Andere und nöthigenfalls sich selbst.

Diesem modernen Zuge in dem Herzen des schönen Mädchens kam die Erziehung der guten aber beschränkten Frau Peneke noch sehr zu Hilfe. Frau Peneke hätte sie um Alles in der Welt nicht ernstlich arbeiten, ja nur bei etwas Rohem oder Schmutzigem Hand anlegen lassen, es wäre um die feinen Hände schade gewesen. Genug, wenn Marie ein wenig mit der Nadel tändelte. Frau Peneke, welche selbst vom

Morgen bis zum Abend so rührig war, so praktisch, so umsichtig, sah es am liebsten, wenn ihre Tochter — sie nannte Marie so — mitten unter den kostbaren Roben, Bildern, Lampen, Uhren, Waffen, Vasen und tausend anderen Gegenständen, welche in ihrem Verkaufsgewölbe an den Wänden umher hingen und auf dem Boden herum standen, auf einem Divan lag, der seinerseits auf einem prachtvollen Teppich ruhte, und in irgend einem abgegriffenen Bande aus der Leihbibliothek las. Dann stieß sie ihren Mann wohl gerne sanft in die Rippen und sagte: „Wie gebildet unser Mädchen ist und wie schön sie da liegt, eine wahrhafte Comtesse."

Arbeit erschien der arbeitsamen Frau für Marie als eine Art Schande, und so kam es, daß Marie selbst lesen, phantasieren und sich putzen für die einzigen ihrer würdigen Beschäftigungen hielt. Die Ideen von Glanz und Reichthum, welche in dem Köpfchen des Trödlerkindes spukten, hatten dasselbe indeß bis jetzt vor allen anderen Versuchungen bewahrt.

Der König, den sie allein für würdig hielt, ihre Schönheit zu genießen — denn Marie wußte, daß sie außerordentlich schön war, und sie ahnte ebenso gut, welche Seligkeiten einen Mann in ihren Armen

erwarteten — dieser König wollte nicht kommen, und so fühlte sie sich vorläufig über die Kavaliere und reichen Juden, welche täglich in das kleine Gewölbe in der Lilienstraße kamen, nur um sie zu sehen, sie zu beschenken und ihr zu huldigen, hoch erhaben.

Da war Keiner, der einen Fürstenmantel um sein Wappen gebreitet hatte, und keiner jener Großen, die den Courszettel machen helfen auf der Börse, der sich der geringsten Gunst, ja nur einer Aufmerksamkeit von ihrer Seite rühmen konnte. Sie schien genug zu thun, wenn sie ihre Geschenke annahm.

So lernte sie Plant kennen und seltsam genug, sie liebte ihn, liebte ihn vom ersten Augenblicke an, so wie sie eben zu lieben im Stande war, ohne Aufopferung, ohne Innigkeit, aber feurig und mit all dem Eigensinne, der sie auszeichnete. Plant war zwar auch kein König, aber sie liebte ihn vielleicht nur eben deshalb, weil er das gerade Gegentheil eines Königs, weil er ein armer Schreiber war. Es war jene Saite ihres Gemüthes, welche schon durch ihre Kinderspiele zitterte.

Soll es nicht der höchste Glanz der Macht, soll es nicht der fabelhafte Luxus einer Pompadour sein, gut, dann will sie lieber gleich ihre Gunst verschenken. Sie will den Mann ihrer Wahl mit allen Seligkeiten überschütten, aber gleichsam von oben

herab, will ihn ihre Macht fühlen lassen in dem Glücke, das sie ihm nach Laune gibt oder auch nimmt.

War ihr Anbeter kein König, so wollte sie selbst die Königin spielen, wie damals mit den Kindern des Nachbars, und der Mann, den sie liebte, sollte nichts geben, nur empfangen, aber empfangen in Demuth und Unterwürfigkeit, empfangen auf seinen Knien.

Dies Alles dachte Marie zwar nicht im entferntesten, aber es war in ihr rege und thätig, ohne daß sie sich dessen bewußt war.

Wir können uns von den Eindrücken unserer Kindheit nie mehr ganz losmachen, sie sind das Fatum das unser Leben beherrscht, wie ein guter oder böser Stern. Marie hatte für immer ein funkelndes Diadem im dunkeln Haare, deshalb trug sie den Kopf so hoch, und sie hätte ihn nie zu Boden gesenkt, auch in Bettlerkleidern nicht.

Stolz, ohne jede Regung von Furcht oder Verschämtheit, stolz und lächelnd führte sie Plant bei ihren Eltern ein, unter den seidenen Roben, Vasen, Uhren, Spießen und alten Divans.

„Das ist mein Liebhaber", sagte sie.

Herr Peneke, ein schwerer Mann mit einen kurzen Halse, der sich schwer bewegte und schwer dachte

erhob sich und bot Plant die Hand und Frau Peneke? Frau Peneke strahlte vor Freude, daß Marie einen Anbeter habe, einen braven feinen Jungen, wie sie sagte.

Die Liebenden führten seitdem ein Leben, das seltsam genug war, das aber nicht seltsam erschien, wenn man es genau betrachtete. Jene Ideale, welche Rothschild und Strousberg mit dem armen kleinen Börsejuden, welcher sich für 1/4 Perzent einen Blutsturz erschreit, gemein haben, waren auch ihre Ideale, und sie thaten ohne Zweifel in ihrer Lage das Beste was sie überhaupt thun konnten, um dieselben halbwegs zu verwirklichen.

Da sie ohne zu arbeiten nicht genießen konnten, entschlossen sie sich zu arbeiten.

Sie sahen sich nur Samstag Abends und Sonntags. Die Woche über schrieb Plant bei seinem Notar und Abends nach der Kanzleizeit that er, was er bisher verachtet und verdammt hatte, er arbeitete heimlich Klageschriften für Bauern und andere kleine Leute, er machte den Winkelschreiber, und bei dieser angestrengten Thätigkeit aß er nur trockenes Brod und trank ein Gläschen Schnaps, und Marie trank nun allerdings weder Schnaps, noch aß sie trockenes Brod, aber sie las keine Romane mehr, sondern ar-

beitete tagsüber für die Damen der Madame Peneke, stickte für sie die Negligées, in denen sie ihre Liebhaber empfingen, und die Sacktücher, mit denen sie ihre hohen Nasen putzten, und Abends ging sie nicht mehr in das Theater, sondern strickte schöne weiße Tücher für ein Gewölbe in der Lilienstraße.

So verdienten Beide die Woche über viel Geld und wenn sie Samstag Abends ihre Baarschaft überzählten, glänzten sie nur vor Freude und entwarfen dann nebeneinander, Hand in Hand, auf dem Divan sitzend, ihren Plan für den Sonntag und gingen mit einer Unruhe zu Bette, wie Kinder, die morgen Geburtstag haben und Geschenke erwarten.

Jeden Sonntag schien Marie eine entzauberte Prinzessin und Plant der Prinz, der das Erlösungswort gefunden, schien die Bude der Madame Peneke ein Harem, das Boudoir einer Bajadere, ein Tempel der Liebesgöttin, und die Welt selbst war von einer anderen Sonne erleuchtet, als die Woche über, und der Himmel blauer, und die Menschen fröhlicher.

Dann kam Plant sobald es nur hell war, in das Magazin, um den von Madame selbst bereiteten Kaffee, welcher weder an goldbrauner Farbe, noch Geschmack oder Duft etwas zu wünschen übrig ließ, in Gemeinschaft mit Herrn und Frau Peneke und der

schönen Marie zu schlürfen und süße Kuchen dazu zu essen. Plant trug dann ein Paar sehr enge taubengraue Pantalons, eine weiße Weste, einen blauen Frack mit blanken Metallknöpfen, einen Ueberrock von schwarzem Velour, einen Kastorhut, Alles neu und Alles nach der letzten Mode, während Marie ihn in einem schwarzen, mit echten Spitzen besetzten Moiréantique-Kleide empfing, einem Prachtstücke, das Madame Peneke von der Prinzessin Amalie gekauft hatte.

Nach dem Plant dann eine Havanna angezündet und Marie eine oder zwei Cigaretten geraucht hatte welche er für sie aus dem feinsten türkischen Tabak drehte, schlüpfte die Tröblerstochter mit seiner ritterlichen Hilfe in eine kostbare schwarze Sammtjacke, welche die Gräfin Geiersheim nur fünf Mal angehabt hatte, setzte einen kleinen weißen Seidenhut auf und die Glücklichen gingen Arm in Arm in die Stadt und machten ihre kleinen Einkäufe für den Abend. Dies war das einzige Geschäft, das sie an diesem Tage hatten.

Der übrige Tag war ganz nur dem Genusse geweiht. Es folgte ein Dejeuner in der Delikatessenhandlung von Ranzoni, eine Promenade durch die belebtesten Straßen, denn Marie ließ sich gerne be-

wundern und Plant gern beneiden, ein Diner im Grand Hotel, eine Fahrt in den Thiergarten im offenen Wagen oder Schlitten, eine Stunde Durchblättern aller möglichen illustrirten Zeitungen im Damenkaffeehaus, eine Vorstellung im Hoftheater, zu der Marie die Toilette wechselte, denn Plant führte sie jedes Mal in eine Loge und jedes Mal gerieth das elegante Publicum in unbeschreibliche Aufregung über den fremden „Baron" — die Logenschließer nannten Plant immer nur den Baron — und das schöne reich toilettirte Weib an seiner Seite.

Nach dem Theater verwandelte sich die Bude der Madame Peneke in das Paradies Mahomet's.

Herr Peneke saß zur Zeit im Bierhause und spielte Tarok und Frau Peneke schmückte Alles aus, sowie ihr Liebling es angeordnet hatte, übergab den aus dem Theater Heimkehrenden die Schlüssel und ging zu einer Schauspielerin, die in der Nähe wohnte und gerne lang aufblieb, um mit ihr zu plaudern oder Mariage zu spielen.

Die Bude war dann, je nach der Laune der Liebenden, durch weiße und rothe Vorhänge in ein Zelt verwandelt oder bis zur Decke mit Blumen geschmückt oder mit Teppichen tapeziert.

Einmal spannten sich zwei Hängematten über die

Breite der Bude aus, ein andermal standen türkische Divans bereit mit herrlich schwellenden Polstern.

Und Marie? Sie wechselte ihre Erscheinung wie der indische Vischnu. Sie erschien in aufgeraffter geblühmter Seide mit gepudertem Haar, Schönpflästerchen und Fächer, eine vollendete Marquise, um das nächste Mal als Sultanin in rothseidenen Pantalons, kurzem gelben Seidenrock und einem goldgestickten Jäckchen von blauem Sammt über dem Brusttuch von Silbergaze, Goldmünzen und Perlen in das schwarze Haar geflochten und um Hals nnd Arme geschlungen, auf einem Tigerfell ausgestreckt, ihren Sklaven zu beglücken.

Es waren selige Stunden hingebenden Schwelgens und Genießens. Sie kosteten zusammen alle Leckerbissen des Nordens und des Südens, sie tranken herrlichen Wein und sie liebten sich, ach! wie sie sich liebten.

Schlag zwölf Uhr Nachts endete der Zauber, sank die Prinzessin zurück in ihren Schlaf und der Prinz schlich leise davon, als armer Schreiber. Und die seidenen Roben und Sammthüllen, Tigerfell und Hängematte hingen wieder an den langen Haken in der Trödelbude und erzählten sich bei Mondenschein, was sie erlauscht hatten, heimliche, süße, wunderbare Geschichten.

8. Kapitel.

Wie Israel tanzt.

So unglücklich Andor's Debut bei Teschenberg war, so gerne hatte man ihn dort, nachdem er sich eingelebt und man sich an seine altväterischen Eigenheiten gewöhnt hatte. Die Kinder beteten ihn an, denn er fand es durchaus nicht seiner unwürdig, sie auf seinen Knien reiten zu lassen, ihnen mit Hilfe einer großen Papierscheere Pferde, Wagen, Damen, Hunde und Bäume auszuschneiden, und jeden Sonntag Nachmittags mit Papiersoldaten und kleinen Erbsenkanonen eine Schlacht zu liefern. Wenn er kam, sprang ihm das junge Volk entgegen, kletterte an ihm empor und küßte ihm die Hände.

Frau Teschenberg lobte besonders seine bescheidene Artigkeit und seinen feinen Takt. In der That besaß Andor den Takt, mit ihr ganze Abende Mariage zu spielen, ihrem Hündchen den Kopf zu krauen, und sogar den Petroleumkaffee anzuerkennen.

Der Rath, mit dem er zuweilen Schach spielte, nannte ihn einen Mann von Geist und stupendem Wissen, von dem sogar Männer von Rang und reifem Alter noch etwas lernen könnten. Und Hanna?

Hanna war nahe daran, sich in den Doctor zu verlieben, nicht etwa weil sie seinen eigentlichen Werth erkannte, nur weil er ihr gar so wenig Aufmerksamkeit schenkte. Wir wissen, wie sehr dies gerade die stolzesten Frauen reizt und die kühlsten in Hitze bringt. Dabei drohte die Liebe zu Hanna unseren Helden fast zu ersticken, aber gerade die Kraft und Tiefe seines Gefühles machte ihn schweigsam und schüchtern, und gab ihm so jenen Nimbus der Gleichgiltigkeit, welcher Hanna halb unbewußt dahin brachte, ihrer Toilette auch zu Hause, wo die größte Einfachheit als der prononzirte Geschmack der Teschenbergs galt, die lebhafteste Aufmerksamkeit zu schenken.

Die größte Sorgfalt wendete Hanna ihrem reichen Haare zu — wenn sie es öffnete, fiel die Sturzfluth desselben bis zu den Knien herab — und legte es in immer neuen Verschlingungen um Andor's fieberndes Herz. War sie im Zweifel, ob ihr etwas gut ließ, merkte das kluge Ding nur auf die Freundin ihrer Seele Micheline.

Wenn Micheline irgend etwas an Hanna lobte

oder sich gar dafür entzückte, wußte diese genau, daß es sie entstellte, tadelte sie hingegen und berief sie sich eifrig auf ihre Aufrichtigkeit, dann konnte Hanna gewiß sein, daß sie Micheline in Schatten stellte.

Hanna hatte sich wieder eine neue Frisur erdacht oder eigentlich einer griechischen Vase abgelauscht, sie drehte das Haar nach rückwärts in einen großen schlichten Knoten, aus dem sich einzelne Flechten scheinbar zufällig lösten und über den weichen weißen Nacken herabfielen, während kleine offene Locken und einzelne sich gleich Angelhaken ringelnde Härchen die Stirne verschleierten. Es war eine Frisur, bei der Andor das Herz still stand und Micheline die Sprache verlor.

Als die letztere aber wieder zu sich kam, rief sie, förmlich entrüstet: „Hanna, theuere Hanna, wie richtest Du Dich zu, kämme doch Dein Haar glatt zurück, da hast Du so ein liebes rundes Köpfchen." —

Hanna sah nämlich in dieser Weise gekämmt geradezu entsetzlich aus.

Andor, der die Sache ernst nahm, ging für Hanna's Frisur in's Feuer. „Mein Gott, haben Sie denn keine Augen, Fräulein Micheline," demonstrirte er wie auf dem Katheder, „sieht Hanna etwa um ein Haar anders aus, als die Venus des Milo, und Sie,

wie sehen Sie aus? wie ein Kopf in einem Friseurladen sehen Sie aus, oder eine Dame in einem Modejournal. Soll das schön sein?"

Micheline schwieg, auf dem Wege nach Hause trat sie aber bei der Hoffriseurin ein und kaufte drei Pfund falscher Haare.

Wenn man sich für hundert Gulden in eine Venus von Milo verwandeln kann, so ist das immerhin sehr billig.

Micheline war darüber sehr glücklich, aber sie wollte auch eine Gelegenheit haben, sich das erste Mal als Venus mit vernichtendem Erfolge zu zeigen, dies konnte weder auf der Straße noch im Theater geschehen, entschieden nur im Salon. Sie beschloß daher, bei sich zu Hause einen Ball zu geben, und trat mit diesem Entschlusse in das Kabinet ihres Vaters.

Herr Rosenzweig, Bankier und Verwaltungsrath mehrerer Aktiengesellschaften, war Einer, der von der Picke auf — bei ihm sollte es wohl heißen, vom Schacherbündel auf — gedient hatte. Dies war das Fatum seines Lebens. Er hätte seine Million gerne darum gegeben, wenn sein Vater das Portepée getragen oder in einer Kanzlei gesessen, wenn er selbst nur das kleine Wörtchen „von" sein genannt hätte.

Lieber hungrig vom Tisch aufstehen als „von Rosenzweig," wie täglich als einfacher Rosenzweig Champagner trinken und täglich irgend einen General begegnen, der ihm als Lieutenant ein Wechselchen unterschrieben, oder einen Studenten, mit dem er um eine alte Hose gehandelt, als Hofrath wieder zu finden. Zu diesem Fatum kam eine schlimme Neigung hinzu.

Obwohl Herr Rosenzweig kein Philosoph war, er hielt unter Anderem Arthur Schopenhauer beharrlich für eine Romanschriftstellerin, beschäftigte er sich doch beinahe unausgesetzt mit Todesgedanken.

Fuhr er auf der Bahn, fielen ihm alle möglichen Eisenbahnunglücke ein, und bei dem geringsten Stoße zog er rapid die Beine auf den Sitz herauf, weil er einmal gehört hatte, daß man in dieser Stellung nicht so leicht zerquetscht werden könne.

Saß er in seiner Equipage, so fürchtete er immer nur umzuwerfen, und ermahnte den Kutscher, ja nicht schnell zu fahren, denn er sei ein guter Bürger und wolle die Polizeivorschriften in keiner Weise verletzen.

Entlud sich ein Gewitter, so ließ er ängstlich alle Fenster schließen, zog einen seidenen Domino an, und ging als Bote der heiligen Vehme vermummt auf und ab, oder streckte sich auf einem mit Seide

überzogenen Divan aus. Jedes Mal, wenn er sich eine Indigestion zugezogen hatte, glaubte er zu sterben, und verlangte sein Testament zu machen, da er dies für das sicherste Mittel hielt, den Tod abzuwenden.

So lag er auch, nach einem Diner bei dem Minister Kronstein, sterbend auf seinem Bett, als Micheline eintrat. Die grünen Fensterrouletten waren niedergelassen. In dem grünen Lichte mahnte sein scharfgeschnittenes Profil mit der kahlen Stirne, der Buckelnase und den geschlossenen Augen an die Büste des Cäsar Caligula. Er lag mit geschlossenen Augen und ächzte. Als er Schritte hörte, murmelte er:

„Was will man von mir, man soll mich ruhig sterben lassen."

„Ich bin es, Papa."

Erneutes klägliches Seufzen.

„Papa, ich möchte was von Dir."

Das Seufzen steigert sich.

„Ich möchte —"

Ein Seufzerausbruch, wie das Dampfauslassen einer Lokomotive.

„Armer Papa, Dir ist gewiß sehr unwohl —"

„Ach! Ach! Ach! Mein Gott! Mein Gott!" Jetzt ist Herr Rosenzweig todt, ganz todt.

„Ich möchte — lieber Papa — ich möchte einen Ball geben."

„Einen Ball?" Der Todte erwacht.

„Einen Ball, zu dem wir die Haute volée laden."

„Haute volée?" Herr Rosenzweig befindet sich bereits auf dem Wege der Besserung.

„Glaubst Du, meine Tochter, die Idee ist gut; aber wer wird kommen wollen zu dem armen Rosenzweig, der nicht von Adel ist und hat getragen den Schacherbündel."

„Laß mich machen, Papa, erstens verspreche ich Dir, daß der Baron Oldershausen kommt, dann Oberst Baron Klebelsberg mit seiner Tochter, Finanzrath Teschenberg mit seiner Familie —"

Rosenzweig befindet sich bereits sehr wohl.

„Dann der Bildhauer Wolfgang, der Protegée des Königs."

„Protegée des Königs," Rosenzweig ist mit einer kühnen Lancade aus dem Bette und auf den Beinen, „ja, mein Kind, wir wollen geben einen Ball, einen schönen feinen Ball. Bist meine Tochter. Man hat doch seine Freude mit seinen Kindern, wenn sie sind gebildet."

Herr Rosenzweig strahlt, und wie der kleine,

etwas beleibte Mann mit dem Vogelgesicht, dem halb geschlossenen Auge, dem schütteren Haare, würdevoll auf und ab geht, erinnert er an Napoleon III. —

In den nächsten Tagen macht Herr Rosenzweig die offiziellen und Micheline macht die intimen Einladungen. Der Doctor spielt den Elephanten mit Grazie, macht seine Aufwartung und stellt dann seinerseits die Herren Baron Oldershausen, Wolfgang und Plant vor, welche bei dieser Gelegenheit die vielversprechende Bekanntschaft der Zigarrenvorräthe des Herrn Rosenzweig machen.

Wolfgang, derselbe Wolfgang, der den König in Stein haut und die Prinzen und Prinzessinen, findet, daß Rosenzweig einen „guten Kopf" für einen Bildhauer hat, und äußert den Wunsch, ihn in römischer Toga zu behandeln. Rosenzweig ist gerührt und küßt seine Tochter.

„Man hat doch seine Freude mit seinen Kindern, wenn sie sind gebildet."

Es folgen stürmische Tage, die jungen Damen sitzen, an olympische Göttinen mahnend, vom Morgen bis zum Abend in Wolken von Seide, Gaze, Tarlatan und Spitzen. Die Herren benützen unbewachte Augenblicke, wo sie durch irgend eine Thürspalte hineinschlüpfen können, um eine Quadrille zu erobern.

Alles ist in fieberhafter Aufregung, insbesondere Herr Rosenzweig, welcher mindestens drei Mal des Tages stirbt und wieder aufersteht. Frau Teschenberg hat den festen Vorsatz, guten Geschmack und feinen Takt, dem prachtliebenden Israel durch die äußerste Einfachheit der Toilette zu imponiren. Endlich bricht der große ersehnte Abend an, der so vielen Friseuren Kopfschmerzen macht, so viel Schneiderinen schlaflose Nächte bereitet und so viel Müttern diplomatische Künste lehrt, während die Jugend nur eine Sorge hat, die — sich zu unterhalten.

Seit Eva sich mit dem Feigenblatte bekleidet, hatte die Toilette noch nie einem Menschenkinde so viel Kummer gemacht, als unserem guten Andor. Obwohl Mutter, Tante und Onkel nach besten Wissen und Gewissen halfen, betrachtete er sich zuletzt doch mit ziemlichem Mißvergnügen im Spiegel.

Er war längst darüber mit sich im Reinen, daß er nicht schön sei, heute kam er sich aber noch überdies albern vor.

Er legte seine Stirne in ernsten Falten und sagte dann zu dem Spiegelbilde: Pedant. Er versuchte süßlich zu lächeln und rief sich zu: Geck. Indeß war sein Unglück damit noch lange nicht voll.

Er tröstete sich mit dem Friseur. Der Friseur,

der war der Gott, der schöne Männer zeugte, der aus einem Struwelkopf einen Kavalier herauszubürsten verstand.

Andor trat in ein glänzend erleuchtetes Frisirkabinet in der Nähe des Palais Rosenzweig. Zwei duftige Jünglinge, deren Eleganz ihn tief in Schatten stellte, sprangen herbei, der eine setzte ihn vor einen großen Spiegel und band ihm den weißen Spitzenmantel um, das war das gute Prinzip, der zweite reichte ihm eine Zeitung, das war das böse Prinzip.

Andor bemerkte, daß alle elegante Herren sich nachlässig in den Stuhl zurückneigten und lasen, daher neigte er sich auch zurück und las gleichfalls.

„Das Haar ist etwas lang", bemerkte jener der Friseure, welcher das böse Prinzip war.

„Welche Frisur befehlen Sie", fragte der Andere, welcher, den Kamm leicht in das gescheitelte Haar gesteckt, mit schläfrig zwinkernden Augen hinter ihm stand; „Künstler, gebrannt und durch die Mitte abgetheilt, Lion, Fiesko."

„Fiesko", dachte Andor, „das muß etwas Herrliches sein. Er dachte zu lebhaft an das Studentenideal vom Grafen von Lavagna. „Fiesko", sagte er nachlässig und vertiefte sich zugleich in die Zeitung.

Wer beschreibt sein Entsetzen, als er nun endlich

in dem Spiegel blickte und sich geschoren sah, vollkommen geschoren, wie einen Galeerensklaven oder Tobsüchtigen.

Er hätte am liebsten weinen mögen.

Sprachlos bezahlte er, setzte seinen Hut auf, der ihm jetzt bis über die Ohren herabfiel und trat hinaus, um Luft zu schöpfen.

Er überlegte ernstlich, ob er überhaupt auf den Ball gehen solle, aber er war ja mit Hanna auf die vierte Quadrille engagirt, ihm blieb also keine Wahl.

Entschlossen eilte er die mit Blumen geschmückte und mit Teppichen belegte Treppe empor, machte im Vorsaal allerhand Umstände mit einem Bedienten, der ihm den Oberrock abnehmen wollte, strich sich noch einmal durch das Haar, ach! er hatte nichts mehr zu streichen! und schritt durch vier Säle, rechts und links grüßend, in den Tanzsaal, wo er sofort von den walzenden Paaren an die Wand gedrückt und dann von einer kleinen, hübschen runden Frau, welche ein Jüngling unmittelbar vor ihm stehen ließ, mit den schwellenden Hüften unbarmherzig gefoltert wurde.

Das fängt gut an, dachte Andor, denn am Ende ist man doch Mensch, wenn man auch ein pessimistischer Philosoph und ein Idealist ist, der seinen Stammbaum direkt von Budha ableitet. Andor stand also wie

der Jüngling im feurigen Ofen. Er versuchte langsam sich links herauszuwinden, aber die Schöne vor ihm machte eine Bewegung, welche ihn von neuem zu ihrem Gefangenen machte, jetzt bog er also rechts vor, kam aber um eine Nasenlänge zu spät an, denn eben wurde wieder eine zweite junge und sehr magere Dame vor ihm abgesetzt, welche ihm ihren Ellenbogen wie eine Lanze entgegenhielt.

Andor ergab sich also und begann sich in seiner Weise zu unterhalten; bald ließ er seine Augen über den Wirrwarr von schwarzen Fräcken, weißen, blauen und grünen Uniformen, über die schimmernden seidenen Wogen und die schwebenden Spitzenwolken dahingleiten, oder er schloß sie ganz und lauschte der Musik, lauschte dem unheimlichen Gemenge der verschiedenartigsten Töne, als Sprechen, Lachen, Rauschen, Klappern, Klirren, Räuspern, Auftreten und Aufschreien so vieler Menschen, das die Pause zwischen den Tänzen ausfüllte.

Plötzlich nahm Jemand seinen Arm, es war Herr Rosenzweig, der gerne mit nobeln Leuten, aber auch nicht ungern mit gelehrten Leuten verkehrte. „Sieh' da, der Herr Doktor stehen hier und machen Studien."

Andor lächelte verbindlich.

„Darf man wissen", fuhr der Bankier fort,

„zu welchen Ergebnissen Ihre Forschungen geführt haben?"

„Wenn Sie erlauben, Herr von Rosenzweig"— Rosenzweig wird roth vor Freude, erfaßt noch intimer Andor's Arm und tätschelt seine Hand mit der seinen. „Bitte, Bitte."

„Ich erstaune über unsere Heuchelei, Herr von Rosenzweig, mit welcher wichtigen Miene wir verlangeu, daß die herrlichen griechischen Statuen in unseren Museen durch Feigenblätter entstellt werden, und überlege, welcher Feigenwald dazu gehören würde, um alle jene Blätter zu liefern, welche in einem Ballsaale nöthig wären."

„Sehr richtig, Herr Doktor, „Ibi jacet lepus": stimmte Rosenzweig bei, nur um übersetzen zu können „Hier liegt der Hase im Pfeffer.., und durch sein Latein Andor in Erstaunem zu setzen.

„Ein Mädchen, das tanzt", fuhr der Doktor fort, „kann jede Statue betrachten und jedes Buch lesen."

„So ist es, Sie sind ein geistreicher Mann, Doktor."

Während Oldershausen mit Micheline dahinraste, welche aufgelöst, mit verschwommenen Augen in seinen Armen lag, und von Tour zur Tour Fortschritte machte, schien es Andor unmöglich, zu Hanna zu gelangen, immer neue Hindernisse thürmten sich

diesem bescheidenen Vorhaben entgegen. Es waren dies angenehme Hindernisse wie die entblößten Büsten junger Frauen, an denen die Moral nichts auszusetzen hat, mögen sie was immer für Wirkungen machen, mögen sie auch so und so viel junge Männer zur Verzweiflung bringen und jenen Damen in das offene Netz treiben, welche zwar noch mehr dekolletirt, dafür aber weniger grausam sind.

Es waren aber auch fatale Hindernisse, wie große Nasen, Ordenssterne, Hofrathsglatzen, oder die Gerippe von Generalinen, welche vor dreißig Jahren die Männer todtzutanzen pflegten, und jetzt höhnisch über alle Welt hinweggrinsten.

Als jedoch die ersten Takte der vierten Quadrille durch den Saal erklangen, erblickte Andor Hanna, welche ihn zu suchen schien. Sie war in einfaches Weiß gekleidet und der ganze Aufputz ihres reichen Haares bestand in einer weißen Kamelie. Dies Mal hatte der Geschmack der Familie Teschenberg Recht behalten. Hanna überstrahlte Alle. Sie schien eine Elfe unter Fürstinen der Erde, aus Blumenduft gebildet und in Mondlicht gekleidet.

„Ah, da sind Sie endlich," rief sie, als sie Andor erblickte, „ich habe Sie nicht tanzen gesehen, wo waren Sie?"

„Ich habe nicht getanzt, ich habe Sie gesucht, aber es war nicht möglich, zu Ihnen zu gelangen."

„Aber mein Gott, wie sehen Sie aus," rief plötzlich Hanna, schlug die Hände zusammen und lachte auf.

Nun war es mit Andor's Fassung vorbei. Er sah noch dunkel, daß Micheline und Oldershausen seine vis-à-vis waren, dann verschwand Alles vor seinen Augen. Er trat Baronesse Julie die Schleppe ab, bat in den rührendsten Ausdrücken um Vergebung, schwor nie wieder etwas Aehnliches zu thun, und setzte zur Bekräftigung seinen Absatz auf die Fußspitze des Ministers von Kronstein, welcher hinter ihm stand. Neue Entschuldigungen, die ganze Quadrille geht aus den Fugen, Alles tadelt und spöttelt, und so entdeckt man endlich Andor's diabolische Frisur. Nun ist er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Hanna fühlt, daß man über ihren Tänzer lacht, welches Weib würde das nicht fühlen, sie gibt Andor nur noch mit Widerwillen die Hand. Als die Quadrille zu Ende ist, läßt sie ihn einfach stehen.

Andor ist vernichtet, aber er will sich den Anschein geben, unbefangen und vergnügt zu sein, zum Unglück kommt aber Micheline daher.

„Doktor," ruft sie, „sehen Sie mich doch an, bin ich jetzt nach Ihrem Geschmack?"

Andor betrachtet erstaunt die drei Pfund, welche ihr die Hoffriseurin auf den Kopf geladen.

„Ach! So viel Haar," sagt er, „so reiches prächtiges Haar und noch dazu über Nacht."

Micheline bleibt erstarrt stehen, einige ältere Damen in der Nähe lachen.

„Qui est ce scélérat?" sagt ein Diplomat mit weißer Halsbinde und sieht ihn durch die Lorgnette an.

Andor wankt hinaus.

9. Kapitel.

Der erste Schritt zur Million.

Den Nachmittag nach dem Balle bei Rosenzweig saßen Andor und Plant in dem kleinen Kaffeehause gegenüber von Teschenbergs und brüteten.

Andor fühlte etwas wie Menschenhaß, einen grimmigen Haß gegen die Menschen im Allgemeinen und gegen die Friseure insbesondere.

Plant beschäftigte sich mit der Wandelbarkeit seiner Gefühle, er hat sich durch einige Zeit im Ernste eingebildet, in Micheline verliebt zu sein, und war nicht wenig erstaunt, sich mit einem Male so gleichgiltig zu finden, gleichgiltig sogar als im bacchantischen Wiegen des Walzers ihr heißer Athem seine Wange streifte. „Und doch ist sie ein schönes Weib," sagte er plötzlich laut denkend.

„Wer?"

„Micheline.“

Andor zuckte die Achseln.

„Welche verzehrenden Augen, welche Leidenschaft in ihrer feinen Adlernase.“

„Mein lieber Plant,“ erwiderte Andor, „was uns als eine edle Adlernase erscheint, ist oft nur ein gewöhnlicher Hennenschnabel.“ Der Friseur hatte ihm offenbar mit seinem Haare auch den Optimismus und die Gutmüthigkeit erbarmungslos Fiesko geschnitten, denn er war erschrecklich boshaft seit gestern.

Wieder entstand eine Pause und Andor blickte hinüber nach den Fenstern der Teschenberg. Die Rouleaux waren niedergelassen und von Zeit zu Zeit schwebte ein Schatten vorüber. Mag es Hanna sein? fragte sich der arme verliebte Thor. Und er studirte die Umrisse wie die Bewegung des Schattens und zog allerlei Schlüsse daraus. Junge Leute sind so, die Schatten der Dinge ziehen sie mehr an als die Dinge selbst.

Der Schatten eines Weibes hat übrigens ohne Frage etwas Reizendes, etwas Mysteriöses an sich und ist am Ende doch nicht räthselhafter als das Weib selbst.

Die beiden Freunde wurden aus ihrem unbehaglichen Tête-à-tête endlich durch Wolfgang auf-

gestört, welcher, wie ein Aristokrat gekleidet, sie aristokratisch leicht grüßte und sich zu ihnen setzte mit einer Miene, welche sagen wollte: Seht, wie ich meine Freunde nicht vergesse, wie ich mich herablasse.

Seitdem Wolfgang sein Atelier im königlichen Schlosse aufgeschlagen, die Büste des alten Königs ausgestellt hatte und an jener der schönen Prinzessin Paula arbeitete, fühlte er sich; er ging, hielt sich und sprach auch ganz anders wie früher.

„Kinder," begann er, „ich werde in Kurzem nach Italien reisen, der König will es so haben."

„Nach Italien," wiederholte Andor. Wäre er nur im mindesten des Neides fähig gewesen, er hätte dem Freunde gerade Italien am wenigsten gegönnt.

„Vortrefflich," meinte Plant, der die Reise von der praktischen Seite nahm, „dort kannst Du etwas Rechtes lernen, in Venedig, Florenz, Rom wie Neapel, alle Schätze des Alterthums werden sich Dir aufthun, die herrlichen Gebilde Benvenuto Cellini's, Michel Angelo's, Bologna's Canova's werden Dir lebendig werden."

Wolfgang zuckte die Achseln. „Mich zieht der Karneval von Rom mehr an, als alle diese Marmorscharteken," sagte er.

„Was soll das heißen?"

„Mein Gott, ich weiß ja, was ich zu erwarten

habe," fuhr Wolfgang fort, „einige griechische Meisterwerke, die nach unserem Geschmack viel zu naiv sind, Cellini's Nachahmungen der Antike, Michel Angelo's krankhaft strotzende Kraft, welche uns skrophulös erscheint, und endlich Canova's sentimentale Nacktheit, im Genre seiner Venus Italica, welche, von einem modernen Faun überrascht, sich wie ein zaghaftes Mädchen in ein großes häßliches Leintuch wickelt."

„Aber Wolfgang, das sind doch alles Autoritäten."

„Ich erkenne keine Autorität an."

„Du bist vollkommen im Rechte," bricht Andor los, „wir Modernen haben nicht umsonst die Ironie, jene Ironie, welche Heine und Börne in unser gesammtes Geistesleben eingeführt haben, und welche uns von allen Traditionen, allem Respekt vor den Alten, aller Vergangenheit befreit hat. Für uns gibt es keine Autorität mehr.

Früher bewunderte ein Anfänger die großen Meister, wenn er selbst noch so genial war, lebte sich liebevoll in ihre Art hinein, ahmte sie wohl sogar einige Zeit nach, bildete sich an ihnen einen selbstständigen Styl, und wurde auf diese Weise endlich ein Meister.

Wir brauchen dies Alles nicht. Wozu würden wir es brauchen.

Virgil hat sich an Homer gebildet, Dante an Virgil, Racine und Corneille sind bei Sophokles und Euripides in die Schule gegangen, Goethe und Schiller bei Shakspeare. Aber wir?

Jeder von uns, der Farben reibt, fühlt sich über Raphael erhaben, und Jeder, der in einer Redaction die Scheere schwingt, über Voltaire und Lessing Allerdings ist es unsere Eigenthümlichkeit, stets titanische Meisterwerke zu versprechen, aber dabei nie etwas fertig zu bringen, nie etwas Ganzes zu leisten. Doch thut dies etwas zur Sache?

Wenn allenfalls ein böser Literarhistoriker, wie Julian Schmidt unserem Gutzkow zuruft:

Iliaden, Odysseen
Kündigst Du uns prahlend an,
Und wir sollen in Dir sehen
Deutscher Zukunft größten Mann.

Eine große That in Worten,
Die Du einst zu thun gedenkst!
O! ich kenne solche Sorten
Geist'ger Schuldenmacher längst.

Wahre Prinzen aus Genie-Land
Zahlen baar, was sie verzehrt,
Schiller, Goethe, Lessing, Wieland,
Haben nie Kredit begehrt."

ist unser Gutzkow deshalb etwa weniger überzeugt davon, daß er Shakspeare, Molière, Cervantes und Goethe in Schatten stellen könnte, wenn er nur wollte?

Andor war seit gestern erschrecklich boshaft.

„In Dir spukt noch der alte Köhlerglaube," sagte Wolfgang, nachdem er sich ein wenig gefaßt hatte.

„Wenn Du den Respekt vor der Autorität so nennst, Ja! aber dieser Köhlerglaube ist es, und nur er allein, die Achtung vor höheren Gewalten und der Gehorsam gegen dieselben, welche Rußland über halb Europa und halb Asien ausgebreitet haben, denen es Preußen verdankt, daß es die kühnsten Träume des deutschen Volkes verwirklicht hat."

„Sprechen wir von etwas Praktischem," versetzte Wolfgang, der am liebsten Andor auf ein Pulverfaß gesetzt und in die Luft gesprengt oder zu zehn Jahren schwerem Kerker verurtheilt hätte.

„Ich habe eine Stellung für Plant."

„Ach! das wäre."

„Graf Bärnburg sucht einen Sekretär, welcher zugleich die Verwaltung seiner Güter zu beaufsichtigen hat, eine Stellung, in der man reich werden kann. Ich habe Plant empfohlen. Die Sache ist

also so gut wie gewiß, merke Dir nur, daß der Graf praktische Menschen liebt, die kurz angebunden sind."

Plant bedankte sich lebhaft, seine Augenlider zitterten vor Erregung, er stand auf und ging auf und ab, er, der praktische Mensch, wußte, was die Stellung bei Bärnburg zu bedeuten hatte, es war der erste Schritt zur Million, und er, er wollte reich werden um jeden Preis. Was in der Bude der Frau Peneke nur ein frivoles Spiel war, das sollte Wahrheit werden, er sollte seine Ideale von Einfluß und Luxus verwirklicht sehen, die verlockenden Ideale unserer Zeit.

„Graf Bärnburg will zu Dir kommen," fuhr Wolfgang fort, „um Dich innerhalb Deiner vier Mauern kennen zu lernen. Dies ist eines seiner vielen lächerlichen Prinzipe. Ich habe ihm gesagt, daß Du von sechs Uhr Abends ab zu Hause bist und da er in jeder Beziehung ungeduldig ist, so zweifle ich nicht daran, daß er heute noch zu Dir kommen wird. Es ist bald Sechse, also —"

„Ich eile —" Plant lief in der That mehr als er ging, so daß sein Hund, den der Schnee ärgerte, winselte und mehr als ein Mal Miene machte, auf dem nassen Pflaster sitzen zu bleiben, schließlich kamen aber beide doch glücklich in dem kleinen Zimmer an,

das Plant bewohnte, und er fand noch Zeit, die gräßliche Unordnung, welche in demselben herrschte, in pedantische Nettigkeit zu verwandeln.

Als er fertig war, schlug er auf seinem Tische ein Buch auf und gab sich den Anschein, in demselben zu lesen.

Genau um sechs Uhr klopfte es und Graf Bärnburg trat ein, nannte seinen Namen, musterte Plant, musterte sein Zimmer und kam endlich bei dem Buche an. „Was lesen Sie da?"

„Roscher's Nationalökonomie."

„Gefällt mir von Ihnen, ich liebe die Schöngeister nicht."

Graf Bärnburg setzte sich hierauf auf das kleine Sopha, zog das eine Bein herauf und begann Plant, der ergeben, aber nicht ohne Eleganz vor ihm stand, auszufragen. Plant besaß in hohem Grade das glückliche Talent, auf den Ton der Menschen, denen er gefallen wollte, einzugehen. Er affektirte dann irgend einen fremden Charakter, und zwar genau jenen, der ihm nützlich war, so naturwahr, daß seine Freunde ihn kaum wieder erkannten und sein Hund in unbeschreibliches Erstaunen versetzt wurde.

Dem Grafen Bärnburg gegenüber spielte er den tief gebildeten aber nüchternen Praktiker und sprach

um eine Oktave tiefer, in einer glücklichen Mischung soldatischer Knappheit und trockener wissenschaftlicher Sicherheit. Sein Hund saß vor ihm und blinzelte befremdet zu ihm hinauf. Der Graf stellte allerhand verfängliche Kreuzfragen.

„In einem Hause, wie das meine, gibt es nicht selten Tage, wo ein Gelegenheitsgedicht willkommen ist," sagte er unter Anderem; „wären Sie im Stande, etwas dergleichen zu machen?"

„Ich habe nie Verse gemacht", erwidert Plant mit einer Stimme, welche aus dem Grabe eines Grenadiers der alten Garde zu kommen scheint. Sein Hund staunt und winselt.

„Nun, Sie können es ja lernen."

„Vergebung, Herr Graf, zu solchen Dingen habe ich kein Geschick." Wieder die tiefe Stimme, welche so resolut und praktisch klingt. Neuerdings maßloses Erstaunen des Hundes, welcher den Kopf zurücklegt und erbärmlich zu heulen beginnt, genau so, als ob er seinen Herrn verloren hätte.

Endlich erklärt sich der Graf befriedigt. „Sie müssen nun der Gräfin ihre Aufwartung machen", sagte er, „ich entscheide mich in keiner wichtigen Sache, ohne vorher ihre Meinung zu hören. Kommen Sie morgen um Zwölfe."

Plant begibt sich hierauf zu allererst zu Madame Peneke und sucht sich über die Gräfin zu unterrichten. Madame Peneke ist in solchen Affairen unbezahlbar. Geheimnisse, für die man gerne tausend Gulden und oft noch mehr bezahlen würde, sind bei ihr gratis zu haben, ja es macht ihr Vergnügen, wenn man ihr nur zuhört. Die Auskünfte, welche sie Plant ertheilt, erfüllen ihn mit stolzen Hoffnungen.

„Wenn Du die Stelle bekommst, können wir ja heiraten", ruft Marie erfreut.

„Gewiß können wir heiraten", entgegnet Plant, und doch ist er, wie er die Bude verläßt, bereits fest entschlossen, Marie aufzugeben, seinen Freund Wolfgang auszustechen und sich zu dem erklärten Günstling der Gräfin zu machen.

Sein Weg führt nun zu Andor, er braucht einen schwarzen Anzug und Andor soll ihm denselben leihen.

Andor sagt nicht ja, er sagt aber auch nicht nein. Er weiß sehr gut, daß Plant ihm den ersten schwarzen Anzug, den er ihm geliehen hat, noch immer nicht zurückgegeben hat, und fürchtet für den zweiten, aber dieses erbärmliche Zartgefühl, das er besitzt, macht es ihm unmöglich, zu sagen: Freund, Du hast ja ohnehin noch einen schwarzen Anzug von mir, wie kannst Du so unverschämt sein und einen zweiten verlangen?

Die Gräfin durchschauert es, sie ist so nervös.

Als Plant fortgeht, verlangt er mit aufgesetztem Hut von dem Kammerdiener Feuer. Der Kammerdiener wünscht ihm Glück. Der erste Schritt zur Million ist gemacht.

10. Kapitel.

Point d'honneur.

Diesmal zeigte sich Plant sehr anständig. Unmittelbar nachdem er seine Anstellung in dem gräflichen Hause erhalten, brachte er unter dem Schutze der Dunkelheit Andor den geliehenen schwarzen Anzug zurück. Er that es mit schwerem Herzen, das ist richtig, und mit aller Ueberwindung, welche es uns kostet, um gegen die Neigungen und Gewohnheiten vieler Jahre anzukämpfen, aber er that es doch.

Andor schien überrascht, er dankte Plant gerade so, als ob Plant ihm den ganzen Anzug in einem Anfalle von Großmuth geschenkt hätte, und wenn man Plant kennt, so wie wir ihn kennen, so kam die Sache ziemlich auf dasselbe heraus.

Andor zeigte sich in seiner überströmenden Dankbarkeit dafür, daß Plant die ihm anvertrauten Kleider nicht wieder verpfändet hatte, so exzentrisch, daß er

ihm dieselben um ein Haar von neuem angeboten hätte.

„Also Du bist Sekretär bei Bärnburg, sehr schön," sagte er, „aber in solchen Häusern sieht man mehr auf das Aeußere eines Menschen, als auf seine Fähigkeiten. Bist Du wohl mit den nöthigen Kleidern versehen?"

„Genügend," erwiderte Plant, „ich habe erstens meinen gewöhnlichen Anzug, dann einen feinen Salonanzug" — er meinte jenen, in dem er mit Marie den Sonntag zu verschwelgen pflegte — „und drittens einen schwarzen Anzug im Leihhause, den ich jetzt auslösen werde."

Andor sieht Plant an. Sowohl Andor als Plant wissen nur zu gut, daß dieser schwarze Anzug, von dem die Rede, das Eigenthum Andor's ist, aber Plant ist eine viel zu positive Natur, um in diesem Augenblicke nur mit einer Wimper zu zucken, es bleibt also Andor nichts übrig, als sich für ihn zu schämen, und dies gelingt ihm auch, er beginnt zu stammeln, senkt den Blick zur Erde, erröthet, kurz, Plant muß ihm endlich zu Hilfe kommen und das Gespräch auf einen minder verfänglichen Gegenstand lenken. — —

Plant ist ein Mann, wie ihn unsere Zeit ver-

langt, er gewinnt vom ersten Tage an Terrain im gräflichen Hause.

Dem Grafen besorgt er alle Geschäfte von der Verwaltung der Güter bis zum Einkauf der Cigarren herab; der Gräfin steht er in jeder Weise zu Diensten, er hat die Gabe, ihre Wünsche zu errathen, ehe sie ausgesprochen werden, ein sehr bequemer Mensch.

Es gibt Dinge, die man so schwer ausspricht. Wenn die Gräfin es wünscht, liest er ihr vor, leichte Romane natürlich, denn was würde eine Dame von Welt und gutem Geschmack sonst lesen. Sie sind dann stets allein und es geschieht manchmal, daß die Gräfin, die auf einer Chaise longue ausgestreckt ist, ihn unterbricht, ihre feine, durchsichtige Hand als Lesezeichen in das Buch legt und ihn mit ihren ruhigen Augen anlächelt.

„Wie pikant! nicht?", lispelt sie, „möchten Sie nicht auch einmal so etwas erleben?" —

Der arme verliebte junge Gott in der Husarenjacke, Baron Keith, leidet alle jene grausamen Martern, mit denen die Eifersucht uns zerfleischt. Er sieht in Wolfgang seinen glücklichen Nebenbuhler, während die Gräfin bereits angefangen hat, für den Bildhauer nicht zu Hause zu sein, wie sie für den Baron nur ausnahmsweise zu Hause ist, nämlich

dann, wenn sie übler Laune ist und keine Fliege da ist, der sie die Flügel ausreißen kann. Das Schlimmste dabei ist, daß Baron Keith viel Geld braucht, und daß die Gräfin in ihrer Noblesse gewohnt ist, in solchen Fällen zwischen Mein und Dein keinen Unterschied zu machen. Jetzt verliert er nicht allein die Frau, die er anbetet, er sieht auch seine Charge in Gefahr, denn er hat Schulden gemacht und seine Gläubiger beginnen ihn mit Briefen und Besuchen zu belästigen.

Der arme Junge lebt in der Einbildung, daß er mit einem Gewaltstreich Alles zurückerobern kann.

Er schreibt der Gräfin einen Brief, in welchem er sie der Treulosigkeit anklagt und erklärt, ihr Haus nicht mehr betreten zu wollen.

Die Gräfin legt den Brief zu den andern.

Nachdem er zwei Wochen vergebens auf Antwort gewartet hatte, ging er eines Tages gleich einer Schildwache vor ihrem Palais auf und ab, er wollte sie sprechen, er mußte sie sprechen, er wußte, daß sie ihm nicht widerstehen könne, und als sie wirklich aus dem Thore trat, machte er eine Bewegung, wie um sich zu ihren Füßen niederzuwerfen, doch sie sah ihn kalt und ermüdet an und ging vorüber, nicht etwa rasch, nein, mit einer behaglichen Langsamkeit, welche jede weitere Hoffnung ausschloß.

Keith faßte sich und überlegte, wie er sich, ohne Aufsehen zu erregen, in die Verhältnisse schicken könne.

Durch die Straßen schlendernd, erblickte er an einem kleinen Hause der Lilienstraße einen Zettel: „Hier ist ein Zimmer zu vermiethen." Schnell entschlossen trat er ein. Es war Madame Peneke welche das Zimmer zu vermiethen hatte. Ihr gefiel der schöne Offizier, so wurden sie denn bald einig.

Keith gab seine drei eleganten Appartements in der Königsstraße, welche mehr für eine Diva des Theaters als einen Husaren eingerichtet schienen, auf, und zog in den ersten Stock zu Frau Peneke, wo er ein geräumiges und äußerst nettes, nach seinen Begriffen aber recht ärmliches Zimmer bekam. Er verabschiedete seinen Bedienten, blieb bei Ranzoni, blieb im Hotel, blieb im Jockeyklub, blieb im Theater aus, aß was ihm Madame Peneke kochte, und trank statt Rüdesheimer frisches Brunnenwasser. Dies Alles war gewiß sehr löblich, aber es war nicht genug.

Baron Keith hätte arbeiten, hätte verdienen müssen, um seine Ehre rein zu erhalten, aber dieser Gedanke lag ihm ferne. Er war Kavalier und zum Ueberflusse noch Offizier. Seine ganze Moral und Philosophie lief auf das Point d'honneur hinaus.

Point d'honneur erlaubt nun allerdings, Schulden

zu machen und sie nicht zu bezahlen, ja die Gläubiger, wenn sie die Geduld verlieren, niederzustechen, es erlaubt, anständige Frauen — es gibt nämlich noch anständige Frauen — zu belästigen, zu beleidigen und den Mann, der seine Frau beschützt, im Duell zu erschießen, dies und noch vieles Andere erlaubt das Point d'honneur, aber in dem Ergreifen eines redlichen Erwerbes sieht das Point d'honneur eine Schande, die dem ganzen Körper zugefügt wird. So ein Unwürdiger muß ausgestoßen werden.

Baron Keith war von diesen Mamelucken-Grundsätzen so vollständig erfüllt, wie irgend ein Hochgeborner und Kurzsichtiger, der das Unglück hat, einem Stande anzugehören, welcher weder arbeitet noch produzirt.

Er trat bei der Trödlerfamilie beiläufig mit dem Bewußtsein auf, mit dem ein Sultan seine Sklaven ansieht, er handelte in dem Gefühle, Herrn Peneke eine Ehre zu erweisen, wenn er bei ihm Geld lieh und Marie zu verführen suchte. Das schöne Mädchen mit dem Venusleibe und dem Venuskopf erschien ihm vom ersten Augenblicke an bestimmt, seine Favorite zu werden. Marie verhielt sich dagegen stolz und kühl. Wenn er bei den Eltern eintrat, verließ sie die Bude. Dann zupfte der junge Gott wohl

an den Härchen, welche seiner Oberlippe beiläufig so viel Schatten geben, wie jener einer Amazone, und klirrte ärgerlich mit den Sporren.

Einmal begegnete er Marie auf der Treppe. Sie suchte mit einem leichten Nicken vorüberzufliegen, aber er faßte ihre Hand und hielt sie zurück.

„Sie haben wohl keine Sympathie für mich, mein Kind," begann er.

„Ich denke, Sie sind um Vieles kindlicher als ich, Herr Lieutenant," entgegnete sie.

„Also mein Fräulein."

Marie blickte trotzig weg.

„Habe ich Sie beleidigt."

„Ich bin nicht das Mädchen, mir Ihr leichtes Benehmen gefallen zu lassen," fuhr Marie fort, „um so mehr, als Sie zwei entschiedene Fehler in meinen Augen besitzen."

„Und diese wären?"

„Baron und Offizier zu sein."

„Ich werde mich bemühen, diese Fehler in Ihren Augen zu verwischen."

„Sie haben den besten Anfang dazu gemacht."

„Schließen wir Frieden, schöne Marie, lassen Sie uns Freunde sein."

„Es wäre passender, wenn wir Freundinen

Formen und ein Antlitz mit großen Zügen zwar, aber so majestätisch schön und seltsam pikant, daß er selbst Feuer fing.

„Stelle mich vor, ich beschwöre Dich," fuhr Wolfgang fort. Plant nahm ihn hierauf unter den Arm, näherte sich dem Tische, an dem Marie und Keith saßen, nahm den Hut ab und sagte nachlässig zu Marie: „Stelle uns vor."

„Mein Verlobter Plant," murmelte diese ein wenig verlegen, „Herr Wolfgang, Bildhauer, Frau von Karzow."

„Sie sind eine Russin, meine Gnädige," begann Wolfgang.

„Allerdings," erwiderte Keith, welcher eine grüne Seidenschleppe und schwarzen Sammtpaletot trug und von dem schwarzen französischen Sammthute rasch den Schleier herabgelassen hatte. „Ich bin hier fremd, habe bei Frau Peneke Einkäufe und auf diese Weise die Bekanntschaft ihrer liebenswürdigen Tochter gemacht."

„Und bleiben Sie länger."

„Wenn es mir gefällt."

„O! es soll Ihnen bei uns gefallen."

„Sie sagen dies mit solcher Bestimmtheit."

„Wir werden uns alle Mühe geben, mein Freund

Plant und auch ich, wenn Sie erlauben.“ Wolfgang verlor den Faden, er war verwirrt, seine Sinne schienen im Aufruhr, er starrte das schöne Weib an seiner Seite an und sagte endlich: „Was Sie für eine herrliche Stimme haben, ich liebe die Altstimme zum Verrücktwerden.“

Keith lachte und sein Lachen klang so weiblich, so bezaubernd, daß Wolfgang immer leidenschaftlicher wurde. Es währte nicht lange, so hatte er die Hand der vermeintlichen Russin gefaßt und schien nicht übel Lust zu haben, sie nicht mehr loszulassen. Keith, dem die Situation ängstlich wurde, mahnte Marie zum Aufbruch. Nun schickte es sich aber, daß Plant der Geliebten den Arm bot, und so mußte die Russin mit Wolfgang zurückbleiben. Als dieser erst die Hand seiner Begleiterin auf der seinen zittern fühlte, wurde er kühner, er sprach von dem tiefen Eindruck, den sie ihm, gleich als er sie eintreten sah, gemacht, er sprach von einer Leidenschaft, deren Flammen ihn zu verzehren drohten, und je mehr er unter dem Schleier hervor ein helles Lachen zur Antwort bekam, um so weniger konnte er sich beherrschen.

„Eine Stunde wie diese“, flüsterte er, „heißt es nützen, ich fühle es, daß ich Sie heute gewinnen oder verlieren muß für immer. Sagen Sie mir, daß Sie

mich nicht mehr sehen wollen, oder gestatten Sie mir, Sie zu besuchen, morgen, nein! nein! heute noch."

„Wo denken Sie hin."

„Morgen also?"

Keith überlegte, aber nur, wie er den Gedanken, der ihn mit dämonischer Lust erfaßt hatte, ohne Gefahr ausführen konnte, denn ihn beherrschte nur ein Gedanke, der der Rache, und ein Gefühl, das des Triumphes.

„Sie werden mich sehen, sehen und sprechen."

„Wo? Wann?"

„Kommen Sie morgen um acht Uhr Abends an die Ecke der Lilien- und Sterngasse und erwarten Sie dort das Weitere"

„O, ich danke Ihnen." Sie waren eben vor der Bude angelangt. Wolfgang preßte die Hand seines Todfeindes zärtlich an seine Lippen und verabschiedete sich dann ehrerbietig.

„Du kannst auch gehen", sagte Marie zu Plant. Er sah sie groß an, er hatte eine Intrigue ersonnen, sich im Kaffeehause von ihr zu befreien, jetzt schickte sie ihn fort, und gerade jetzt wäre er gerne geblieben. So sind die modernen Männer, sie wollen schlecht, ja sie wollen grausam behandelt sein, das reizt sie. Deshalb wenden sie sich gelangweilt von den Thränen

ihrer hübschen kleinen Frau ab und eilen zu jenen zweifelhaften Damen mit den Marmorherzen. — —

Es war ein düsterer stürmischer Winterabend, als Wolfgang in einen Radmantel gehüllt an der Ecke der Liliengasse stand, vor Erregung und Erwartung zitternd.

Schlag acht Uhr kam Marie, die in ein großes Tuch gewickelt war, ihn zu holen. Sie führte ihn durch die Flur im Finstern die Treppe hinauf bis vor Keith's Thüre, öffnete dieselbe und hieß ihn eintreten, hinter ihm wieder schließend.

Der Bildhauer war geblendet. Marie hatte Alles so artig und effektvoll arrangirt, daß sogar die Phantasie eines Künstlers befriedigt werden mußte.

Rothe Gardinen verhüllten die Fenster und ein rother Himmel spannte sich über dem Lager mit den seidenen Kissen und blendenden Spitzen aus. Ein großer Teppich bedeckte die Diele. Das matte träumerische Licht kam von oben, aus einer kleinen Ampel, welche von der Decke herabhing. An der einen Wand stand ein niederer türkischer Divan, umgeben von Orangen- und Zitronenbäumen und einem Epheugelände, über die schwellenden Polster war das Tigerfell gebreitet und auf dem Tigerfell lag der junge Gott ausgestreckt in einer Robe von weißem Atlas, einem gelbseidenen

mit schwarzen Spitzen besetzten Ueberwurf, einen schwarzen Schleier um den schönen Dyonisoskopf geschlungen. So lag er da, im wollüstigen Halbdunkel auf den einen Arm gestützt, und lächelte Wolfgang an.

Dieser verfehlte den Schritt und stolperte, stammelte eine Reihe alberner Phrasen und fühlte endlich selbst, daß er eine lächerliche Figur mache. Dem jungen Gott aber war es zu Muthe, als sei er wirklich ein Weib, ein Weib, das Rache nehmen wolle, und er spielte mit Wolfgang jenes grausame Spiel, von dem man meint, daß nur Frauen es zu spielen vermögen, die geschulteste Kokette hätte ihn um seine Kunstgriffe, um dieses matte, ersterbende Hauchen der Worte, dieses verrätherische Wogen der Brust, diesen feuchten sehnsüchtigen, süß verstrickenden Blick, diese trägen, nachlässigen Bewegungen beneiden können.

Wolfgang kam nicht mehr zu Athem und endlich war der Augenblick da, wo er, seiner selbst nicht mehr mächtig, in die Knie sank, von Liebe stammelte, um Liebe flehte und wie ein Wahnsinniger seine glühende Stirne gegen die Polster des Divans preßte.

Keith betrachtete den Mann, der bebend zu seinem Füßen lag, mit einem tiefen Blick der höchsten Befriedigung. Mit einem Male aber richtete er sich auf und begann laut zu lachen. Zugleich wurde die

Thüre geöffnet, Marie trat herein, in jeder Hand einen silbernen Armleuchter — sie waren bei Madame Peneke verpfändet — mit fünf Kerzen und hinter den rothen Gardinen der Fenster und des Himmelbettes kamen die Kameraden Keith's hervor und alle schüttelten sich vor Lachen.

Keith hatte rasch die Frauenkleider, Locken und Schleier abgeworfen und stand in seiner Uniform vor Wolfgang, der ihn in unbeschreiblicher Vernichtung anstarrte und noch immer vor ihm auf den Knieen lag.

„Es thut mir leid," rief Keith, „Ihre glühende Liebe nicht erwidern zu können, aber Sie sehen, ich bin zu meinem größten Bedauern kein Weib, sondern ein Husar."

Wieder jenes durchdringende hölliſche Gelächter, das Wolfgang stumm und reglos gemacht hatte, diesmal riß es ihn aber empor, er wollte etwas sagen, seine Lippen bewegten sich, seine Brust arbeitete, aber es gelang ihm nicht, einen menschlichen Ton hervorzubringen, nur eine Art Stöhnen, das wie das Weinen eines Thieres klang, seine Hand tastete in der Luft herum —

Marie reichte ihm den Hut.

Er warf noch einen Blick, nicht auf die Anwe-

senden, sondern gleichsam in das Leere hinein, als wolle er in unendlicher Ferne irgend Etwas entdecken, und ging aufrecht mit steifem Schritt, wie ein Betrunkener, der sich mit Gewalt auf den Füßen zu erhalten sucht, zur Thüre hinaus. Auf der Treppe hörte man ihn noch ein Mal stolpern, dann war der Spaß für Wolfgang vorbei.

Oben in der Stube des Barons ging es aber jetzt erst recht los. Marie brachte einige Flaschen Wein und kalte Küche. Die Offiziere machten es sich bequem, schnallten die Säbel ab, lösten die Goldschnüre ihrer Dolmans und Keith verwandelte sich noch einmal in eine Modedame und saß unter ihnen, bald die frechen Gesten einer Halbweltschönen, bald die ungenirten Manieren einer aristokratischen Kokette nachäffend. Die Kameraden machten ihm heftig den Hof. Einer zog ein Spiel Karten aus der Tasche. Man trank, spielte Onze et demi, sang und erhitzte sich immer mehr. Als der Tumult am größten war, erschien Marie wieder, um zu fragen, ob die Herren etwas wünschen.

„Nichts, als Sie selbst," rief einer der Husaren.

„Bleiben Sie doch bei uns," bat ein Anderer.

„Das würde sich wohl nicht schicken," sagte das schöne Mädchen, „was würden meine Eltern sagen."

„Wer wird die Alten fragen," entgegnete Keith, der bereits zu viel getrunken hatte. „Sie bleiben da, Marie," er sprang auf und faßte sie um die Taille.

„Lassen Sie mich los," rief sie, ihr Eigensinn empörte sich gegen jede Art von Gewalt, welche man ihr anthun wollte, aber Keith hatte die Herrschaft über sich selbst verloren, er preßte das stolze Mädchen, das sich mit zorniger Kraft wehrte, an sich und sperrte zugleich die Thüre, dann hob er sie, die ihn biß, kratzte und mit den Knien stieß, auf die Arme — was er wollte, wußte er selbst nicht recht — vielleicht nur seine Kraft beweisen, ihren Widerstand brechen —

Sie aber stieß einen Schrei aus, den man im ganzen Hause und auf der Straße sogar hörte.

Schon polterte Herr Peneke die Treppe empor und klopfte an Keith's Thüre. „Ich bitte, meine Herren, machen Sie auf."

„Unmöglich, guter Trödler." Er hörte Lachen und von neuem Marie um Hilfe rufen.

Jetzt wurde Peneke hitzig, er hatte bei der Garde gedient und verstand in solchen Sachen keinen Spaß.

„Machen Sie auf, schrie er, „sonst schlage ich die Thüre ein."

Die Kameraden baten Keith, zu öffnen, er riß endlich die Thüre auf, hinderte aber Peneke, einzutreten.

„Was wollen Sie da?“

„Meine Tochter.“

„Sie ist nicht hier.“

„Das ist eine Lüge,“ schrie Marie.

„Schöne Geschichten,“ schnaubte Peneke, der Zorn benahm ihm den Athem und hinderte ihn am Sprechen, „dem Vater Geld heraus filoutiren und die Tochter —“ er stieß zugleich Keith vor die Brust und machte sich so den Eingang frei —

Keith wankte zurück, bis in die Lippen bleich, riß den Säbel eines Kameraden, der an dem Thürstock lehnte, aus der Scheide und stieß Peneke nieder.

Dies Alles war nur ein Augenblick. — — —

Die Offiziere fielen Keith in den Arm als es zu spät war.

Es folgte ein zweiter Augenblick, in dem Alle wie gelähmt waren, Keiner ein Wort fand.

Marie kam zuerst zu sich, sie warf sich über den alten Mann, der in einer Blutlache lag, und schrie jammervoll um Hilfe. Es erschien Frau Peneke in Unterrock, Nachtjacke und Nachthaube und sank in Ohnmacht, einer der Offiziere hatte einen Arzt geholt,

welcher die Stirne in große Falten zog und erklärte, Peneke sei todt.

Während dies Alles geschah, saß Keith auf einem Stuhl, selbst regungslos wie eine Leiche, er trug noch immer die schimmernden Frauengewänder. Die Kameraden zogen sie ihm aus, schnallten ihm den Säbel um, setzten ihm die Mütze auf und führten ihn fort. — —

Am folgenden Tage umstanden Hunderte von Menschen in großer Aufregung das kleine Haus in der Lilienstraße und einige Zeitungen besprachen den Vorfall in einer Weise, welche geeignet gewesen wäre, Bismarck Nervenschmerzen zu verursachen, aber — wir sind in Deutschland, die Polizei zerstreute die Menschenmenge, die Zeitungen wurden confiscirt und von der ganzen Tragödie blieb nichts übrig als ein ausgiebiger Gesprächstoff für die Bierstuben. —

Keith wurde in Arrest geschickt und später auf die Festung — für volle drei Monate. Höher taxirte man das Leben eines Bürgers nicht. Aber man muß zugeben, daß Keith empfindlicher dadurch gestraft wurde, daß man ihm bedeutete, seine Charge zu quittiren.

Dies geschah aber nicht etwa deshalb, weil er nach gemeinen Begriffen einen Mord begangen hatte,

sondern nur, weil er sich bei diesem Morde der ihm zustehenden Waffe nicht vorschriftsmäßig bedient hatte.

Hätte er den alten Peneke niedergehauen, so hätte er in keiner Weise an Achtung eingebüßt oder eine Strafe erlitten.

Der alte Peneke lag auf dem Katafalk, vom gelben Kerzenlicht traurig beschienen, Marie wälzte sich in ihrer Kammer schluchzend auf dem Boden und zerriß ihr Haar, Madame Peneke schnupfte entsetzlich viel Tabak um ihre Thränen zu stillen, und Hunderte gingen ein und aus, um den Todten anzuschauen, zu seufzen, zu bedauern, und über das unglückliche Mädchen mit versteckten Anspiegelungen, halben Worten und Blicken gegen Himmel ein herzloses Gericht zu halten, nur Plant ließ sich nicht sehen.

Die Posaunen tönten feierlich heiser vor dem kleinen Hause in der Lilienstraße, die versoffenen Träger mit den rothen Maskennasen luden den braven Alten auf die Schultern, hinter dem Sarge wankten zwei schwarzgekleidete Frauen, das Gesicht mit dem Taschentuch verdeckend. Plant ließ sich nicht sehen.

Die Schollen fielen in das offene Grab, der Kirchhof wurde leer, auf einem Grabhügel lag ohn-

mächtig ein schönes bleiches Mädchen eine alte zitternde Frau leistete ihr Hilfe und nahm, als sie durchaus nicht zu sich kommen wollte, in der Verzweiflung ihres Herzens eine Prise Tabak. — Plant ließ sich auch jetzt nicht sehen.

Erst nach einigen Tagen kam er, als es so recht finster war. Er hatte zum Ueberflusse noch sein Gesicht durch ein weißes Cache-nez verdeckt und er kam nicht, um zu trösten.

„Es ist ein Skandal," sagte er, „die ganze Stadt spricht von Marie und bricht über sie den Stab —"

Er schien sich in diesem Augenblicke so moralisch, wie irgend ein Deutscher unserer Tage.

„Ich will glauben, daß sie in dieser Sache unschuldig ist, aber ihr ganzer Lebenswandel ist ein leichtfertiger, sie hat keine festen Grundsätze, sie hätte das Zimmer des Offiziers gar nicht betreten dürfen. Es ist ein Skandal und wir müssen uns trennen."

Marie zeigte sich vollständig ruhig, sie weinte nicht, sie bat ihn nicht, zu bleiben. „Wir müssen uns trennen," sagte sie mit großer Festigkeit, „er ist ganz im Rechte, ich bin leichtfertig."

So trennten sie sich denn.

Als er fort war, stopfte Madame Peneke heftig

Tabak in ihre Nase. „Er hat Recht," sagte sie, „Du bist leichtfertig. Wir haben Dich wie eine Komtesse erzogen. Es soll aber jetzt anders werden. Arbeit ist keine Schande."

Marie stieg hierauf in ihre Kammer, hüllte sich in ein großes Tuch, öffnete das Fenster und setzte sich auf die Brüstung.

Als es Mitternacht war, saß sie noch da und blickte zu dem Himmel empor, der ihr in seiner winterlichen Klarheit, in seinem eisigen Glanze wohl zu thun schien, und sie war so ruhig, so gefaßt, als hätte sie nach langem Kampfe einen Ausweg gefunden.

Sie blickte zu den Sternen, ohne Wehmuth, ohne Schwärmerei.

Für sie waren es nicht leuchtende Welten, die im unendlichen Raume schwebten, nicht geheimnißvolle Mächte, die das Leben der Menschen bestimmen, beschützen oder bedrohen, für sie waren es funkelnde Diamanten, sie sah sie dafür an und lächelte.

Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Inhalt.

			Seite
1.	Kapitel.	Drei verständige junge Leute und ein alter Narr	1
2.	„	Handelt von drei musterhaften Fräuleins .	26.
3.	„	Waare oder Käuferin	43.
4.	„	„Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht“	60.
5.	„	Eine merkwürdige und eine recht gewöhnliche Familie	84.
6.	„	Deutsche Liebe	107.
7.	„	Metamorphosen	131.
8.	„	Wie Israel tanzt	148.
9.	„	Der erste Schritt zur Million	164.
10.	„	Point d'honneur	177.

Die

Ideale unſerer Zeit.

Roman in vier Büchern

von

Sacher-Maſoch.

„Was Ihr nicht taſtet, ſteht Euch meilenfern,
Was Ihr nicht faßt, es fehlt Euch ganz und gar,
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, ſei nicht wahr,
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht,
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht!"
Goethe im „Fauſt".

„Es giebt nur eine Art zu malen und die iſt:
Die Wahrheit zu malen!"
Jean Francois Millet.

Zweite Auflage.

Bern,
Verlag von B. F. Haller.
1875.

Alle Autorrechte, namentlich das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen, vorbehalten.

Sacher-Maſoch.

Zweites Buch.

1. Kapitel.

Das gefährliche Pensum.

Es gab eine Zeit, wo man sich in dem Teschenberg'schen Kreise an der neuen und eigenthümlichen Erscheinung Andor's erfreute, es gab auch eine, wo man ihn für unentbehrlich hielt, wo der Zeiger der Uhr zu schleichen schien, wenn er erwartet wurde, und es kam auch eine Zeit, wo er Allen unausstehlich wurde und man ihn allgemein, wie in Folge eines boshaften Einverständnisses, zum Stichblatte machte. Daß diese Zeit sehr bald kam, darin liegt kaum etwas Erstaunliches.

Es liegt in der Natur, daß das Fremdartige zuerst eine starke Anziehung übt, dann aber eben so entschieden abstößt, und Andor war in dieser sich blähenden, vom feinsten Anstrich glänzenden Welt ein Fremdling.

Es ist noch nicht so lange her, daß die Moden nicht so rasch wechselten, und als unsere Großeltern

lebten, trug Mancher seinen blauen, grünen oder roth-braunen Frack mit den Messingknöpfen sein Leben lang. Damals hatte man auch Freunde, die Einen aus der hellen Zeit fröhlicher Jugendspiele durch das wechselvolle Dasein begleiteten bis zum Grabe. Man hatte allerdings wenige Freunde. So ein alter Freund ging nicht selten in einer Familie von Hand zu Hand wie ein altes Erbstück, und so eine vergilbte Freundschaft war gewiß auch zu Zeiten langweilig, aber sie war dafür echtfärbig und verblaßte nicht so rasch. Man suchte damals passende Bekanntschaften wie man jetzt interessante sucht, man suchte lange, recht lange bis man einen Freund fand, der in Allem gleich gestimmt war, der gleiche Anschauungen und Neigungen, wo möglich gleiche Bestrebungen hatte, man hielt ihn aber dann fest und hielt sich fest zu ihm. Dies ist vorbei.

Das Leben rast heutzutage dahin, wie vom Dampf getrieben. So wie uns das rauchschnaubende Ungeheuer mit den roth glühenden Augen fortreißt, daß Wald und Feld, Fluß und Berge vorüberfliegen, so wechseln auch die Menschenbilder um uns. Wir verlangen in Allem nach rascher Abwechslung, auch in der Freundschaft.

Je mehr ein Mensch Neues, Fremdartiges in

unseren Kreis bringt, um so weniger er also in denselben paßt, um so willkommener ist er uns, nur zu bald stoßen sich aber die Gegensätze wieder ab, der mit Begeisterung gewählte Freund kehrt sich gleichgiltig oder sogar mit Abneigung im Herzen ab, und wir stehen allein. Nein, wir haben indeß zehn neue Freunde gefunden. — —

Andor war bescheiden genug, den Spott, der ihn traf, ganz auf eigene Rechnung zu nehmen. Er wußte, daß er unbeholfen, in Allem, was einen Mann von Welt ausmacht, unerfahren war, er lachte also mit, wenn man über ihn lachte, daß er aber eigentlich vielmehr berechtigt war, seinen Spott an der aufgeblasenen hohlen Gesellschaft, in der er sich bewegte, zu üben, das entging ihm. Vielleicht weil er zu wenig scharf sah, wo es sich nicht um Probleme, sondern um wirkliche Dinge handelte, vielleicht auch weil er geblendet war durch ein Paar rosenfarbener Brillen, welche ihm die reizende Hanna Teschenberg aufgesetzt hatte und durch welche die Welt sich gar so hübsch, gar so weihnachtsmäßig ausnahm.

Rosenzweig war wieder einmal gestorben und feierte seine glorreiche Auferstehung mit einer glänzenden Soirée. Es gab da unter dem Gaslüster, dessen Flammen wie schwirrende Fledermäuse mit einem

eigenthümlichen pfeifenden Ton ihre breiten Flügel regten, viele seidene Roben, welche zusammen eine artige Zahl von Regenbogen ergeben hätten, viele Fräcke, Lakaien in Schuhen und Strümpfen, welche geräuschlos hin- und hereilten und Erfrischungen servirten, einen Pianisten mit langem Haar, der einen neuen Flügel, den Herr Rosenzweig für tausend Gulden gekauft hatte, in einem Abend zu Grunde zu richten versuchte, und eine junge Dame, welche sich jedes Mal, wenn sie singen sollte, durch Indisposition entschuldigte, aber doch sang. An einigen grün überzogenen Tischen wurde Whist gespielt.

Plötzlich fiel es Hanna ein, von Andor eine Erklärung des Wortes feudal zu verlangen, die jungen Damen hatten von einer feudalen Partei in den Zeitungen gelesen und genirten sich in keiner Weise, dasselbe nicht zu verstehen, Unwissenheit gehört ja in der heutigen feinen Gesellschaft zum guten Ton.

Andor begann also zu erklären und ein ganzer Kreis von jungen Damen und Herren hörte ihm zu, statt aber, wie ein viel leichter mit Kenntnissen Beladener viel glücklicher gethan hätte, das eine Wort durch ein paar andere verständlich zu machen, stieg der junge Doktor kühn bis in den uralten Orient hinab und wand sich mühsam von den Indern und

Egyptern, durch die Hebräer, Griechen und Römer endlich bis zu dem Mittelalter durch, er sprach bereits eine halbe Stunde, ohne noch bei der eigentlichen Frage angelangt zu sein, das war gewiß ein großer Fehler, und zur Zeit oder Unzeit erinnerte sich Oldershausen, der bereits etwas übermüthig den Ton des erklärten Bräutigams im Hause anschlug, daß man bisher noch nicht über Andor gelacht hatte.

Er schloß also die Augenlider, lehnte sich so recht nachlässig zurück, ließ seine Lackschuhe knarren und gähnte recht vernehmlich ein Mal, zwei Mal. Man begann ringsum zu kichern.

Als die gelehrte Erklärung des Doktors aber ruhig fortrieselte, wie ein sanfter Wiesenbach, sagte Oldershausen plötzlich ganz laut: „Wenn das so fortgeht, werden wir morgen um diese Zeit in der That wissen, was das Wort feudal eigentlich bedeutet."

„Ich habe nicht die Absicht, die Gesellschaft zu langweilen," sagte hierauf Andor und brach ab.

„Wirklich nicht?" fragte Oldershausen mit einem Erstaunen, das so komisch war, daß Alle laut zu lachen begannen, Alle bis auf Hanna, welche Andor roth werden und einen Schritt zurücktreten sah. Sie allein konnte nicht lachen, es faßte sie wie ein jäher Schreck, wie wenn man einen Wehrlosen unter dem

Messer des stärkeren Gegners sieht, aber sie irrte sich, Andor war nicht wehrlos und es geschah jetzt das gerade Gegentheil von dem, was Alle erwarteten.

„Es gehört jedenfalls mehr Geist dazu, Herr Baron," entgegnete Andor scharf und kräftig, „auf seine eigenen Kosten zu langweilen, als auf Kosten Anderer zu unterhalten."

„Was soll das?" rief Oldershausen, welcher aufsprang und auf den Doktor zutrat. Er hoffte, ihm durch sein kavaliermäßiges Wesen zu imponiren, aber es gelang ihm ganz und gar nicht.

„Das soll Ihnen deutlich machen, daß Sie mich beleidigt haben —"

„Und?" Dieses Und wurde von einem spöttischen Lächeln begleitet, das überlegen sein sollte, aber in Wahrheit nur gemein war.

„Und daß ich nicht der Mann bin, mir Ihre Beleidigungen — oder vielleicht sind es nur Ungezogenheiten und Albernheiten — gefallen zu lassen."

Jetzt wurde der Baron bleich, bis in die Lippen bleich. „Wir werden uns noch sprechen," murmelte er und kehrte Andor den Rücken, dieser verneigte sich vor den Damen und verließ den Kampfplatz als Sieger, dies sprachen alle Blicke, welche ihm halb erstaunt, halb bewundernd folgten, deutlich genug aus.

„Was sagst Du zu dem Doktor," rief Micheline, welche jetzt herbeikam und mit beiden Händen heftig umherschlug, „wie taktlos! nicht Hanna? er darf unser Haus nicht mehr betreten und Ihr gebt ihm auch den Laufpaß, was?"

„Du bist im Unrecht, Micheline," erwiderte Hanna sehr leise aber sehr bestimmt, „der Baron hat ihn herausgefordert, der Baron war in der That ungezogen."

Micheline blickte ihre Freundin starr an.

„Ich habe immer gesagt," polterte der Finanzrath beim Nachhausefahren mit einer Stimme, in der alle Steuergulden zu rasseln schienen, „immer habe ich es gesagt, dieser Doktor Andor ist ein ganzer Kerl! Man muß den Aristokraten die Zähne zeigen. Ja das muß man." —

Am folgenden Morgen flogen die Depeschen zwischen den jungen Damen hin und her.

„Liebe Hanna," schrieb Micheline auf rosenfarbenem Papier, „es wird einen großartigen Spaß geben. Oldershausen will den Doktor fordern. Ich möchte das Gesicht sehen, das der Bücherwurm macht, wenn ihm die Wahl gelassen wird, zwischen Säbel und Pistolen, denn Du verstehst doch, daß es sich um ein Duell handelt? Natürlich ist es dem

Baron nicht Ernst, er will nur Andor in Schrecken jagen."

Zwei Stunden später kam ein Brief, auf einem Papier, das genau so aussah, als sei es aus Aerger grün geworden. „Denke Dir, diese Unverschämtheit, der Doktor hat den Baron herausfordern lassen. Aber Oldershausen darf sich nicht schlagen, ich gebe es nicht zu."

Es ist so angenehm, eine Braut, eine Frau oder im Nothfall nur eine Mutter zu haben, die es nicht zugibt. In dieser angenehmen Lage war Oldershausen. Er sah, so weit es ihm möglich war, denn sein Schauspielertalent war gering wie alle seine Talente, recht verzweifelt aus, als er den beiden Reiter-Offizieren, welche er mit diesem Ehrenhandel betraut hatte, die Eröffnung machte, daß er sich nicht schlagen dürfe. Noch vor dem Diner, das er bei Rosenzweig nahm, erschien er mit ihnen in der Wohnung des Doktors, genau so wie dieser es verlangt hatte, und entschuldigte sich, worauf Andor dasselbe that.

„Er hat sich schlagen wollen," sagte der Onkel zu Andor's Mutter; sein altes Soldatenherz lachte nur vor Freude und seiner Pfeife entquollen wahre Höllendämpfe, „ein braves Blut in dem Burschen,

ob er das auch aus seinen Schweinsledernen heraus-studirt hat. Bin zufrieden mit ihm. Ein richtiger Soldat hätte die Sache nicht besser in Ordnung bringen können." —

Als der Zeiger der großen Wanduhr der Stunde näher rückte, zu welcher Doktor Andor Nachmittags bei Teschenberg einzutreten pflegte, pochte das Herz Hanna's heftig und immer heftiger gegen das Mieder und sie barg ihr flammendes Gesichtchen tiefer und tiefer in dem Stickrahmen, vor dem sie saß.

Jetzt hörte sie seine Schritte, die wie jene einer Schildwache gleichmäßig und kräftig erklangen, und jetzt klopfte er an, stark wie mit einem Thürklopfer, und wäre es wirklich ein Thürklopfer gewesen, mit dem er angeklopft hätte, er hätte gewiß den kleinen schelmischen Kopf Gott Amor's gehabt.

Ein unhörbar gehauchtes „Herein" und da stand er, groß, aufrecht, befangen und ungeschickt wie sonst, aber Hanna sah heute nichts von alledem, ihr erschien er wie ein homerischer Held oder wie der hörnene Siegfried, der den grimmen Drachen schlug, und als er sich nun gar nicht in die Brust warf, weder heldenmäßig blickte, noch stolz lächelte, sondern sich ruhig wie immer an den Tisch setzte und das Haar zurückstrich, da ergriff es Hanna wie Bewunderung für ihn

und eine holde mädchenhafte Verwirrung kam über sie, sie stieß beim Aufstehen den Stickrahmen um und tauchte statt der Feder den Bleistift in das Tintenfaß.

„Wo sind denn die beiden anderen Damen?" fragte der Doktor, nachdem er auf die Uhr geblickt hatte.

„Sie werden nicht kommen," gab Hanna zur Antwort, sie schlug dabei den Blick nieder, „Sie müssen heute schon mit mir allein vorlieb nehmen." Als Andor in einem Buche blätterte, sah sie ihn von der Seite an, ganz schüchtern, aber mit so viel Wohlgefallen.

„Haben Sie das Pensum gemacht, das ich vorgestern aufgab?" fragte der Doktor.

„Nicht böse sein, Doktor," stammelte Hanna, „aber — es — es war mir unmöglich, es zu machen. Ja, ja, lachen Sie mich nur aus. Ich soll den Frühling schildern! Mein Gott, was weiß ich vom Frühling, als daß man das Pelzwerk zum Kürschner schickt, sich ein paar leichte Toiletten richtet und anfängt Spinat und Krebsen zu essen."

„Gehen Sie denn nie in's Freie, mein Fräulein?"

„In den Thiergarten allenfalls," plauderte Hanna lebhaft weiter, ihre großen hellen Augen gingen dabei hin und her, wie Blumen, die der Wind leise schaukelt, „und wenn es Sommer ist, machen wir hie und

da eine Partie mit kaltem Kaffee, der dann gewärmt wird, und da sieht man so viel, daß der Wald grün ist und der Himmel blau, und hört, wenn die Anderen nicht allzu laut schwätzen und lachen, wildfremde Vogelstimmen im dunklen Holze, aber das ist auch Alles, was man sieht und hört, man spricht von den Toiletten der Schauspielerinen und der Liebeschronik der vornehmen Damen wie in der Stadt. Am besten ist es noch, wenn Gesellschaftspiele gespielt werden, obwohl es nicht mehr zum guten Ton gehört, man tummelt sich mindestens recht herum dabei."

„Sie haben noch nie im Frühjahre den ersten schweren Athemzügen der erwachenden Erde gelauscht, mein Fräulein," sagte Andor, „ach wie bedauere ich Sie."

„Ich lese immer in Gedichten von der Lerche, die aus dem grünen Saatfeld jubelnd gegen Himmel steigt," fuhr Hanna fort, „aber ich habe noch nie eine Lerche singen gehört. Gesehen hab' ich wohl einmal eine bei dem Zuckerbäcker in unserer Straße, aber die war in einem kleinen Käfig eingesperrt und sang nicht."

„Und Sie kennen auch jenes Gefühl nicht, das uns im Frühling erfaßt," sagte Andor, „jenes räthselhafte Gefühl, das aus wehmüthiger Aufregung und

süßer Mattigkeit gemischt ist, das uns bald zum reinen Aether emporzieht, bald hinab in die heimlichsten Klüfte der Erde, und uns gält wie ein dicht verschleiertes Geheimniß, es ist zugleich ein tiefes Sinnen, ein sich Verlieren in Gedanken, in Wünsche, die wie Schatten um uns spielen und sich nie erhaschen lassen, eine unbestimmte Sehnsucht, eine flüchtige Unruhe. Es hat so viel gemein mit dem Trieb der Seefahrer, der sie über das große blaue Meer führte, neue Länder zu entdecken in fremden Zonen. Auch wir möchten wandern, aber wir wissen nicht wohin, wandern und suchen, ohne zu wissen, was wir finden wollen, es ist uns zu Muthe als wollten wir uns so recht ausweinen einmal, und doch auch wieder einmal recht von Herzen lachen —"

„Dieses Gefühl kenne ich," murmelte Hanna, während sie wie verloren vor sich hinstarrte, „das heißt seit einiger Zeit, seit Kurzem, soll es denn Frühling werden?" Sie erschrack vor ihren eigenen Worten, und das zarte Inkarnat ihrer Wangen färbte sich tiefer.

„Dieses Gefühl, welches das erste geheimnißvolle Weben des Frühlings in uns erweckt," fuhr Andor fort, „ist auch dem ersten schüchternen Knospen der Liebe in unserem Herzen verwandt, dem sanften

Flügelschlage einer wahren, reinen und guten Liebe, welche uns so schmerzlich beseligt, so ahnungsvoll durchschauert." — Andor hätte in dieser Weise weiter gesprochen, ohne die Wirkung zu bemerken, welche seine Worte auf Hanna machten, wenn er nicht plötzlich, gleichsam mit der Nase auf diese Wirkung gestoßen worden wäre. Er bemerkte überhaupt nur selten, was sich in dem Aeußeren der Menschen, ihren Zügen und Bewegungen malte, wenn er aber sprach, sah und hörte er gar nichts.

Als er aber jetzt eine Pause machte, vielleicht um sein Sacktuch zu suchen, hörte er ein Geräusch, das ihn befremdete, es fiel auf das Pensum, das vor Hanna lag, nieder wie Regen, als er hin sah, lagen auch in der That zwei große Tropfen auf dem Papier, und da er fast erschrocken auf Hanna blickte, sah er Thränen an ihren langen Wimpern glänzen.

„Mein Gott, was ist Ihnen, mein Fräulein!" rief Andor.

„Ach! ich bin recht unglücklich!" brach Hanna los, verbarg ihr hübsches Gesichtchen in den Händen und begann so recht von Herzen zu weinen.

Wenn ein junges, hübsches, verzogenes Mädchen sich einmal unglücklich fühlt, dann bedeutet dies so viel, als daß es zum ersten Male in seinem jungen

Leben wahrhaft glücklich ist. So war es mindestens bei Hanna. Andor aber wurde es ganz angstvoll bei ihren Thränen, er sprang auf und faßte ihre Hände, indem er dieselben sanft von ihrem flammenden Gesichtchen wegzog, er beugte sich zu ihr nieder und suchte ihr in die Augen zu blicken, aber dies war ganz vergebens, denn diese schönen Augen hafteten fest auf dem Pensum.

„Hanna! liebe Hanna!" rief Andor, sich und die Welt und vor Allem das hochgesittete Haus Teschenberg ganz und gar vergessend, „weinen Sie doch nicht, ich kann Sie nicht weinen sehen. Wenn es nur etwas nützen würde, ich möchte mein Leben hingeben, um Sie glücklich zu sehen."

„Wirklich?" sagte Hanna, leise, recht leise, und die bebenden Blumenaugen wurden zu ihm aufgeschlagen und hinter dem schimmernden Thränenschleier, der an den langen dunklen Wimpern hing, stand wie ein freundliches Licht ein glückseliges Lächeln. „Ach! Sie haben mir so viel Sorgen gemacht, Andor, gestern und heute, ich habe Ihnen Recht gegeben, ich stand ganz auf Ihrer Seite, aber das Herz drohte mir zu zerspringen vor Angst um Sie."

„Um mich, liebe Hanna," murmelte Andor, dem mit einem Male so kühn zu Muthe wurde, als in

dem Augenblicke, wo er dem Baron gegenüber stand, „sind Sie mir denn auch ein wenig gut? Ich — Hanna — ich bin ja nur noch von ihnen erfüllt, ich weiß nicht wie ich Ihnen sagen soll, was mir in der Seele liegt, wie ein tiefer Schmerz, wie eine unendliche Freude. Ich habe Sie so lieb, so lieb, Hanna."

Sie preßte jetzt mit einem Male seine Hände an ihre wogende Brust und ihr Blick jauchzte ihm entgegen mit einer Hingebung, die ihn ganz um seine Fassung brachte. Während die große starknochige Räthin mit ihren kalten Augen im Nebenzimmer die Maschen ihres Strumpfes zählte, zog Andor die schöne Hanna an seine Brust und ihre Lippen begegneten sich im Kusse. Dann trat sie einen Schritt zurück, sah ihn an, als wollte sie sich sein Bild für immer in die Seele prägen, und während sie bis in die Fußspitzen hinab erbebte, warf sie den Kopf mit dem dunklen Haare in den Nacken zurück und schlang dann die Arme um ihn, heftig und zärtlich, wie er es nie gewagt hätte, und küßte ihn, und küßte ihn wieder.

Beide wurden nicht satt, sich zu küssen, sich anzusehen, Beide selig in einer großen Empfindung, die alles Andere verschlang, sie wußten, daß sie sich liebten, und sie wußten nichts Anderes mehr, sie

dachten nicht an die Menschen, was die etwa reden möchten, an die Welt, was die urtheilen würde, ja sie dachten nicht einmal an die Zukunft. Wozu auch an die Zukunft denken, wenn die Vergangenheit mit einem Male zu nichts geworden ist, ausgelöscht wie eine Addition todter Zahlen auf der Rechnentafel eines Schulkindes, wozu an die Zukunft denken, wenn die Gegenwart Alles ist, wenn kein Wunsch mehr übrig ist, kein Fürchten und kein Hoffen!

Unterdessen hatte sich die Räthin zum dritten Male verzählt, sie horchte nämlich halb nach der Thüre hin und verwunderte sich, daß es im Nebenzimmer so stille war, jetzt warf sie den Strumpf zornig zu Boden und der arme Strumpf schien sich diese Demüthigung wirklich zu Herzen zu nehmen, denn er senkte sein Haupt wie ein reuiger Sünder. Die Räthin hob ihn aber bald wieder auf, und als erst die Nadeln wieder geschäftig hin und her gingen, begann er fröhlich zu tanzen, wie nur ein richtiger Strumpf und Optimist vermag.

2. Kapitel.

Glückliches Debut.

Marie hörte Tag für Tag dieselben ehrenwerthen Ermahnungen aus dem Munde der guten Frau Peneke. Du sollst arbeiten! hieß es, wenn Frau Peneke Früh in ihrer zerdrückten Nachtjacke vor dem kleinen erblindeten Spiegel stand und ihre Papilloten öffnete, Du sollst arbeiten, war das Dessert beim Mittagsessen, Du sollst arbeiten, lautete das Abendgebet, mit dem sie zu Bette ging; so gewöhnte sich endlich die schöne Marie an den Gedanken und versuchte irgend etwas zu thun. Sie saß Vormittags in dem kleinen Gewölbe und richtete mit Nadel und Zwirn die Sachen zu, welche die brave Peneke eingekauft hatte, und Nachmittags, wenn die Letztere in die Stadt ging, zu den Damen, welche ihr Toilettengegenstände gaben oder abnahmen, verkaufte Marie an ihrer Stelle, aber diese Geschäftigkeit stand Marie zu Gesichte, wie einem Fürstenkinde der kurze Rock und das Mieder eines

Bauernmädchens, sie schien mit den abgelegten Roben zu spielen, und wenn sie um irgend etwas handelte, lächelten die Käufer.

Einmal sagte Frau Peneke zu ihr, nachdem sie vorher ihre Nase mit Tabak vollgestopft hatte, daß sie wie ein rußiger Rauchfang aus ihrem breiten schlichten Gesichte hervorsprang: „Du hast an Achtung verloren bei den Menschen, Marie, durch diese Liebelei mit dem Plant und durch den Skandal mit dem Baron, aber ich sage nicht zu viel, wenn ich Dir die Versicherung gebe, daß Du durch einen arbeitsamen Lebenswandel Deine Ehre in einiger Zeit wieder herstellen kannst."

Marie zuckte mit den Lippen, es war ein verächtliches Zucken, das der guten Frau Peneke gar schmerlich in die Seele schnitt. „Wenn ich etwas thue", gab sie dann zur Antwort, „so thue ich es Deinetwegen, sage mir aber ja nicht, daß die Arbeit geachtet wird. Die Arbeit wird nicht geachtet, nur das Geld, aber jenes Geld, an dem unser Schweiß klebt, wird für geringer gehalten, als jenes, das wir mühelos erben, das wir mit unserer Schande oder durch Spekulation erwerben. Man schätzt nur Jenen, der im Spiel gewinnt, der Einsatz mag in Geld oder Schönheit oder sonst etwas bestehen. Wer arbeiten muß, ist so gut wie verachtet."

Frau Peneke wußte einige Zeit nicht, was sie antworten sollte, sie putzte mit ihrem Aermel heftig einen Armleuchter von Neusilber. „Das hast Du aus den verdammten Theaterstücken und Romanen."

„Ich habe es aus dem Leben. Wird Jemand einen Arbeiter, einen Handwerker zuerst grüßen, weil er arbeitet? Gewiß nicht! Aber der brave Mann neben uns, der sieben Kinder ernährt mit seiner Nadel, und den die Schwindsucht zu einem Skelet gemacht hat, er steht demüthig entblößten Hauptes vor der Maitresse des Bankiers so und so, weil sie die Gnade hat, ihre kostbaren Kleider bei ihm machen zu lassen."

„Du weißt Alles besser."

„Ich sehe die Dinge, wie sie sind", seufzte Marie, „und bilde mir nicht ein, daß man aus einer Distel Rosenöl erzeugen kann. Wer arbeitet, ist mißachtet, wie der Esel, der jahrein, jahraus den Karren durch die Straßen zieht. Es ist so, wir werden es nicht ändern."

Indessen schien Marie diese Verachtung ruhig zu tragen, sie half Frau Peneke vom Morgen bis zum Abend fleißig in Allem, wenn aber die Letzere Abends in ihre Federkissen und Federbetten sank, schwer wie eine Göttin der niederländischen Malerschule, welche die flaumigen Wolken zu erdrücken scheint

und dies geschah sehr früh, sperrte sich Marie in ihrem Stübchen ein, zog irgend eine Prachtrobe hervor, welche sie in ihrem Kasten versteckt hatte, schmückte sich mit derselben, schlang falsche Perlen in ihr dunkles Haar und begann Theaterstücke zu lesen, einzelne Rollen auswendig zu lernen, vorzutragen und endlich zu spielen.

Sie begann mit der Lady Milford, die Luise sagte ihr nicht zu, erstens weil sie blaß ist, zweitens weil sie einfach gekleidet auftritt, aber die fürstliche Courtisane mit ihrer Toilettenpracht, das war nach ihrem Geschmacke. Der Milford ließ sie die Stuart folgen, deshalb nur, weil sie wußte, daß ihr schwarzer Sammt sehr vortheilhaft war, dann die Eboli mit Rücksicht auf das verführerische Negligée in der Lautenszene, die Adelheid im Götz, die Orsina in der Galotti, die Lady Tartuffe der Madame Girardin und die Judith Hebbel's, die letztere, weil sie ihr Gelegenheit gab, den Aermel aufzuschürzen und ihren bloßen Arm zu zeigen.

Als sie mit der letzten Rolle fertig war, war auch ein Entschluß zur Reife gekommen, der sie bisher in noch unbestimmten Umrissen umdämmert hatte.

In einer herrlichen, duftig frischen Frühlingsnacht ging sie an die Ausführung desselben.

Sie gab sich den Anschein, mit der guten Frau

Peneke und den Hühnern schlafen zu gehen und horchte so lange an der Thüre, hinter der die Erstere in ihren Federwolken versunken war, bis jener regelmäßige röchelnde Ton an ihr Ohr schlug, der jenem so verwandt ist, den trockenes Holz unter der Säge gibt, dann flog sie bloßfüßig, unhörbar wie ein Nachtgespenst die Treppe hinab, öffnete das Gewölbe, wählte unter dem Vorrathe einige der prachtvollsten Roben', wählte andere Toilettengegenstände und nahm auch einigen Schmuck zu sich. Einen grünen Seidenrock und eine kostbare schwarze Sammtjacke zog sie an, dann setzte sie ihren Hut auf, verschleierte sich dicht bis zur Unkenntlichkeit, schlüpfte in ihre Schuhe, schnürte alles Andere in ein großes Bündel zusammen, ähnlich wie es die Handwerksburschen tragen, nahm dasselbe auf den Rücken, steckte ein geladenes Terzerol zu sich, ergriff einen Stock mit Bleiknopf und verließ so das Haus, nachdem sie Alles sorgfältig gesperrt hatte.

Geld nahm sie nicht, dies zu nehmen wäre ihr wie ein Diebstahl erschienen, aber die Toiletten, die hätte ihr die gute Peneke so auch gegeben, wenn sie nur erst dem kühnen Schritt ihre Billigung ertheilt hätte, sie nahm also nur was ihr gleichsam gehörte und dachte nicht eine Sekunde daran, daß sie ein Unrecht begehe. Wozu auch?

Man hat es uns so lange zum Vorwurfe gemacht, daß wir zu viel denken, daß wir nun auf dem besten Wege sind, uns das Denken ganz abzugewöhnen. Frisch handeln ist unsere Losung und wenn der Erfolg die Handlung gut heißt, dann ist sie auch gut, das ist unsere Moral.

Deutschland ist längst nicht mehr Hamlet, was es aber jetzt ist oder werden wird, wer vermag das zu sagen?

Noch einmal blickte Marie auf das kleine Haus zurück, vielleicht mehr aus Gewohnheit, als weil sie irgend ein Gefühl bewegte, dann ging sie rasch vorwärts.

Die Nacht schützte sie vor Entdeckung nnd auch das zu Fuße Wandern, das wußte sie, deshalb vermied sie die Bahn, ihre vielen Lichter und rothen Laternen.

Als der erste weiße Streifen Lichtes den Osten säumte, hatte sie die Residenz bereits weit hinter sich; von einem kleinen Hügel aus sah sie noch ein Mal ihre Thürme im goldenen Frühlicht glänzen, bald versanken auch diese und eine wildfremde Landschaft hatte sie aufgenommen, langsam schob sich ein weitausgestreckter Wald zwischen sie und ihre Heimat und bald war nichts mehr um sie als Feld und Flur und ein silberheller Bach, der sie unermüdlich begleitete.

In einem Dorfe, das sie durchschritt, trat Marie in ein Haus, das der verdorrte im frischen Morgenwind schwankende Busch als eine Schenke bezeichnete, und kaufte ein kleines Laib Brod. Man sah sie erstaunt an und blickte ihr auch wohl eine Weile nach, als sie lebhaften Schrittes weiter eilte, sie kümmerte sich aber nicht viel darum.

An dem Rande eines kleinen Wäldchens setzte sie sich nieder und aß. Dann betrachtete sie in dem Bache, der ihr auch hieher gefolgt war, aufmerksam ihr Bild, ohne jede Eigenliebe oder Eitelkeit, mit jener kühlen Berechnung, mit der ein Kaufmann seine Waare prüft, und nachdem sie sich lange Zeit betrachtet hatte, war sie recht zufrieden. Die Menschen hatten sie hart und herzlos angefaßt, sie war daher entschlossen, auch mit ihnen keine Umstände mehr zu machen, so kaltblütig und verhärtet saß sie da, so ergrimmt und böse wie ein Eroberer, dem die Menschen nur Zahlen sind, mit denen er seine furchtbaren Rechnungen macht.

Allmälig aber besänftigte sich ihr Herz in der Feiertagsstille der Natur.

Es war noch nicht der volle Frühling mit seinem leuchtenden Grün, der sie umgab, die Erde erwachte erst und sie erwachte langsam, der Schnee war

geschmolzen im Thale und auf den Bergen, Alles streckte sich und athmete gleichsam tief auf, die Luft zitterte im Sonnenlichte, das noch kaum warm war, über der Erde, das Wasser warf frische Lichtperlen auf und versendete eine starke Kühle, die erschauern machte.

Insekten schwirrten umher, hie und da begann sich der strohgelbe Rasen grün zu färben, begannen die Bäume, welche stille und ärmlich ohne Laub da standen und sich sonnten, kleine Blätterknospen zu treiben, die Wintersaaten lagen wie smaragdene Teppiche zwischen dem braunen trostlosen Ackerland. In einiger Entfernung pflügte ein Bauer, seine weiße Zipfelmütze schaukelte wie eine Blüthe hin und her und schimmerte freundlich.

Die Sträucher, welche sie umstanden und wie von Neugier getrieben die schlanken Zweige zu ihr herabsenkten, trugen weißgraue Kätzchen, deren Pelz noch von der Kälte gesträubt schien, und lange Dolden, welche sich im sanften Takte auf und ab wiegten. Gelbe Schmetterlinge schlugen die Luft mit ihren zackigen Flügeln, auch ein schöner Trauermantel segelte vorbei.

Um sie standen gelbgrüne Euforbien, duftige Veilchen, und die Zeitlose glich einer weißen Ampel,

in der drei gelbe Kerzen brennen, schöne Schatten der Zweige über ihr warfen dunkle Gitter auf die Erde, vor ihr dehnten sie sanftgeschwungene Hügel und obwohl sie eine Amsel im Holze pfeifen und eine zweite den Lockruf beantworten hörte, obwohl ein stetes Summen um sie war und im sonnenhellen Azur über ihr unsichtbar eine Lerche sang, schien es ihr doch, als umfange sie eine tiefe Stille, und diese Stille that ihr so wohl.

Sie vergaß, was gewesen, und vergaß auch, was sein wird, sie freute sich an jedem grünen Fleck, an den grellen Farben, mit denen die Erde ihr sommerliches Kleid zu sticken begann, an jeden Käferchen, das sich auf einem Halme wiegte.

So saß sie lange Zeit.

Als sie weiter ging, war ihr freier und besser zu Muthe.

Spät in der Nacht erreichte sie die Stadt, welche vorläufig ihr Ziel war, kehrte in einem kleinen Gasthofe ein, den sonst nur Fuhrleute, Fleischer und Krämer vom Lande besuchten, und schlief ruhig ein, so ruhig, wie man nur mit dem besten Gewissen schlafen kann, denn ein kaltes, verhärtetes Herz zu besitzen, ist oft vortheilhafter als alle Unschuld des Gemüthes.

Sie schlief lange, frühstückte mit dem besten

Appetit, machte Toilette und sie verstand Toilette zu machen, frug nach der Theaterkanzlei und stand, wenige Minuten nach 10 Uhr, wo dieselbe eröffnet wurde, vor dem Direktor des Stadttheaters Herrn Crameaux.

Dieser, ein kleiner Mann, mit klugem Gesichte und kurzem struppigen schwarzen Haare, richtete einen Blick auf sie, aus dem neben kühler, geschäftsmäßiger Berechnung etwas wie boshafter Humor sprach.

„Sie suchen ein Engagement bei mir," begann er trocken mit einer scharfen unangenehm deutlichen Aussprache.

„In der That," sagte Marie, „aber wie errathen Sie dies?"

„Ich sehe es Ihnen an," fuhr der Direktor fort, „ebenso wie ich es Ihnen ansehe, daß Sie die Bühne noch nicht betreten haben. Sind aus guter Familie, was? aber nehmen Sie Platz."

Marie setzte sich und wartete eine neue Frage ab, denn es schien ihr von Vortheil, diese nicht zu beantworten. Ein Geheimniß, das Person und Herkunft umgibt, nützt beim Theater, so viel wußte sie bereits.

„Haben etwas Aristokratisches an sich," fuhr der Direktor fort, „wollen Heldinen spielen, was? Salon-

damen? weiß Alles. Ihre Erscheinung paßt dazu, paßt vortrefflich."

„Wollten Sie mich nicht einer Prüfung unterziehen, Herr Direktor," bat Marie.

„Wozu?"

„Um zu sehen, ob ich Talent habe?"

Der Direktor lächelte. „Talent?" sprach er, „wozu brauchen Sie Talent. Sie sind schön, sehr schön, das genügt heutzutage. Haben Sie Toilette, so ist das superb, fehlt es Ihnen daran, so wird sich bald ein Freund finden, der dafür sorgt. Die Hauptsache ist, dem Publicum gefallen, und ich denke, Sie werden gefallen, Sie gehen ganz hübsch, bewegen sich anmuthig, das Organ klingt gut. Mehr brauchen wir nicht. Talent! wozu Talent! Sie kommen mit Illusionen, wie es scheint, kenne das: Kunstaufgabe! Drang nach Höherem, Streben, die Ideale, die das Leben nicht bietet, auf der Bühne zu verwirklichen. Werfen Sie diesen unnützen Ballast nur gleich über Bord.

Ich dachte auch so, als ich zum Schmerze meines Vaters das Jus auf den Nagel hing, mich aus einem ehrlichen „Kramm" in einen aufgeblasenen Crameaux verwandelte, und statt Beamter zu werden, der leichtgeschürzten Muse folgte, bildete mir auch ein, daß ich die Menschen von der Bühne herab erheben und veredeln könne.

Die Menschen wollen aber nicht erhoben sein, sondern unterhalten.

Spiele wohl noch meinen Vansen, meinen Wagner, meinen Schauspieler im Hamlet oder Isolani, aber nur äußerst selten und nur zu meinem Vergnügen. Ich kenne das Publikum, bin beim Theater zu Gelde gekommen, folglich kenne ich das Publikum. Wenn Sie zufällig Talent haben, soll mich freuen, meinetwegen soll es mich freuen und der großen Dichter wegen, die den schlechten Geschmack hatten, ihr Genie an die Bühne und das Theaterpublikum zu wenden.

Die da unten sitzen oder gar oben in den Logen, denen ist Laube's lederner Essex so viel wie Schiller's Wallenstein und Offenbach's Helena lieber als alle Beide, und wenn ihnen heute Sophie Schröder die Medea spielen wollte, würden sie finden, daß sie keine Taille hat und ihr dreimaliges „Wehe!" das heute noch, wenn ich daran denke, mein Mark erschüttert, würde sie nervös machen, und da Niemand gerne nervös wird, würden sie ein zweites Mal ausbleiben, denn was bei uns allenfalls Gemüth oder Herz war, das ersetzen bei diesem Geschlechte die Nerven, und diese Nerven wollen geschmeichelt sein, aber ja nicht erschüttert. Soll mich aber doch freuen, wenn Sie Talent haben, will mit Ihnen den Kam-

merdiener spielen, denn Sie treten doch als Lady Milford auf?"

„Es ist dies in der That die Rolle —"

„Weiß das, ich weiß Alles, haben Sie Toilette dazu?"

„Ja."

„Hören Sie also. Sie treten morgen auf. Wenn Sie gefallen, sind Sie bei mir engagirt. Für die ersten drei Monate gebe ich Ihnen eine große Gage, damit Sie elegant auftreten und — wählerisch sein können. Ich liebe es nicht, wenn meine Damen sich wegwerfen. Es gibt hier sehr reiche Fabrikanten. Hat sich ein Freund gefunden, bekommen Sie nur Drittel Gage. Also Kontrakt auf zwei Jahre, die ersten drei Monate durch hundertfünfzig Gulden Gage, dann fünfzig. Abgemacht.

„Ich bin sehr erfreut —"

„Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite, Fräulein — Pardon, wie ist der Name?"

„Ich nenne mich als Schauspielerin Valeria Belmont."

„Gut, ganz gut. Ihr Diener, Fräulein Belmont."

Marie verneigte sich leicht und schön, wie sie es den Gräfinen, zu denen sie mit Frau Peneke gekommen war, abgelauscht hatte und verließ die Theater-

kanzlei raschen, stolzen Schrittes, nicht mehr das bescheidene Bürgermädchen, sondern jeder Zoll Valeria Belmont, die Künstlerin, das Weib, das sein Glück machen will, das den Genuß, den Luxus sucht, und nicht blöde ist, den Preis zu bezahlen, der dafür gefordert wird.

Im Laufe des Tages hatte Marie, hatte Valeria Belmont bereits die Bekanntschaft aller Damen des Theaters gemacht, sie hatte sich mit der Heldin welche bereits seit dreißig Jahren die Katharinas und Elisabeths spielte, und noch immer keine Lust, zeigte, Mutter zu werden, sei es seriöse oder zärtliche, kühl gemessen, mit der komischen Alten, welche wirklich höchst komisch, der Liebhaberin, welche in der That sehr liebreich, und der Naiven, welche ohne Zweifel die Unschuld selbst war, Freundschaft geschlossen, und Abends ging sie bereits mit den beiden Letzteren soupiren, und zwar in das erste Hotel der Stadt, wo die elegante Herrenwelt stets vollzählich war.

Wie sie es anfing, ein höchst delikates und kostspieliges Souper zu nehmen und dabei noch ihre beiden Freundinnen ebenso fein zu bewirthen, ohne einen Kreuzer Geld in der Tasche zu haben?

Marie Peneke hatte genügend mit Theaterdamen

verkehrt. Valeria Belmont wußte daher, daß Alles für sie von einem glücklichen Debut, und zwar nicht so sehr auf als außer der Bühne abhinge. Sobald es ihr gelang, von sich reden zu machen, und zwar in einer Weise, welche die eleganten blasirten Herrn amusirte und reizte und den Frauen Gelegenheit gab, ihre eigene Tugend neuerdings durch den Kontrast in ein glänzendes Licht zu setzen, war ihre Carrière gemacht.

Sie trat also in reicher Toilette, ihr schwarzes Haar aus dem kleinen Hütchen in üppiger Fluth über den Nacken niederwallend, in den Speisesaal und ging zwischen den mit fein gekleideten Herren besetzten Tischen durch, ohne Jemand zu beachten, ja sie zog die feinen Brauen ein wenig böse und abweisend zusammen. Ihre Begleiterinen lächelten indeß nach rechts und nach links, als geschähe es auf Verabredung, um Valeria Belmont noch unnahbarer und daher interessanter erscheinen zu lassen.

In der Tiefe eines Fensters ließ sich die Letztere nieder, ohne nur das Geringste von jenem, sei es affectirten und prätentiösen, sei es wirklich reizenden Geberdenspiel der Hüften sehen zu lassen, ohne das sich nun einmal die Frauen nicht setzen können, sie überließ es der Liebhaberin und der Naiven, recht geräuschvoll

mit den Sesseln zu rücken, laut zu lachen und ihre Frisuren zu ordnen. Sie begnügte sich, ihre Handschuhe auszuziehen und ihre wundervollen Hände zu zeigen, durch die, als sie die Speisekarte gegen die Gasflamme hielt, das Licht wie durch ein Transparent fiel.

Sie bestellte gleich für alle Drei, Rehfilet au confitures, Spargel und Krebsen und eine Flasche Rheinwein.

Von allen Tischen nahe und ferne blickte man auf sie und nur auf sie, sie gab sich den Anschein, nichts davon zu bemerken, und plauderte eifrig mit ihren beiden Freundinen.

Ganz in der Nähe saß eine kleine Gesellschaft von Kavalieren, meist Gutsbesitzern aus der Umgebung, welche sich einmal, ohne ihre hochgeborenen Gemalinen, so recht heiter zu fühlen schienen.

Unter ihnen fiel ein sehr jungen Husarenoffizier auf, welcher ununterbrochen an seiner Oberlippe zupfte, er fiel dadurch auf, daß er so gar nicht das aristokratische, aus affektirter Langeweile und durchaus nicht affektirter Blödheit gemischte Wesen hatte, das jetzt Modesache ist. Er war ein frischer Junge, hübsch und verständig, er bewies das letztere, indem er gegen alle Usancen des Adels und Militärs, sich nicht mit den gewohnten Phrasen, wie „Auf Ehre", „pompös",

„fade", „affrös", „fesch", „abominabel" und dergleichen begnügte, auch die Worte nicht wie ein an Gehirnerweichung Leidender quetschte und auseinanderzog — Gehirnerweichung ist in diesen Kreisen Modekrankheit — sondern ein lebhaftes Gespräch in rascher und gewandter Weise unterhielt.

Offenbar war in dem Kreise von der neuen blendenden Erscheinung die Rede, denn der Husar, welcher den Damen halb den Rücken kehrte, wendete sich mit einem Male um und fixirte Valeria Belmont, nicht durch ein in das Auge gekniffenes Glas, wie dies in dem neueren Kodex der Ritterlichkeit Gesetz zu sein scheint, sondern gerade und fest mit seinen beiden ehrlichen leuchteten Augen, und er sah Valeria so lange an, bis auch sie ihn mit einem raschen Blicke streifte.

In diesem Augenblicke hatte die angehende Lady Milford auch schon über sein Schicksal entschieden „Er ist jung, feurig, scheint reich zu sein und macht nicht den Eindruck von Lebensmüdigkeit, er ist grün genug, um sich verblüffen zu lassen, und verständig genug, zum bösen Spiel zu lachen", dachte sie und sie bestellte jetzt noch eine Flasche Champagner, Roederer carte blanche.

Der Husar hatte indeß eine strategische Flanken-

bewegung gemacht, welche es ihm ermöglichte, ohne Genickkrampf mit Valeria zu kokettiren, und er that dies mit jugendlichem Ungeſtüm und um ſo eifriger, als das herrlich ſchöne Weib ihn bald durch einen langen Blick ermunterte, bald durch ein Lächeln auszeichnete und nur ihm allein Aufmerkſamkeit zeigte.

„Wer iſt die fremde Dame?“ fragte er den Oberkellner, der mit ſeiner unſterblichen weißen Halsbinde und ſeinem roſigen Zwiebelgeſicht, auf dem ein Faunslächeln eingefroren ſchien, vorbeikam, „gewiß eine Schauſpielerin.“

„Fräulein Belmont, wird morgen auftreten; Lady Milford, ſeine Dame, ſoll aus gräflichem Hauſe ſtammen, ſehr ſtolz, ſtrenge Tugend“, ziſchelte der jederzeit allwiſſende Jean.

„Sie hat wunderbare Hände“, ſagte einer der Herren, den eine ſchimmernde Platte als Kenner legitimirte.

„Haben Sie ſo lange gebraucht, um dies zu entdecken?“ ſpottete ein Anderer, „überdies klingt das wie in der Parabel von dem todten Hunde, den alle ſo häßlich finden und an dem Chriſtus endlich die ſchönen Zähne lobt. Dieſe Perſon iſt eine ſo vollkommene Schönheit daß ich es geſchmacklos finde, von Einzelheiten zu reden.“

Nun entstand ein heftiger Streit, denn wie wären Deutsche im Stande, sich zu unterhalten ohne zu streiten und endlich grob zu werden, und der Husar benützte diese Gelegenheit, um an Valeria eine „Einzelheit" zu entdecken, welche bisher doch Allen, die hier saßen und sie anstaunten, entgangen war, ihren kleinen Fuß.

Valerie folgte seinem Blick, aber nur ganz unmerklich von der Seite, und zog dann ebenso unmerklich ihre Seidenrobe herauf, so daß unter dem dunkeln Saum der zarte Knöchel sichtbar wurde, und wie der junge Offizier mit seinen Augen dort haften blieb, noch etwas mehr, und bei der zweiten Flasche Champagner noch viel mehr. Und dabei wurde sie lustig, war die neuen Freundinen mit Brodkügelchen, — eines, das zu dem Husaren hinüberflog und an seinen Tressen hängen blieb, aß er auf, und alle drei Damen rauchten Zigaretten, die allerkleinsten Laferme.

Der junge Offizier fühlte sein Herz heftiger schlagen und überlegte, wie er sich der Schönen nähern sollte, ehe irgend ein Fabriksjupiter in Form eines Banknotenregens zu ihren Füßen niedersank, er überlegte noch immer, als Valeria mit hoher Miene die Rechnung befahl.

Der Kellner eilte herbei, notirte Alles rasch au

einem Streifen weißen Papieres, der oben die Firma des Hotels und rückwärts das Inserat einer Konfektionshandlung zeigte, und reichte denselben mit einer devoten Verneigung Valeria hin. Diese würdigte aber denselben weder einer Berührung ihrer Hand noch eines Blickes.

„Es ist die befohlene Rechnung", stammelte der Oberkellner, den das Benehmen der Dame ein wenig aus der Fassung brachte.

„Geben Sie dieselbe dem Herrn Lieutenant dort", sagte Valeria so ruhig, als hätte sie etwa gesagt: „Geben Sie dieselbe meinem Manne."

Der Oberkellner stand versteinert, aber durchaus nicht statuenhaft zwischen den beiden Tischen und blickte, den beschriebenen Papierstreifen in der Hand, bald auf Valeria Belmont, bald auf den Husaren.

Man hatte die weder allzu leise, noch allzu laut gesprochenen Worte im ganzen Saale vernommen, alle Augen waren auf den Helden dieses unerhörten Abenteuers gerichtet, alle Gespräche stockten, sogar die beiden Theaterdamen waren über die Unverschämtheit ihrer neuen Freundin zu Tode erschrocken. Die Kavaliere an dem Tische des Husaren rissen zuerst die Augen weit auf, dann bissen sie sich in die Lippen oder zupften ihre Kravate, je nach Geschmack

Der Husar war blutroth geworden, als aber Jean endlich mit einem herzhaften Schritt hinter seinen Stuhl trat, nahm er das interessante Blättchen Papier, steckte es zu sich und nickte leicht.

Dies war für Jean genügend und auch für Valeria, welche sich majestätisch erhob, dem Husaren einen vielsagenden Blick zuwarf und langsam das schöne Rauschen der Seidenschleppe hinter sich den Saal verließ.

Am folgenden Tage flog das pikante Histörchen durch die ganze Stadt, es fand Eingang im Bureau des Gerichtspräsidenten, es schlüpfte in das sechsfach bewachte adelige Fräuleinstift, und sogar in das Kabinet des frommen Bischofs, und Valeria Belmont trat an demselben Abende als Lady Milford zum ersten Male auf und feierte einen vollständigen Triumph, sie verdiente ihn aber auch in der That, denn sie sah wunderbar aus, ihr stark dekolletirtes blumiges Moirekleid zeigte die Büste einer helenischen Götterstatue und ihre dunklen Augen glühten förmlich unter dem weißen Toupet.

Nach der Vorstellung suchte der Direktor sie auf. „Sind engagirt, Fräulein Belmont", sagte er, „haben gefallen, mehr nicht nöthig, brillant ausgesehen, brillant, aber schillerlästerlich gespielt, thut nichts, haben

doch Talent, viel Talent; wenn ich es sage, haben Sie Talent. Werden Carriére machen. Gratulire zu glücklichem Debut."

Als sie das Theater verließ, erwartete sie der junge Husarenoffizier an dem kleinen Hinterpförtchen und stellte sich vor, sie nahm ohne Umstände seinen Arm und sie soupirten zusammen in einem separirten Kabinet des Hotels.

In den folgenden Tagen empfing sie mindestens hundert Herrenbesuche, sie hatte jetzt die Wahl und sie war klug genug, nicht den hübschen Husaren, sondern einen reichen Fabrikanten zu wählen, und zwar deshalb, weil er verheiratet war. Verheiratete Männer bieten jede Sicherheit, die man nur wünschen kann.

Als zweite Rolle spielte Valeria Belmont die Maria Stuart, als dritte die Czarewna in den Gefangenen der Czarin auf ausdrücklichen Wunsch des Direktors, der sie auch in einer Lustspielrolle dem Publikum „vorreiten" wollte, wie er sich bei dieser Gelegenheit ausdrückte.

Sie lernte die Rolle in einem Tage und spielte sie mit einer Probe, wodurch sie in der Achtung des Herrn Crameaux nicht wenig stieg, und benützte die Gelegenheit, um ihrerseits den Fabrikanten dem

Publikum „vorzureiten," oder eigentlich zwei neue Coſtume von echt kaiſerlicher Pracht.

Zwei Tage ſpäter erſchien ſie in der Rolle der Eboli als engagirtes Mitglied auf dem Zettel.

Sieben Korreſpondenten von ebenſo viel Theaterzeitungen in Berlin, München, Wien und Leipzig ſchrieben Berichte über ſie, welche an Freneſie grenzten: „Ein Talent erſten Ranges," „eine Schönheit, wie ſie Europa ſeit der Lola Montez nicht geſehen hat," „eine Stimme, die für die Rede iſt, was jene der Patti für den Geſang," und in der Art weiter.

Der Fabrikant hatte offenbar gethan was zu thun war und Marie Belmont erwachte eines Morgens als gefeierte dramatiſche Künſtlerin.

Das erſte ihrer Ideale war verwirklicht.

3. Kapitel.

Ein echter deutscher Mann kann keinen Franzmann leiden.

Die gemeinsamen Zusammenkünfte Andor's und seiner Freunde in dem kleinen Kaffeehaus fanden lange nicht mehr mit jener täglichen Regelmäßigkeit statt wie früher.

Andor brachte seine freien Stunden im Hause Teschenberg zu, viele Stunden oft, um endlich einen Augenblick zu erhaschen, wo er Hanna's rothe Lippen küssen oder doch ihre Hand verstohlen drücken konnte. Wolfgang sonnte sich in königlicher Gunst und Plant genügte sich in der Rolle eines Lieblings der Gräfin Bärnburg. Von Zeit zu Zeit aber gaben sich die jungen Männer doch ein Rendezvous in dem gewohnten Lokale und tauschten ihre Erlebnisse und Anschauungen aus.

So war es auch heute, an einem regnerischen Frühlingsnachmittag.

Andor war der Erste, welcher in die anheimelnde Dämmerung, welche Billard, Kredenz und Tische umfing, hereintrat, er sah sich in allen Ecken um und entdeckte weder Wolfgang noch Plant, dafür aber den närrischen Grafen, der in seinem verwahrlosten Anzuge an einem kleinen Tischchen saß und mit sich selbst Schach spielte, was gewiß recht verrückt war.

Sie waren die einzigen Gäste, dies gab ihrer Begegnung diesmal einen vertraulichen Anstrich und als der Graf seine Augen, fragend wie es schien, auf Andor heftete, war es diesem, als beträte er das Haus eines guten Bekannten und er grüßte diesen guten Bekannten, vielleicht absichtslos.

Der seltsame Mann erwiderte den Gruß mit feiner Höflichkeit und lud den Doktor mit einer ebenso anmuthigen als vornehmen Handbewegung ein, an dem Schachbrett ihm gegenüber Platz zu nehmen. Andor gehorchte der Einladung ebenso schweigend als dieselbe an ihn ergangen war. Er gewann eine Partie und verlor zwei. In diesem Punkte schien sein Gegner also im vollen Besitze seines Verstandes, und zwar eines recht scharfen Verstandes.

„Wissen Sie, was mir an Ihnen gefällt," sagte nach der dritten Partie plötzlich der närrische Graf, „mir gefällt, daß Sie weder Bart noch Brille tragen,

mein Herr. Es sind dies faule Maskenstückchen, verstehen Sie mich. Wer seinen wahren Charakter verbergen will, der hat allerdings nicht Unrecht, wenn er Lippen und Kinn, wo man denselben am besten abzuspüren vermag, mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt, wer seine Gemüthsbewegungen oder seine Albernheit verdecken will, der nehme Brillen, dunkle wo möglich, aber anständige Leute können sich furchtlos in das Auge blicken lassen."

Sie waren bei der vierten Partie, als Plant kam und sich neben Andor setzte, und dieser war matt gesetzt, als Wolfgang erschien, den Grafen mit einem spöttischen Blick musterte und schwarzen Kaffee bestellte.

Riva warf die Figuren in das Brett und schloß dasselbe. Wolfgang begann indeß in seiner gewohnten, für alle Welt verletzenden Weise, durchblicken zu lassen, daß er der Günstling des Königs sei und wer dies nicht wäre, sich glücklich schätzen müsse, von ihm des Grußes und der Rede gewürdigt zu werden.

„Heute war der König wieder in meinem Atelier." „Die Statue des Amor soll mir gelungen sein, der König sagt es." „Ich soll eine Reise machen, der König wünscht es," so ging es fort.

Der närrische Graf lächelte dazu und nun bewies

er in der That, daß er entweder wirklich närrisch oder kein Deutscher war, denn welcher Deutsche, der nicht närrisch ist, würde die Gunst eines Königs belächeln und wäre es auch ein ganz kleiner König, so ein Tyrann von Liliput etwa und Kriegsherr einer Armee von Bleisoldaten.

„Sie lächeln, Herr Graf," wendete sich Wolfgang plötzlich zu diesem, „Sie scheinen nicht zu glauben, daß ein deutscher Künstler in dieser, ich darf es sagen, gnädigen Weise von einem deutschen Monarchen behandelt werden könnte?"

„O! ich denke nur daran, wie glücklich wir Deutschen unsere Werther-Periode hinter uns haben," gab der Graf zur Antwort, „und wie es scheint auch unsere — ich bin in Verlegenheit, die Periode, in der einzelne unpraktische Köpfe in Deutschland für die Freiheit schwärmten, mit einem ähnlichen literarischen Schlagworte zu bezeichnen, wie es Werther für den Idealismus des Herzens geworden ist — wir haben in unserer Literatur keinen politischen Typus dieser Art, wie es Werther und Faust in anderer Richtung sind. Das hindert uns aber nicht, festzustellen, daß es eine Zeit gab, wo wir an eine Verbrüderung der Völker glaubten, wo wir davon träumten, gemeinsam mit den anderen geknechteten Nationen gegen die

Tyrannen zu marschiren. Diese Zeit ist vorübergegangen und es ist gut, daß es so ist.

Freiheit! was ist Freiheit? ein unpraktisches Ideal! wir sind praktisch geworden. Wir drücken uns auch nicht mehr so philosophisch, so nebelhaft aus, die Kanonen reden eine Sprache, die mindestens an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Wir sind nämlich ein sehr originelles Volk, was Sie gewiß schon bemerkt haben werden, meine jungen Freunde.

Wir thun es den Franzosen in nichts nach, vielleicht habe ich zu viel gesagt, wenn ich gesagt habe in nichts, aber in der Hauptsache thun wir es ihnen gewiß nicht nach. Wir haben zur Zeit der großen französischen Revolution allerdings für die Republik, für die Menschenrechte geschwärmt, um uns dann entsetzt von den Schlußszenen jener furchtbaren Tragödie in Frankreich abzuwenden und den Tugendbund zu stiften und die heilige Allianz. Die Guillotine, die das Volk arbeiten ließ, entsetzte uns, die Prügelbank, die Kasematten der Festungen, Sibirien und der Galgen, diese hübschen praktischen Werkzeuge der Regierungskunst, entsetzten uns nicht.

Wir waren dann einige Zeit gute Bürger und Unterthanen, bis es unseren Nachbarn jenseits des

Rheines gefiel, 1830 ihren König fortzujagen, da wurden auch wir von neuem zornige Freiheitsmänner und blieben es bis zu der wunderbaren Komödie von 1848. Aber wir sahen die Republik noch einmal fallen, verenden, durch den giftigen Biß einer Schlange wie das erste Mal durch den kühnen Sprung eines Löwen.

Wir fanden, daß es nichts Abscheulicheres und Verwerflicheres gebe als einen Eroberer, als den Krieg, als ein nach Kriegsruhm dürstendes Volk, wir fanden dies schon zur Zeit Ludwig XIV., wir fanden es noch mehr in den Tagen Napoleon des Großen und noch ein Mal in den Tagen Napoleon des Kleinen, wir sangen schöne Lieder dagegen und deklamirten dagegen und schrieben ganze Bibliotheken dagegen, und wir sangen und schrieben und deklamirten so lange von Tyrannenbrut, eitlem Ruhm und Ländergier, bis wir selbst —"

„Herr Graf," sagte jetzt Andor, „wenn Sie auf den letzten Krieg gegen Frankreich anspielen, so haben Sie unrecht, wir waren die Angegriffenen, und wir haben nur ein Land zurückgenommen, das uns gewaltsam entrissen war —"

„Ich spreche nicht von diesem Kriege," sagte Riva, „ich spreche nur von seinen Folgen, von den Spuren, die er in unserem Gewissen, unserem Gemüthe

und vor Allem in unserem Geiste zurückgelassen hat. Ich spreche davon, wie sehr sich unsere Begriffe von Recht und Unrecht verändert haben durch die Veränderung unserer Lage.

Als wir noch jenes Volk waren, das Bulwer ein „Volk von Denkern" nannte, als wir die Unglücklichen, die Besiegten waren, verurtheilten wir die Fusiladen Napoleon's, wir sahen zum Beispiel in der Hinrichtung Andreas Hofer's — — ich will Ihnen nicht wehe thun und nicht wiederholen, was wir in derselben sahen, thaten aber die französischen Franctireurs der Neuzeit etwas Anderes als jener Hofer und seine Tiroler Bauern? Aber jetzt waren wir die Glücklichen! die Sieger! jetzt sprachen wir von den Franzosen, die Ihr Vaterland vertheidigten, in demselben Tone, in dem seinerzeit der „Moniteur" von den Tiroler Bauern, der österreichischen Landwehr und den spanischen Guerillas gesprochen hat.

Soll es denn wirklich im Völkerleben keine Moral, keine Gerechtigkeit geben? Soll alles Ideale hier nur Phrase sein, die der Besiegte gegen den Sieger gebraucht, um sie im gegebenen Augenblicke ebenso zu verleugnen, wie Jener?

Ich bin kein Mann, der, wenn er eine schmutzige Oellampe sieht, sagt, das ist ein Stern. Für mich

ist ein Stern ein Stern, und eine schmutzige Lampe eine schmutzige Lampe.

Ich sage, wir haben gegen die Gloire der Franzosen deklamirt und Alles verurtheilt, was sie namens dieser Gloire gethan haben, bis wir die Stange umkehren konnten, dann haben wir ebenso fusilirt und requirirt und Kontributionen auferlegt, wie seinerzeit die Davoust. Ich sage nicht, daß dies im Kriege nicht sein müßte, gewiß muß es sein, aber deshalb darf man noch nicht gutheißen, was man seit hundert Jahren unabläßig verdammt hat, und wenn man schon gezwungen ist, Krieg zu führen, zur Vertheidigung meinetwegen, verdammen, was man früher gut geheißen hat.

Unsere Schill, Lützow, Körner, Palm und Hofer müßten ja roth werden vor Scham, wenn sie das mit anhören sollten, was wir heutzutage von braven Leuten ihrer Art sagen, blos deshalb weil sie Franzosen waren und weil die Davoust diesmal an unserer Spitze standen.

Ich drücke mich vielleicht stark aus, aber ich bin einmal ein Feind der Kriege und des Siegesjubels, so wie ich zur Zeit der Cäsaren ein Feind der Gladiatorenkämpfe gewesen wäre und des Jauchzens der Arena.

Mir ist ein Mensch wie der andere und ein Volk wie das andere, ich schätze beide nur nach ihrem Werthe, nicht nach ihrer Abstammung."

„Ah! das sind diese alten, abgestandenen Ansichten", rief jetzt Wolfgang mit überlegener Miene, „welche nach der französischen Revolution riechen. Darüber sind wir längst hinaus."

Graf Riva nickte eifrig mit dem Kopfe. „So ist es, so ist es. Ein Deutscher von heute denkt und fühlt und spricht wie wenn es niemals einen Voltaire und Rousseau, einen Lafayette und Robespierre gegeben hätte. Das finde ich eben so merkwürdig.

Wir sind nämlich ein sehr originelles Volk, was Sie gewiß schon bemerkt haben werden. In der Hauptsache thun wir es den Franzosen gewiß nicht nach.

Wir sind, nach einigen Jugendsünden, jetzt auf dem Höhepunkte unserer Reife hübsch monarchisch, mögen Russen und Kosaken unsere Freiheitsträume weiter träumen. Wir bleiben ein originelles Volk.

Der Tugendbund, die heilige Allianz und jetzt das Reich der Gottesfurcht und reinen Sitte, das ist unsere Originalität.

Freiheit ist eine leere Phrase, aber die französischen Milliarden sind eine gewichtige Thatsache. Macht ist viel mehr als Freiheit und der Erfolg

gibt uns Recht. Faust, der da ausruft: Ich seh', daß wir nichts wissen können! ist ein Dummkopf. Wir wissen, wie man die weittragendsten Flinten und Geschütze erzeugt und ein Volk zu strammen Soldaten drillt, was brauchen wir noch mehr? Wir belächeln das was wir einst heilig hielten, die großen Ideen des vorigen Jahrhunderts, und wir belächeln sie mit Recht.

So lange es eine Schande schien, ein Deutscher zu sein, nannten wir uns Weltbürger, so lange man sich über unsere fünfundbreißig Monarchen lustig machte, waren wir Republikaner, aber jetzt ist es etwas Anderes. Deutschland ist mächtig und sein Monarch geachtet, fort jetzt, fort mit den Phrasen."

„Wollen Sie uns etwa glauben machen, Herr, daß die Worte: Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit! für das eitle Affenvolk über dem Rhein jemals mehr waren, als Worte?" schrie Wolfgang „schöne Worte, hinter denen sich seine Prahlsucht und seine Eroberungslust schlecht genug verbarg."

Wenn es so wäre — es war nicht so —", sagte der närrische Graf ruhig, „wenn es aber so wäre, hätte das garstige Ding doch einen guten Namen und es scheint mir immerhin besser, namens der Freiheit Blut zu vergießen, als namens des Gottes-Gnadenthums.

Aber es war nicht so.

Drei Mal im Laufe der Zeiten, drei Mal schon sangen jenseits des Rheins Hunderttausende aus voller Brust und vollem Herzen:

„Auf Söhne ihr des Vaterlandes!
Des Ruhmes Tag, er kam herbei.
Ihr Banner, blutgetränkten Randes
Hob wider euch die Tyrannei."

„Drei Mal hat das französische Volk den Versuch gemacht, die Republik aufzurichten.

Nehmen wir an, daß er zum dritten Male scheitern sollte, was ein Unglück für Frankreich und ein noch größeres für uns wäre, so hat das Affenvolk jenseits des Rheins doch den Versuch gemacht, jene politischen Ideale zu verwirklichen, welche vor nicht langer Zeit noch auch unsere Ideale waren. Wir aber, wir haben nicht ein Mal diesen Versuch gemacht.

Sagen Sie mir nicht: bei uns in Deutschland war es nie so arg, wie in Frankreich vor der großen Revolution. Wir haben allerdings keine Bastille gehabt, aber dafür so und so viel Festungen und Zuchthäuser, wir haben auch keine Pompadour gehabt in jenen Tagen, aber fünfzig, wenn nicht mehr kleine Pompadours, die alle zusammen fünfzig Mal mehr

erpreßten, als die eine in Frankreich. Kein französischer König hat seine Unterthanen auf der Straße mit dem Stocke geprügelt und keiner von ihnen seine Landeskinder an fremde Potentaten verkauft, im Gegentheil, jener Ludwig, welcher geköpft wurde, hat seine Soldaten der Freiheit zu Hilfe geschickt über den Ozean. Dennoch haben die Franzosen eine Revolution gemacht, wir aber haben sie nicht gemacht, sondern sind mit unseren Landesvätern gegen die Freiheit marschirt, denn wir sind ein originelles Volk in der Hauptsache.

Macht und Nationalruhm das sind die politischen Ideale unserer Zeit, als die Franzosen die Briten, die Russen sich auf dieselben steiften, da war dies allerdings himmelschreiend, aber jetzt denken wir anders darüber.

Wir fanden es lächerlich, wenn sogar kleine Völkchen, wie Czechen, Kroaten, Serben und wie sie noch alle heißen mögen, sich mit heißer Liebe an ihre armselige Nationalität klammerten, uns fiel es nicht ein, die unsere zu lieben, so lange sie gering geschätzt war, aber jetzt lieben wir sie ganz außerordentlich, denn wir sind ein originelles Volk.

Daß die Franzosen begeistert der ruhmgekrönten Trikolore der Napoleone folgten, war ein National-

fehler, bei uns ist es eine Nationaltugend, der siegreichen preußischen Fahne zuzujauchzen, daß die Russen sich für Gott und den Czar schlachten ließen, war eine Folge ihres Mangels an Bildung, bei uns gehört es aber zu unserer Kulturaufgabe, für Gott, König und Vaterland zu sterben, denn wir sind ein originelles Volk.

„Man behauptet zwar, daß es kein originelles Volk gebe, daß vielmehr ein Volk von dem anderen Kultur empfangen und jedes nach einiger Zeit redlich heimgezahlt hat, daß die Italiener und Spanier von den Hebräern, Griechen, Römern und Arabern empfangen haben, die Franzosen von den Italienern und Spaniern, die Briten von allen diesen, wir überdies noch von den Briten, und die Russen von uns, und daß die Franzosen den Italienern und Spaniern, die Briten den Franzosen, wir Deutschen allen diesen redlich heimgezahlt haben und die Russen, uns heimzuzahlen beginnen mit Puschkin, Lermontow, Gogol und Turgènjew.

Wenn man aber nicht originell zu sein vermag in dieser Welt des materiellen und geistigen Tauschhandels, so soll man mindestens konsequent sein.

Entweder es war eine Nationaltugend der Franzosen, sich für die Napoleone zu begeistern, und

die Russen haben gleichfalls eine Kulturmission erfüllt, wenn sie sich bei Pultawa, Otschakow, Ismail, Borodino und Ostrolenka für Gott und den Czaren schlachten ließen, oder wir sind nicht tugendhafter als die Franzosen und nicht gescheidter als die Russen.

Die Macht vergeht und der Erfolg von heute ist vielleicht morgen schon ein Mißerfolg, Recht bleibt aber Recht in Glück und Unglück, so glaubten wir einst in schlechten Tagen, und es schmerzt mich tief, daß wir es in guten vergessen haben; denn ich meine, daß alles Volksthümliche vergehen wird und nur das Menschliche wird bleiben, und es schien fast, als sollte das Deutsche eins werden mit diesem Menschlichen, aber es schien nur so."

„Ich aber sage Ihnen", nahm Wolfgang das Wort, „daß Frankreich seine Zeit hatte, wo es in Europa gebot, und England seine Zeit hatte, und daß jetzt Deutschlands Zeit gekommen ist."

„So ist es", unterbrach ihn der seltsame Mann mit einer Stimme, die geradezu feierlich klang, „es ist die Zeit gekommen, die wir in Leiden, Schmerz und Drangsal erhofft, ersehnt, erbeten haben, ja, ja, sie ist gekommen, aber sie findet uns wie sie die anderen Völker fand, ohne Ideale, wir schienen berufen, andere Ziele zu verfolgen, ganz andere als Macht

und Nationalruhm, aber da unsere Zeit kam, fand sie uns, wie sie die anderen Völker gefunden hat, bereit, den Erfolg auf den Thron zu setzen und die Gewalt anzubeten. Thut mir nur den einen Gefallen und sendet mir Eure ganze Literatur in die Papiermühle, oder laßt Patronen daraus machen für Euere Million Soldaten. Thut das.

Ihr habt zu viel geredet, ehe Ihr zum Handeln kamt, und jetzt wo die Zeit der Thaten gekommen ist, will Euere Rede nicht stimmen mit Eueren Thaten.

In die Papiermühle mit Euerer Literatur!"

„Das ist wirklich recht ergötzlich!" rief Wolfgang, mehr zu seinen Freunden gewendet als zu dem Grafen. „Wir haben bisher gemeint, unseren Nachbarn in allen Dingen überlegen zu sein, vor Allem, was Sittlichkeit und Bildung betrifft, aber nein, wir täuschen uns, wir sind Diejenigen, deren Gesinnungen in Widerspruch stehen mit ihren Handlungen, wir sind die Sittenlosen, wir die Ungebildeten, von den nichtsnutzigen, frivolen, unwissenden Franzosen können wir sogar lernen —"

„Hievon war zwar nicht die Rede", erwiderte Riva langsam und gemessen, „aber da wir schon davon reden, so reden wir noch weiter davon. Ich bin also

der Ansicht, daß kein Volk über sich urtheilen kann, wie kein Mensch eine richtige Meinung von sich hat. Wir sollten also nothwendig Andere fragen. Nicht das ist entscheidend, was wir Deutschen selbst von uns denken, sondern was die anderen Völker von uns halten. Aber diese sind gewiß in anderer Weise parteiisch; nicht?"

„Ja, das sind sie gewiß, also fragen wir die Thatsachen, fragen wir die Zahlen um ihre Meinung, das sind gewiß unparteiische, strenge, ja unerbittliche Richter, fragen wir sie.

Also wir sind das sittlichste Volk, sagen wir.

Was sagen die unerbittlichen Zahlen?

Der beste Maßstab für die Sittlichkeit ist das Verhältniß der unehelichen Geburten zu den ehelichen. Die Zahlen der Statistik geben uns da einen gar seltsamen Bescheid.

In Preußen kommen auf 1000 Geburten 120 uneheliche, in Süddeutschland sogar 200, dagegen in Frankreich nur 70, in England nur 60, und doch ist bei der größeren materiellen Entwicklung der beiden letzteren Länder die Schließung einer Ehe, die Errichtung eines Hausstandes dort viel mehr erschwert als in Deutschland.

Noch Wunderlicheres erfahren wir aus Oesterreich. Dort erheben die Deutschen den Anspruch, als das

sittliche Kulturelement zu gelten, aber die unerbittlichen Zahlen urtheilen ganz anders. Da sind die slavischen Länder: Galizien mit 92, Kroatien mit 63, Dalmatien mit 44, die Militärgrenze sogar nur mit 14, unehelichen auf 1000 Geburten, dagegen die deutschen Länder: Oberösterreich mit 213, Salzburg, Steiermark und Niederösterreich mit 305, Kärnten mit geradezu 456 unehelichen unter 1000 Geburten.

Wir sind aber auch das gebildetste Volk, sagen wir.

Was sagen aber die unerbittlichen Zahlen?

Sie sagen allerdings, daß es in Deutschland mehr Leute gibt, welche lesen und schreiben lernen als anderswo. Was hilft es aber, wenn diese Leute dennoch nicht lesen? Ich finde dies viel schlimmer als wenn sie deshalb kein Buch zur Hand nehmen würden, weil es ihnen unmöglich ist, dasselbe zu enträthseln. In Frankreich und England gibt es weniger Leute, welche lesen können, aber die es können, lesen alle, in Deutschland liest aber die überwiegende Mehrzahl jener, welche lesen gelernt haben, trotzdem nicht, so daß die Zahl der Lesenden, folglich der Gebildeten, in jenen Ländern viel größer ist als bei uns.

Die Franzosen und Engländer haben eine viel größere Zahl von großen Zeitungen und jede dieser

Zeitungen weist eine Zahl von Abonnenten auf, gegen welche die Abonnentenzahlen unserer Zeitungen geradezu skurril erscheinen.

Dafür lassen uns die unerbittlichen Zahlen den zweifelhaften Vorrang, was den Konsum von Branntwein betrifft. Wir konsumiren mehr Branntwein als die anderen Nationen und wir konsumiren per Kopf viel mehr Branntwein als Bücher.

Für Bücher geben wir im Durchschnitt per Kopf nur 8 Silbergroschen jährlich aus, während die Branntweinsteuer jährlich in Deutschland 14 bis 15 Silbergroschen per Kopf einbringt, ich sage die Steuer, der Branntweinkonsum selbst muß danach noch ein viel höheres Perzent zu unserem Nachtheil ergeben.*) Und wir erstaunen noch, daß die besten deutschen Schriftsteller nicht im entferntesten die Honorare englischer, französischer, ja russischer Schriftsteller erhalten? Das Angebot richtet sich überall nach der Nachfrage. Wo mehr gelesen wird, wird die literarische Arbeit besser gezahlt, ich denke daher, daß wir alle Ursache haben, mit unserer Bildung nicht zu renommiren, so lange wir nicht mehr Bücher kaufen und unsere Schriftsteller nicht besser bezahlen als die Engländer, Franzosen und Russen.

*) Hirth's statistische Tabellen.

Nun ist aber noch zu erwägen, daß der deutsche Buchhandel besser organisirt ist, als irgend ein anderer, daß der Absatz deutscher Bücher bei einer so mangelhaften Organisation, wie sie der englische, französische und russische hat, ein noch um Vieles geringerer wäre, und daß die Honorare, welche deutsche Verleger zahlen, im Verhältniß zu diesem Absatz viel größer sind, als es die englischen, französischen, und russischen im Verhältniß zu dem kolossalen Absatz der Bücher in jenen Sprachen sind.

Wir steifen uns, was unsere Sittlichkeit betrifft, auf die strengere Beobachtung des Anstandes bei uns und die unleugbare Unschuld unserer Literatur, was aber unsere Bildung betrifft, auf die größere Zahl literarischer Produktionen in unserem Lande. Gut, wenn wir aber jährlich mehr schreiben und drucken als alle anderen Nationen, so beweist dies nur, daß die Kaste der für die Bildung produktiv Thätigen bei uns größer ist, als bei allen anderen Nationen, die Gleichgiltigkeit aber, welche die Masse unseres Volkes ihrer Thätigkeit entgegenstellt, erscheint dann nur um so unverzeihlicher und beweist, daß wir an Volksbildung den anderen Kulturvölkern ebenso nachstehen, wie wir sie an geistiger Productivität in Schatten stellen.

Wenn wir uns aber weniger frei benehmen und unseren Schriftstellern geringere Freiheiten gestatten als andere Nationen, so beweist dies den unerbittlichen Zahlen gegenüber nicht, daß wir sittlicher sind, nur daß wir besser zu heucheln verstehen.

Wir werden in diesem Punkte nur noch von den Engländern übertroffen, welche einige ihrer größten Poeten wie Lord Byron und Shelley förmlich in Acht und Bann gethan haben, während wir die Dichter des „Werther," „Faust" und der „Räuber" zwar auch nicht auf Rosen gebettet, aber doch nicht in dieser gleißnerischen Weise verketzert und verdammt haben."

„In Frankreich, in Italien, in Rußland geht das Laster, geht die gemeine Selbstsucht in schamloser Nacktheit umher, deshalb kennt man sie dort und geht ihnen aus dem Wege wenn man will, in England und Deutschland dagegen erscheint das Laster wie die Tugend mit der Maske der Gottesfurcht und reinen Sitte und so kommt es, daß man Tugend und Laster endlich nicht mehr auseinander kennt. Unsere Messalinen treiben Ehebruch und Unzucht mit einem Blicke gegen Himmel, und wir bedrücken und plündern unsere Mitmenschen mit dem gemüthlichen Lächeln und der reinen Stirne der Redlichkeit. Und wagt es ein Schriftsteller, uns unsere Handlungen und Ver-

hältnisse nicht mit den heuchlerischen Schleiern eines verderbenbringenden Idealismus, sondern mit jener Treue und Wahrheit wieder zu geben, mit der uns Gogol, Turgenjew und Pisemski Rußland, Augier, Sardou, Balzac, Erkmann-Chartriant, Claude Tillier Frankreich zeichnen, und sogar in England ein Thackeray in seinem „Jahrmarkt des Lebens" und ein Boz Dickens in „Harte Zeiten" wagen durften, uns die heuchlerische englische Gesellschaft vorzuführen, erheben wir einen verteufelten Lärm über die Sittenlosigkeit und Unanständigkeit dieses Schriftstellers.

Wir wollen blind sein, wir wollen nicht sehen, wir wollen den Schriftsteller nicht, der uns „die Binde des Irrthums" von den Augen reißt, wir wollen nicht sehen wie wir sind, wir wollen lieber scheinen was wir nicht sind, als die Augen aufthun und unsere Fehler erkennen, um sie dann ausrotten zu können.

Ich denke aber, daß unter allen Fehlern, die ein Volk haben kann, Heuchelei Anderen und Verblendung sich selbst gegenüber der schlimmste und unglücklichste ist.

Wir haben unsere Ideale längst von uns geworfen, aber wir geben uns den Anschein, sie noch immer hoch zu tragen, dies ist viel schlimmer als wenn wir in der Politik, den Künsten und Wissen-

schaften, der Liebe und wie alle die Faktoren des Menschenlebens heißen mögen, offene ehrliche Materialisten sein wollten, die wir trotz unserer Idealitäts-Tartufferie doch am Ende sind.

Sie staunen über mich, meine jungen Freunde, und wenn ich Ihnen den Rücken kehre, werden sie über mich lächeln, die Achseln zucken und ausrufen: der alte Narr! Ich aber sage Ihnen, wo Alles umher Heuchelei und Lüge ist, da erscheint die Wahrheit als — Wahnsinn."

Hierauf erhob er sich mit vornehmer Gravität, nickte herablassend mit dem Kopfe und verließ langsamen Schrittes das Kaffeehaus.

Die jungen Männer sahen sich an. Endlich begann Wolfgang laut zu lachen und Plant stimmte ein, Andor aber lachte nicht. —

Einige Tage später verschwand Wolfgang aus der Residenz, er verschwand so vollkommen, als wenn ihn die Erde verschluckt hätte. Seine Freunde dachten dies und jenes und sprachen mancherlei, aber sie alle waren auf falscher Fährte.

In dem Leben der Prinzessin Paula war ein dunkler Punkt, er gehörte der Vergangenheit an, aber er war deshalb nicht weniger vorhanden. Der alte König wußte von der Existenz dieses dunklen Punktes

und sträubte sich deshalb gegen die Vermälung seines Sohnes, des Kronprinzen, mit der schönen Fremden. Als aber Prinz Theodor diese Angelegenheit mit einer gewissen Nervosität, Leidenschaften kennen nämlich die Vornehmen heutzutage nicht mehr, betrieb, erinnerte sich Seine Majestät, daß der junge Bildhauer, den er so väterlich begünstigte, in einer Unterredung gleichfalls auf diesen Punkt angespielt hatte

Nun war aber Seine Majestät bei aller soldatischen Geradheit doch eigentlich recht schlau. Seine Majestät wollte sich Gewißheit verschaffen und diese war nur an Ort und Stelle, in jener nordischen Hauptstadt zu erlangen, in der Prinzessin Paula ihre Jugend an dem glänzenden Hofe ihres Vaters zugebracht hatte.

Die zarte Angelegenheit der Diplomatie anzuvertrauen, dazu war seine Majestät viel zu schlau, Diplomaten schwatzen gerne Mysterien aus, so geheimnißvoll sie auch in Dingen thun, die Jederman besser weiß als sie, auch hätte jede noch so vorsichtige Nachforschung von Seite seiner Gesandtschaft Befremden und Verstimmung erregen müssen. Wenn aber ein junger unbekannter Künstler daherkam, um die von Wenigen ausgebeuteten Kunstschätze der nordischen Residenz zu studiren und sich in seinen müßigen

Stunden ein wenig im Hofskandal zu unterrichten, so konnte dies Niemandem auffallen. Künstler sind ja so neugierig, besonders, wo es die Liebesaffairen junger und schöner Prinzessinen gilt!

Deshalb sendete Seine schlaue Majestät Herrn Wolfgang als seinen privatesten Botschafter ab und Herr Wolfgang wurde von der Erde verschluckt, um plötzlich in seinem schwarzen Sammtrock und seinem großen Künstlerhut in der nordischen Hauptstadt wie ein Pilz hervorzuschießen.

Während dies in den allerhöchsten Kreisen geschah, feierte Micheline Rosenzweig ihre Vermälung mit dem Baron Oldershausen.

Es war eine recht moderne Hochzeit, ohne Myrthenkranz und Schleier. Die Liebenden ließen sich in Reisekleidern trauen und fuhren mit dem nächsten Zuge nach Paris.

Es ist dies eine unserer vielen idealen Heucheleien. Unser zarter Sinn hat es endlich herausgefunden, was unseren Voreltern entgangen war, es beleidigt unser Schamgefühl, unsere Eltern, Geschwister, Verwandte und Freunde zu Zeugen unseres ersten ehelichen Glückes zu haben, aber eine Hochzeitsnacht in einem Gasthofzimmer unter Kellnern und Lohnbedienten beleidigt unser Gefühl nicht.

Wir wissen zwar, daß es in manchen Gasthöfen eigene Zimmer gibt für Hochzeitsreisende und in diesen Zimmern Thüren, in die kleine Löcher gebohrt sind, damit sich blasirte Wüstlinge im Nebenzimmer ein in seiner Art kostbares Amusement bereiten können, wir wissen das, aber finden es vielleicht pikant, denn wir sind ja nur dort schamhaft, wo es der gute Ton verlangt.

4. Kapitel.

Der schwarz-graue Polster.

Die Menschennatur, welche Jene modernen Weisen, die alle Elemente des menschlichen Körpers zersetzt, berechnet und gewogen haben, so genau zu kennen glauben, will sich noch immer nicht enträthseln lassen.

Noch immer liebt sie die Ueberraschungen und dort am meisten, wo man sie am wenigsten erwartet. Sie spottet der großen Kulturarbeit von Jahrtausenden, sie spottet der Erziehung und am meisten spottet sie der Prinzipien, mit Hülfe welcher man sie zu lenken oder gar zu beherrschen unternimmt. Die herrlichen Lehren der Moral waren nicht im Stande, ihre Leidenschaften zu besiegen, ihre Wildheit zog sich nur tiefer zurück, in einen verborgenen Winkel, wie ein verwundeter Löwe sich in das Dunkel seiner Höhle zurückzieht, um bei Gelegenheit und oft auch ganz unerwartet, und scheinbar ohne Anlaß, hervorzubrechen.

Aller Wissenschaft und hundert philosophischen Systemen zum Trotz leben die Thorheiten fort, die alten Thorheiten, die schon zwischen Pyramiden und Sphynxen geübt wurden, und unter den rauschenden Cedern des Libanon. Und die ganze praktische Lebensweisheit dieses Zeitalters hat sich dabei erschöpft, einen kleinen Muskel zu bekämpfen, den man Herz nennt.

Es ist nichts als ein Muskel, der uns beunruhigt, der uns so viel trügerische Lust und so viel lächerliches Leid bereitet, der oft unsere klügsten Berechnungen durchkreuzt, unsere auf ein Milligramm richtigen Abwägungen zu nichten macht, wir, die wir jetzt Alles wissen, für die es kein Räthsel mehr gibt unter der blauen Himmelsglocke und jenseits derselben, wir wissen das neuerer Zeit sehr genau, wir kennen alle Bestandtheile, wir kennen die Konstruktion, und wir kennen die Verrichtungen dieses kleinen Muskels, aber trotzdem beherrscht er uns und wir sind es nicht, die ihn beherrschen würden.

Wir haben alle Götter von der Erde verbannt, wir haben die Liebe verscheucht und mit ihr die Poesie, wir haben haarscharf bewiesen, daß dieß unpraktische Dinge sind und daher kein Recht haben, zu sein, ja wir sind noch weiter gegangen und haben erklärt,

daß sie überhaupt nicht existiren, wir haben sie abgethan, ganz abgethan und für immer, und wenn sie uns plötzlich in den Weg treten und unsere unendlichen Zahlenreihen verwirren und unsere Zentnergewichte mit einem Hauche in die Luft blasen wie kleine Flaumfedern, dann ist uns zu Muthe wie wenn wir bei hellem Tage Gespenstern begegnen würden, aber wir erinnern uns zu rechter Zeit, daß es keine Gespenster gibt, daß Sauerstoff, Stickstoff und Kohlenstoff viel zu solide Elemente sind, um derlei Spuk in Szene zu setzen, und beklagen uns über unsere Nerven und über Halluzinationen.

Genau so geschah es mit der musterhaften Tochter des enorm praktischen Hauses Teschenberg.

Sie war vortrefflich erzogen, an dem ganzen lieben Geschöpf war nicht der leiseste Schimmer von Gefühl oder Phantasie zu entdecken, wir lieben diese unnütze Vergoldung nicht, Alles war bleigraue Nüchternheit an ihr.

Es wäre ihr ebenso albern als lächerlich erschienen, den reichen nervösen Freier mit der Vollmondplatte zwischen dem ängstlich frisirten Haare, auf den sie dressirt war, zu lieben. Ganz dazu erzogen, eine gute Partie zu machen und sich, umgeben von todtem Reichthum, zufrieden zu fühlen in jener glänzen-

den Wüste, in der alle besseren Empfindungen welken und verdorren, war sie auf Alles vorbereitet, nur nicht auf Liebe. Diese Regung des Muskels war nie in Rechnung gekommen, und jetzt, wo sie eintrat, wo ein Mann da war, der alle Fibern ihres jungen Herzens in Bewegung setzte, jetzt gerieth sie mehr aus der Fassung, als dies bei einem schwärmerischen Mädchen der Fall gewesen wäre, deren Träume höher schweben, als es die beste herrlichste Liebe vermag.

Hanna liebte Andor.

Sie dachte nicht, was werden sollte, am wenigsten beschäftigte sie sich mit dem Plane einer Verbindung, einer Heirat, aber sie gehörte ihm, ihm nur athmete sie entgegen, ihm schlug jeder Pulsschlag in ihr. Ja ihre Liebe war vielleicht noch reiner und absichtsloser als jene Andor's, der ernstlich den Wunsch hegte, sie zu seiner Frau zu machen.

Es war, als treibe sie in einem kleinen Kahn flußabwärts, habe das Ruder verloren und werde von den Wellen getragen, ohne zu wissen wohin?

Sie fühlte sich vollkommen glücklich, wenn sie ihn ansehen konnte, recht lange ansehen und immer wieder, und doch bot Andor gewiß keinen schönen Anblick, nichts von alledem, was die Einbildung eines Mädchens bezaubert.

Und erst wenn sie mit ihm sprechen, seine Hand in der ihren halten durfte, oder er sie, einer plötzlichen Eingebung folgend, mit seinen starken Armen an sich riß, — daß sie einen Augenblick über der Erde schwebte, — und küßte.

Nur manchmal, wenn seine ungeschickte Hand sie gewaltsam zu sich brachte, blitzte ihre praktische Natur ein wenig durch, und er war zu Zeiten recht ungeschickt.

Allenfalls kam er mit einer so wichtigen Miene herein, wie Chambord sie annimmt, wenn er irgend eine große Albernheit auszusprecher die unerschütterliche Absicht hat, und brachte Hanna eine Rose.

Es ist gewiß geistlos, einem schönen Mädchen eine Rose zu schenken.

Das schöne Mädchen versteht ja doch auch zu rechnen und sie weiß sofort, daß die Rose ihrem Anbeter zwanzig Kreuzer kostet, mehr gewiß nicht. Natürlich wurde Hanna blutroth, als Andor ihr die Rose überreichte, nicht aus jungfräulichen Verschämtheit sondern weil sie an die Diamanten dachte, die Baron Oldershausen Micheline gebracht und welche dieselbe später selbst bezahlt hatte. Alle Dornen, welche den schlanken Stiel der Rose umgaben, drangen in ihr eitles Herz.

Einmal traf Andor, mit seiner Mutter promenirend, Hanna in Begleitung der Baronesse Julie Klebelsberg auf der Straße und beging die Ungeschicklichkeit, die Geliebte anzureden und mit seiner Mutter bekannt zu machen, welche sie in ihrer offenen schlichten Weise einlud, sie zu besuchen, Baronesse Julie zog ihr Näschen in die Höhe und ihr aus Rosenknospen und Sonnenschein gewobenes Antlitz nahm einen sarkastischen Ausdruck an.

Am folgenden Tage galt es in der Schneiderschule als bewiesen, daß Andor der Verehrer des Fräuleins Teschenberg sei, und die Schuldige wurde, als Fräulein Kronowetter aus dem Zimmer rauschte, einem strengen Verhöre unterzogen.

Sie selbst leugnete zwar beharrlich, sie schämte sich ein wenig ihres armen Andor, aber ihre flammenden Wangen gestanden, und was ihre Augen zu verschweigen suchten, verrieth ihre stürmisch wogende Brust.

Die Schneiderschule erkannte sie schuldig, war aber so edel, nicht mit ihr zu schmollen, vielleicht nur deshalb, weil sofort die brennende Frage auftauchte: wie soll Hanna's Nähpolster gekleidet werden? Denn daß derselbe nun die Farbe ihres glücklichen Anbeters tragen müsse, darüber bestand von vorneherein kein Zweifel.

Baroneſſe Julie ſtimmte für Grün, weil ſie die Geſchichte auf einem allegoriſchen Gemälde mit einem grünen Gewande bekleidet geſehen hatte. Comteſſe Erwine Schnabelthal ſchrie mit ihrer ſchrillen Stimme, die jedesmal einen Eiſenbahnzug anzukündigen ſchien, Waldesgrün ſei die Farbe der Jäger. Die ernſte Wiſſenſchaft fordere entſchieden Schwarz, meinte Fräulein von Kronſtein.

Eine andere junge Dame verlangte Grau, eine doppelte Anſpielung auf die Nebel, in denen der Forſcher tappt, und das Thier Buridan's zwiſchen den beiden Heubündeln, Idealismus und Materialismus.

Nach langem Wortgefecht entſchied man ſich zum nicht geringen Aerger Hanna's für Schwarz mit Grau und zog dem Polſter ſein neues Gewand an.

Da lag er nun, recht traurig und recht beſcheiden, zwiſchen all den ſtolzen Herren in bunten Uniformen und ſchien ſich ſeines ärmlichen Aufputzes zu ſchämen, aber Hanna bedeckte ihn mitleidig mit der blauen Atlasrobe, an der ſie eben nähte.

Jedesmal wenn Hanna die Schneiderſchule verließ, erwartete ſie Andor an der Straßenecke, dann verabſchiedete ſich Baroneſſe Julie mit einem feurigen Kuſſe, ſie küßte nämlich noch immer Hanna, da ſie

niemand Anderen zu küssen hatte, und die Liebenden gingen auf dem möglichst weitesten Umwege nach Hause.

Dann sprach Andor gern von Allem was ihn im Innersten bewegte, von den Geschicken der Menschheit, von den großen Thaten jener Männer, die man nicht in Reiterstatuen verewigt, deren einem aber unser Geschlecht mehr verdankt als hundert guten Regenten und tausend siegreichen Feldherren, und von den herrlichen Werken der Kunst. Er war dabei vollkommen überzeugt, daß Hanna auch Alles verstand was er zu ihr sprach, und an Allem Antheil nahm, was ihm das Herz bewegte oder die Phantasie gefangen nahm, es ist dies ja unser Fehler, daß wir die Frauen schon für außerordentlich verständig, ja geistvoll halten, wenn sie es nur über sich bringen, uns mit Geduld und Anstand zuzuhören.

Andor bemerkte es dann gewiß nicht, daß Hanna, während er von Romeo und Julia sprach, die Toiletten der an ihnen vorüberstreifenden Damen musterte, und wenn in ihm die ganze Begeisterung der ersten herrlichen Tage der französischen Revolution aufflammte, vor der Auslage eines Juweliers oder Spitzenhändlers stehen blieb.

Er liebte Hanna und so war es gewiß in keiner

Weise übernatürlich, daß sein von der Liebe in einen Kinderpolster eingeschnürter Verstand kindisch wurde, und in ihr das vollkommenste Geschöpf der Welt sah. In seinen Augen war sie edel, gefühlvoll, opferwillig, poetisch, geistreich, unterrichtet, voll Größe der Gesinnung und des Strebens, kurz alles das, was er selbst war. Daß sie in Wirklichkeit egoistisch, berechnend, kaltherzig, thöricht, unwissend und kleinlich, mit einem Worte recht gewöhnlich war, wie sollte er das erkennen?

Hat nicht Jeder von uns ein Mal oder auch mehrmals ein Ideal gehabt, das uns geboren schien, die Geschicke eines großen Landes zu leiten oder die Feder einer George Sand zu führen und dessen Hand in der That nur berufen war, den Kochlöffel zu regieren?

Und doch gab es Stunden, wo Hanna sich zu Andor erhob, sie verstand ihn zwar dann ebenso wenig wie sonst, aber sie fühlte mit ihm, sie athmete die Luft seines Lebens und athmete sie gerne.

Das war aber nur dann der Fall, wenn sie zu seiner Mutter kam, die warme ideale Atmosphäre des Andor'schen Hauses ihren sanften unmerklichen Zauber übte, wenn sie in seiner Stube saß zwischen den hohen Bücherschränken und die alten gelben Leder-

bände musterte, die ihre Runzeln hatten gleich andern Alten. In solchen Augenblicken wäre sie fähig gewesen, sich von all dem Flitter, der ihr sonst so werthvoll erschien, loszureißen, mit ihm davonzugehen in die weite Welt, Sorge und Noth mit ihm zu tragen.

Dies waren indeß nur Anwandlungen, welche sie später belächelte.

Sprach er von der Zukunft, von der schönen Hoffnung sie heimzuführen als sein Weib, schwieg sie hartnäckig und zog höchstens die Stirne zusammen. Ihm entging dies ebenso wie manches Andere, er glaubte sich geliebt, ohne Eigennutz, ohne Grenzen, wie er selbst für sie fühlte.

Einmal gestand sie ihm, daß sie schreibe, und ließ ihn eine kleine Geschichte lesen, die in einem Modejournal gedruckt war. Die Geschichte war genau so alltäglich und philisterhaft wie diese Art Zeitungen sie brauchen, ja wie Hanna selbst, ihm erschien sie aber voll Poesie und er begann in der Geliebten ein Wesen zu sehen, das über ihm stand, das ihn erhob, veredelte.

Frau Teschenberg beobachtete und beurtheilte das Verhältniß in ihrer kühlen Weise. Sie fürchtete keinen Augenblick für ihre wohlerzogene Tochter und

hielt es für unklug, ihrer Laune irgendwelchen Widerstand entgegenzusetzen.

Zu einer Verbindung mit dem brodlosen Gelehrten hätte sie niemals ihre Einwilligung gegeben, aber es verletzte dennoch ihre mütterliche Eitelkeit, daß er sich um dieselbe nicht bewarb. Sie benützte jeden Anlaß im scheinbar harmlosen Geplauder, um Geschichten zu erzählen, wie sie täglich vorkommen, von getäuschter Liebe, verlornen Illusionen, unglücklicher Ehe und verstand es recht geschickt, jedes Mal den ungünstigen materiellen Verhältnissen die ganze Schuld an dem übeln Ausgang aufzubürden.

„Eine Heirat ist sehr wohl zu überlegen," sagte sie einmal, „ein junger Mann hat in der Regel keine Ahnung von dem, was ein Hausstand kostet, heutzutage ist eine Frau ein Luxus, den sich nur der Reiche gestatten darf."

Andor erröthete und schwieg, Hanna dachte nach.

Ihr Geliebter wäre in tiefster Seele erschrocken, wenn er ihre Gedanken gekannt hätte.

Da geschah es, daß Andor von der Fakultät zum Professor vorgeschlagen wurde.

Als er an dem Tage zu Teschenberg ging, war es ihm, als säßen auf all den kleinen weißen Wölkchen, die den Himmel über ihm bedeckten, kleine

schalkhafte Amoretten und jeder derselben halte eine Geige in der Hand und spiele. Hanna nahm die große Neuigkeit sehr ruhig auf, um so aufgeregter zeigte sich die Schneiderschule.

Doktor Andor wird Professor werden, hieß es die Stellung ist zwar, wenn man zu rechnen versteht, kaum ein Viertel von dem werth, was ein Buchhalter in einem anständigen Geschäft verdient, aber es ist eine geachtete Stellung, es gibt Professoren, die sogar zu Hofe kommen, was einem Buchhalter doch nie wiederfährt. Man kann ihn also heiraten.

„Ja, man kann ihn heiraten," wiederholte Hanna in Gedanken.

„Mache Dir keine Hoffnung, daß Du ernannt wirst," sagte dagegen der Onkel Hauptmann zu Andor, „wir leben zwar in der schönen Meinung von uns selbst, daß bei uns nur das Verdienst entscheidet, wir blicken mit Geringschätzung auf Rußland, wo die Bestechung noch immer eine Rolle spielt, wir sprechen gerne von unserer Redlichkeit, aber glaube mir, es ist bei uns nicht besser, als anderswo. Wenn wir dem Gelde nicht zugänglich sind, so sind wir es dagegen um so mehr dem Gönnerworte eines einflußreichen Mannes, der Empfehlung eines Freundes, und lassen uns von allerhand Familienrücksichten bestechen.

Dann ist das abscheuliche Cliquenwesen in keinem Lande der Welt so ausgebildet, wie in unserem ehrlichen Deutschland, endlich sind noch die rein persönlichen Rücksichten. Bist Du mit dem Professor X. und dem Professor Y. im intimen Verkehre, lobst Du jede traurige Scharteke, welche sie in die Welt senden, in literarischen Journalen, so ist Dir ein guter Posten sicher, ebenso wenn Du die abgestandene Tochter eines Rathes im Ministerium heiratest oder irgend eine hohe Dame Dich empfiehlt, aber so wie Du bist, ein fähiger kenntnißreicher Mann für Dich, wirst Du nicht Professor werden."

Der Onkel behielt in der That Recht. Andor wurde nicht ernannt, an seiner Statt erhielt ein junger Mann, der einige Jahre Hofmeister bei dem Minister Kronstein gewesen war, die Lehrkanzel.

Als der arme Andor die bittere Entscheidung erhielt, begann er halblaut einen Gassenhauer zu singen. Es ist ja auch schon vorgekommen, daß ein zum Tode Verurtheilter in dem Momente zu trillern beginnt, wo er das Schaffot erblickt.

Hanna kam recht beschämt zu Mamsell Kronowetter, sie war kompromittirt vor der ganzen Schneiderschule, vor allen jungen Damen, die ihren Triumph hinter liebenswürdigem Bedauern verbargen, sie ließ

ihr Mitleid über sich ergehen und nähte mit einer Art zornigem Eifer, indem sie die Nadel immer wieder heftig in den schwarzgrauen Polster stieß, genau so als hätte sie Andor vor sich, auf den sie recht böse war, sie wußte selbst nicht warum.

Andor hatte in diesen Tagen viel zu ertragen, das Lächeln der Räthin, die verwurfsvollen Blicke der Geliebten, die weisen Bemerkungen Plant's.

Unsere Freunde sind in solchen Lagen immer diejenigen, welche uns mit unzweideutigem Vergnügen wehe thun, sie geben sich die Miene, es so gut mit uns zu meinen, um uns dann mit einem gewissen Recht Unangenehmes zu sagen, das sehr klug sein soll, aber in der That nur roh und boshaft ist.

„Ich bin eigentlich froh darüber", sagte Plant, „daß Du nicht Professor geworden bist, lieber Andor, ja sehr froh, sag ich Dir, denn jetzt wird sich wohl das letzte Kapitel Deines thörichten Romans mit der kleinen Teschenberg rasch abspielen. Es wäre das größte Unglück für Dich, wenn Du sie heiraten könntest. Du und Hanna! es ist zu komisch! Du bist ein braver, schlichter Mann, der viel mehr gelernt hat als er den Leuten zu zeigen im Stande ist, Du verdienst glücklich zu sein, ja das verdienst Du, aber Hanna ist eine vollendete Dame, für einen Bankier

oder Baron erzogen, nicht für Dich, mein guter Andor. Sie will glänzen, wie könnte sie das an Deiner Seite. Oder glaubst Du vielleicht, daß sie Dich liebt? Sie vertreibt sich eben die Zeit mit Dir, weil kein Anderer da ist, der ihr den Hof macht, ich möchte sogar behaupten, daß sie sich über Dich lustig macht Ich sage Dir das Alles, weil ich kein Schmeichler, sondern Dein Freund bin, Dein aufrichtiger Freund."

Frau Teschenberg aber sagte zu ihrer Tochter: „Wir sind einer großen Verlegenheit glücklich entronnen, es wäre doch recht peinlich gewesen, dem lieben guten Doktor verständlich zu machen, daß er keine Partie für Dich ist. Meine schöne Hanna wird, wenn sie klug ist, einmal in einer Equipage fahren und in einer Loge des ersten Ranges sitzen, es ist ehrenwerth, seine Suppe selbst zu kochen und seine Strümpfe eigenhändig zu stopfen, aber die Liebe verfliegt dabei und es bleibt endlich nur eine kümmerliche kleinbürgerliche Existenz. Ich könnte mir die Augen blind weinen, wenn ich mein Kind so sehen müßte."

Die Räthin versuchte einige Thränen hervorzupressen, sie hatte den besten Willen, aber es gelang nicht, so nahm sie denn rasch ihr Taschentuch vor und verließ hastig das Zimmer. Die Wirkung war dieselbe.

Der erste Erfolg dieser Unterredung war, daß Hanna nicht mehr zu Andor's Mutter kam. Nach einiger Zeit that die Räthin den zweiten entscheidenden Schritt.

Sie rauschte herein als Andor eben seine Lektion gab, und begann mit dem süßesten Wohlwollen: Lieber Doktor! Ihr Unterricht ist ein so vortrefflicher, ich schmeichle nicht, Sie wissen, wie aufrichtig ich bin, und ich dulde auch keine Einwendung Ihrer beispiellosen Bescheidenheit. Sie haben unsere Mädchen in kurzer Zeit so weit gebracht, wie es ein anderer Lehrer in vielen Jahren nicht vermocht hätte. Wir danken Ihnen daher von ganzem Herzen und danken Ihnen vor Allem deshalb, weil wir so rasch zu einem anderen Gegenstand übergehen können. Hanna und Julie werden jetzt zusammen Zeichnenunterricht nehmen und wir werden Sie also nicht weiter bemühen, bedank Dich doch recht, Hanna, und es wird uns immer ein großes Vergnügen sein, Sie bei uns zu sehen."

Hanna wurde purpurroth, Andor verneigte sich stumm, er war in bester Form aus dem Hause gewiesen, denn indem die Lektionen aufhörten, schwand auch jede Gelegenheit, mit Hanna ungezwungen zu verkehren.

Mehr als ein Mal in der Woche konnte er doch

nicht zu Teschenberg kommen, und wenn er kam, verstrickte ihn die Räthin mit einer Liebenswürdigkeit gegen die er wehrlos war, in ein Gespräch und überlieferte ihn dem Rathe, sobald dieser aus der Kanzlei heimkehrte, zu einer endlosen Schachpartie.

So lange noch Hanna's Auge zärtlich das seine suchte und ihre Hand beim Abschied warm in der seinen lag, war Andor noch immer nicht ganz unglücklich, er war ja so genügsam! aber es kam eine Zeit, wo ihr großes kluges Auge ihm auswich, und wo die kleine Hand so kalt wurde und so kostbar, daß sie kaum seine Fingerspitzen mehr berührte.

Und eines Tages kam ein kleiner Brief von Hanna durch einen Dienstmann. „Lieber Andor! Erwarten Sie mich bestimmt heute Abends um 9 Uhr im Thiergarten bei dem zweiten Springbrunnen, ich habe wichtig und dringend mit Ihnen zu reden."

Eine entsetzliche Angst erfaßte Andor's Herz, als er die wenigen Zeilen der über Alles lieben Hand gelesen hatte, er nahm seinen Hut und ging in die Stadt, aber die glänzenden Auslagen, die rollenden Equipagen, die geputzten Menschen, der wüste Straßenlärm, der für den Uneingeweihten etwas so Heiteres an sich hat, ja sogar der wolkenlose Himmel; Alles that ihm weh. Er kehrte in seine Stube zurück und begann

zu arbeiten, mit einer Hast, die etwas Wildes an sich hatte, warf er sich auf auf die Abschriften alter Urkunden, welche ihn umgaben, immer mehr trat die Gegenwart zurück und aus grauem Nebel tauchten die Thürme von Prag auf, der Altstädter Ring mit dem Rathhause, an dem die wunderliche Uhr mit dem bunten Thierkreis die Zeit anzeigt, die Teinkirche mit dem goldenen Kelch, und endlich die ernste Gestalt des sanften Meisters Johannes Huß. Er lauschte seiner frommen und begeisterten Rede, dem Tumult der Zünfte, und so gelang es ihm, zu vergessen.

Als es aber dunkel wurde, saß er mit klopfendem Herzen auf einer Steinbank im Thiergarten, neben ihm stieg die Silbersäule des Springbrunnens empor und bewarf ihn niederfallend mit feinem Tropfenstaub, der seine heiße Stirne kühlte, und die Mondsichel, die leise durch die schwarzgrünen Baumwipfel blickte, zeichnete unbestimmte Schatten auf den weißen Kies vor ihn hin, die er zu deuten suchte, ebenso ängstlich und so vergeblich wie das Herz des Weibes.

Endlich nahten zwei schlanke Gestalten.

Er stand auf, er hatte Hanna erkannt, die von Baronesse Julie begleitet war.

„Lieber Andor", begann die Erstere, welche dicht verschleiert war, „wir haben nur wenige Augenblicke,

die uns gehören. Ich bin bei Oberst Klebelsberg zu Besuch und Julie machte es mir möglich, mich fortzustehlen. Kommen Sie also, kommen Sie." Sie nahm seinen Arm mit einer Heftigkeit, welche Andor erschreckte, und bog mit ihm in einen dichten stillen Laubgang ein.

„Mein Gott, was haben Sie, liebe Hanna", begann Andor.

„Man will uns trennen, Andor, und für immer", gab sie zur Antwort, „deshalb haben die Stunden aufgehört, deßhalb macht man es uns unmöglich, nur wenige Worte ohne Zeugen zu wechseln, und nur deshalb soll ich jetzt ganz fort."

„Fort! wie? wohin?"

„Mein Eltern senden mich als Erzieherin zu dem General Mardefeld auf das Land. Dort soll ich Sie vergessen, aber ich werde Sie nie vergessen, Andor, niemals, ich lasse nicht von Ihnen." Sie umschlang ihn heftig und begann ihn zu küssen und zu weinen.

„Beruhigen Sie sich, liebe theuere Hanna", bat Andor, „ich kann Sie nicht weinen sehen, ich kann nicht. Weshalb auch sich quälen? Sie wissen, daß ich Ihnen gehöre, nur Ihnen, daß diese Empfindung, die mich ganz erfüllt und ganz Ihnen hingibt, keine

Grenzen hat und auch kein Ende haben wird. Ich habe Sie lieb, so lieb, ich kann es Ihnen nicht sagen, wie lieb ich Sie habe, aber Sie müssen es fühlen. Wie sollte ich leben können ohne Sie! Bleiben Sie nur fest, Hanna, lassen Sie sich nicht irre machen, bleiben Sie fest."

„Ich gehöre Ihnen, Andor", rief Hanna begeistert, „für immer gehöre ich Ihnen. Jetzt weiß ich es endlich, daß ich nicht sein kann ohne Sie. Was hat man mir Alles eingeredet in den letzten Wochen, aber ich glaube nur Ihnen. Ich schwöre Ihnen, Andor, daß ich treu sein werde, daß ich mich nicht abwenden lasse, durch nichts in dieser Welt. Aber schreiben Sie mir oft, recht oft. Schreiben Sie mir täglich. Ich werde es thun, ich gewiß. Und jetzt leben Sie wohl." Sie warf sich an seine Brust und schluchzte.

Andor hielt sie lange umschlungen, dann machte sie sich sanft los.

„Begleiten Sie mich nicht," sagte sie, „es ist so besser. Leben Sie wohl." Sie schritt eilig den Laubgang zurück, an der Ecke wendete sie sich noch ein Mal um und grüßte mit der Hand.

Als sie fort war, setzte sich Andor auf die Steinbank, dort wo sie sich getroffen hatten, und

stützte den Kopf in die Hände. Er machte sich Vorwürfe, daß ihm nicht schmerzlicher zu Muthe war, aber es war so, wie es war, eine Art Schwüle drückte ihn nieder und in ihm war nur Zweifel und Bitterkeit und Eckel.

Er glaubte nicht mehr an Hanna.

Er dachte und fühlte ideal, aber er war ein Kind seiner Zeit, er war verständig genug, die Welt, die Menschen in keinem übernatürlichen Lichte, sondern so zu sehen, wie sie sind. Allerdings war er noch immer gern geneigt, in jedem Falle das Bessere vorauszusetzen, aber er verschloß sich nicht gegen die Thatsachen, welche seinen Voraussetzungen widersprachen, und wiegte sich nie länger in Illusionen, als es ein wirklich kluger Mann darf. Er war ein Idealist, aber er begann das Leben ziemlich nüchtern und pessimistisch aufzufassen.

So rührend der plötzliche Ausbruch der Geliebten war, seine Zweifel bezwang er nicht. Er glaubte noch an Hanna's Liebe, aber an ihre Festigkeit glaubte er nicht mehr.

Lange Zeit saß er so, in sich versunken. Ringsum war nichts zu hören als das Steigen und Fallen des Springquells.

Plötzlich näherten sich Schritte, langsame, feier-

liche Schritte, und vor ihm hielten sie an. Als er nicht aufblickte, berührte eine Hand seine Schulter und weckte ihn so aus seinem trüben Dahinbrüten.

Vor ihm stand der närrische Graf.

„Halten Sie mich nicht für unzart," begann derselbe, „glauben Sie nicht, daß ich mich in fremde Geheimnisse einzudrängen suche, aber ich liebe die Unglücklichen, die Bedrängten, die Kummervollen. Für Sie, junger Mann habe ich ohnedies eine gewisse Sympathie, nnd da ich mir einbilde, daß ich Ihnen zu etwas nützlich sein könnte, so bitte ich Sie, mir zu vertrauen. Ich bin nicht so verrückt als diese klugen Leute glauben. Vielleicht könnte auch ich Ihnen vertrauen! vielleicht! später einmal. Dann würden Sie staunen, ja, staunen würden Sie."

Der seltsame Mann ließ sich neben Andor nieder und sie saßen einige Zeit neben einander, ohne ein Wort zu wechseln.

„Sie lieben," sagte endlich Riva, „und Sie lieben nicht glücklich. Ich weiß, wie das thut, wenn es einer weiß, so weiß ich es."

Andor sah ihn erstaunt an.

Es war, als hätte der wunderliche Alte sein Herz mit einem geheimnißvollen Stabe leise berührt, und zwänge ihn mit sanfter Gewalt, zu sprechen, und so

begann er denn, und mit jedem Worte wurde es ihm leichter um das Herz.

Der Graf lauschte aufmerksam. Plötzlich wendete er sich ab und trocknete seine Thränen.

Andor stockte in seiner Erzählung. —

„Ich weiß genug, ich weiß genug," sagte der Graf mit einem traurigen Lächeln, „aber wollen Sie heute schlafen gehen? Sie werden nicht schlafen, ich sage Ihnen, daß Sie nicht schlafen werden. Also gehen Sie mit mir. Ich lade Sie ein, mit mir zu kommen. Sie dürfen eintreten in mein Haus, denn der Schmerz hat Sie geweiht, und der Zweifel hat Sie geheiligt. Kommen Sie."

Er sprang auf und ging rasch voraus, so rasch, daß Andor Mühe hatte, zu folgen.

5. Kapitel.

Ein moderner Journalist.

Vor dem kleinen Palaste im italienischen Style angelangt, ließ der närrische Graf den Thürklopfer kräftig niederfallen, sofort sprang die Pforte, wie es schien, von selbst auf und wurde von ihm, nachdem er mit Andor in einen breiten Korridor getreten war, sorgsam wieder geschlossen.

Während Riva mit seinem Gaste eine mit Teppichen belegte Treppe emporstieg, sprach er: „Sie erwarten gewiß, recht viel Seltsames in meinem Hause zu finden, in diesem Falle werden Sie enttäuscht werden. Ich will auch nicht, daß Sie das Fremdartige, das Ihnen vielleicht aufstoßen wird, falsch auffassen. Ich bin kein moderner Politiker, ich bin ein Weltbürger und bin stolz darauf. Wenn ich die weite Welt durchstreift habe, so ist dies weder

geschehen, um dann zu Hause Alles gut, noch um daheim Alles schlecht zu finden. Wo ich aber etwas besser eingerichtet fand als bei uns, habe ich es mir angeeignet. Sehen Sie also diese Eroberungen nicht wie Bizarrerien, sondern als Früchte der Klugheit und Erfahrung an.

Der Mechanismus, welcher die Pforte des Hauses öffnet und schließt, ist italienischen Ursprungs. Die Vortheile, welche er bietet, springen in die Augen. In italienischen Häusern, die von mehreren Parteien bewohnt werden, führt zu jedem Stockwerk eine besondere Glocke, die unten mit der entsprechenden Nummer bezeichnet ist. Von dem Stockwerke aus, in das man gelangen will, wird mit Hilfe eines Zuges geöffnet. Dann hat aber noch jedes Stockwerk seine besondere Glocke und Sperre. Das Haus steht also bei Tag ebenso wenig offen wie bei Nacht und doch ist dies mit den einfachsten Mitteln erreicht. Nehmen Sie dagegen etwa die Wiener Hausmeisterwirthschaft, so haben Sie wieder einen neuen Beweis dafür, daß keine Nation für sich bestehen kann, sondern daß jede von der andern vieles Gute und Brauchbare zu lernen hat.

Im ersten Stockwerke kam den Beiden ein alter Diener entgegen, dessen verschrumpfte Gestalt in einer

vollkommen neuen blauen Livrèe stak. Er trug Schuhe und Strümpfe, weiße Handschuhe und einen massiven silbernen Armleuchter.

„Jacques, führen Sie den Herrn in das grüne Zimmer", sagte der Graf.

„Sehr wohl, Erlaucht."

Der alte halbverstorbene Diener glitt auf dem Teppiche, mit dem auch hier der Korridor bedeckt war, unhörbar wie ein Geist dahin, Andor folgte bis zu einer großen mit gelbem Metall eingelegten braunen Holzthüre, welche Jacques öffnete.

Das Zimmer, in das sie eintraten, hieß mit vielem Recht das grüne Zimmer, es war nicht allein mit grünen Tapeten ausgelegt und der Boden desselben mit grünem Tuche bedeckt, sondern das Ganze in eine Art lauschigen grünen Waldwinkels verwandelt, ringsum standen bis zur Decke reichende frische Fichten- und Tannenbäumchen, die unten mit Moos bedeckt, aus dem Boden hervorzuwachsen schienen, sie gruppirten sich dicht um einen großen amerikanischen Flügel, der hinter ihnen wie durch einen durchsichtigen grünen Vorhang von dem übrigen Raume abgeschieden stand.

Irgendwo plätscherte ein frisches Wasser und in einer Ecke des Zimmers schien ein schwellender Rasen zum Ruhen einzuladen. Andor entdeckte bald,

daß ein kleiner Springbrunnen seinen Strahl in eine große weiße Muschel herabfallen ließ und daß der Rasen ein Ruhebett aus grünem geschorenem Sammt war, welches nur wenig vom Boden erhöht und langsam anschwellend, zum Sinnen und Fabuliren einlud.

Nur wenige Minuten blieb Andor allein. Schon erschien der Graf vollkommen umgekleidet, in einem eleganten schwarzen Anzug nach dem neuesten Schnitt. Er trug eine weiße Halsbinde und war sorgfältig frisirt. Seine Haltung war vornehm und imponirend. Mit ihm kam der alte Diener, stellte eine Flasche und ein Glas zu dem sammtenen Rasensitz und entfernte sich.

„Ich lade Sie nicht ein, zu speisen, mein Freund," sagte der Graf, „in Ihrer Verfassung kann man nicht essen. Aber trinken Sie immerhin, der Wein macht das Herz frei. Werfen Sie sich dort nieder und thun Sie überhaupt, was Ihnen gefällt. Ich werde spielen. Vielleicht beruhigt Sie mein Spiel."

Er trat hinter die grüne Wand und setzte sich an den Flügel im Halbdunkel, der Armleuchter stand auf einem kleinen Tischchen abseits und sein Licht strömte nur in einzelnen glänzenden Tropfen durch das düstere Gitter der grünen Nadeln auf den Boden nieder.

„Ich habe mir dieses Zimmer so eingerichtet," sagte der Graf, „weil ich das Grün der Bäume und das frische Plätschern des Wassers über Alles liebe. Nun kann ich dies Alles im Walde draußen besser haben, das ist richtig, aber ich kann meinen Flügel nicht mit hinaustragen in den Wald. Deshalb also und das Aroma des Nadelholzes ist so gut für Brust und Nerven."

Der Graf ließ seine Finger über die Tasten gleiten und begann dann zu spielen.

Andor wußte nicht, ob er irgend eine Komposition vortrug oder phantasirte, aber sein Spiel übte eine wunderbare Wirkung auf ihn.

Zuerst war es die brütende Schwüle in der Natur vor einem Gewitter, dann begann es zu grollen wie Donner, zu zucken gleich Blitzen, und mit einem Male schienen alle Elemente entfesselt, alle Leidenschaften durcheinander zu toben, bald klang es wie der grauenvolle Aufschrei eines Wahnsinnigen, bald wieder wie herzzerreißendes Weinen, bis sich endlich der wüthende Sturm in eine sanfte Klage, eine elegische Schwermuth löste und zuletzt in erhabenen Akkorden ein heiliger Friede von oben hernieder zu schweben schien. Es war Andor, als müßte sich ein tröstlicher, verheißungsvoller Regenbogen ausspannen

zwischen den grünnen Tannenwipfeln. Immer ruhiger und leiser rieselten die Töne gleich dem Murmeln eines Quells und erstarben endlich in dem monotonen Geplätscher des Springbrunnens.

„Nun, wie ist Ihnen?" sagte der Graf nach einer Pause.

„Wohl, sehr wohl."

„Wissen Sie, daß ich Sie heilen werde", rief Riva lebhaft, „vollkommen heilen." Er stand auf, ging rasch auf Andor zu und faßte ihn vorne an einem Knopfe seines Rockes.

„Vertrauen Sie sich nur meiner Methode an. Sie werden ihre Geliebte nur deshalb verlieren, weil Sie keine Stelle haben, die Ihnen eine sorgenfreie Existenz bietet. Der Fall könnte sich wiederholen, wenn Sie das Uebel nicht an der Wurzel fassen. Weshalb haben Sie keine Stellung? weil sie unpraktisch sind. Merken Sie wohl auf, ich sage unpraktisch.

Ich unterscheide sehr wohl zwischen materialistisch und praktisch

Praktisch kann Jener, welcher ideale Zwecke verfolgt, auch sein, ja dieser müßte es um so mehr sein, weil seine edlen Ziele nur auf diese Weise erreicht werden können. Sie sind ein Mann der

Wissenschaft. Habe nichts dagegen.“ Er drehte immer heftiger an Andor's Knopfe. „Aber ich tadle Sie, weil Sie Ihre Wissenschaft nicht für das Leben nutzbar machen. Es ist dies überhaupt ein Fehler unserer deutschen Gelehrten. Um Ihnen ein Beispiel zu geben, so hat erst der Franzose Renan die Forschungen und Ideen unseres David Strauß nutzbar gemacht, daher der Letztere nur von einer kleinen geistigen Gemeinde, der Erstere dagegen von aller Welt gelesen wird. Aber das wird Ihnen ein ganz Anderer besser erklären. Kennen Sie den Redakteur der „Reform“ Doktor Wiepert?“

„Nur dem Namen nach.“

„Er ist das, was ich einen modernen Journalisten nenne, nämlich keiner jener Federsklaven, welche von den industriellen Paschas, von der „Gartenlaube“ „Marschälle der Presse“ genannt, befehligt werden, oder ein Handwerker der Schreibezunft, der sein Stück Arbeit genau so liefert, wie es vor ihm geliefert wurde und von Alters hergebracht ist, sondern ein Mann, der allen Anforderungen entspricht, welche die Zeit an den Journalisten stellt, und das will viel sagen. Suchen Sie ihn ja morgen auf, er wird bereits unterrichtet sein.“

In diesem Momente blieb dem Grafen der so

arg behandelte Knopf in der Hand, er stockte, betrachtete ihn erstaunt und warf ihn endlich zu Boden.

„Ja, was wollte ich noch sagen? es will mir nicht einfallen. Auch gut. Jetzt aber die Gläser gefüllt, und die Sorgen verscheucht."

Er schenkte Rheinwein in zwei kleine, geschliffene Kelche und reichte Andor einen davon, dann begann er mit einem schönen kräftigen Bariton zu singen: Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus! — —

Andor versäumte es nicht, am folgenden Vormittage dem Redakteur der „Reform" seinen Besuch zu machen.

Man führte ihn in ein großes Zimmer, in dem an allen Wänden und sogar kreuz und quer hohe Gestelle mit Büchern standen, welche förmliche Gassen und einzelne abgeschlossene Plätzchen bildeten. In einem solchen heimlichen Winkel bei einem Fenster, welches das grelle Licht des heißen Sommertages nur durch grüne Vorhänge gedämpft hereinließ, saß neben einem großen Schreibtisch in einem bequemen Rollstuhl ein kleiner schwächlicher Mann mit fahlem geistvollen Gesicht, das ein starker dunkler Bart einrahmte, sein kluges, scharfes und dabei doch gutmüthiges Auge verbarg sich hinter in Gold gefaßten Brillen. Vor dem Tische saß eine Dame und schrieb. Der

Mann im Rollstuhl schien ihr eben diktirt zu haben.

Als Andor sich näherte, streckte ihm der Mann beide Hände herzlich entgegen, und die Dame erhob sich, um ihn gleich freundlich zu begrüßen. Er sah jetzt, daß es eine noch junge Frau war, nicht schön, aber eine elegante Figur und ein feines Gesicht von reichem dunkeln Haar umflossen. Aus ihrem ganzen Wesen sprach jene geistige Grazie, welche in unseren Augen mehr ist, als alle klassische Leibesschönheit.

„Vergeben Sie, mein junger Freund", begann Doktor Wiepert, „ich nenne Sie Freund, weil ein Mann, den ich hochachte, Sie mir als den seinen bezeichnet. Vergeben Sie, daß ich Sie nicht besser empfange, aber meine Füße sind so gut wie gelähmt und auch meine Arme dienen mir nur recht widerwillig. Wenn ich nicht diesen guten Geist — Sie sehen, daß es ein Geist ist, der auch einen guten Körper hat — an der Seite hätte, ich wüßte nicht, wie ich mich mit der Menschenwelt in Rapport setzen sollte. Aber setzen Sie sich doch." Der Redakteur deutete auf einen Rohrstuhl, der in der Nähe stand.

Nachdem Andor Platz genommen hatte, schien

sich Wiepert eine Weile damit begnügen zu wollen, seine Physiognomie zu studiren.

„Sie sind mir bestens empfohlen", sagte er endlich, „es freut mich um so mehr, daß der Eindruck, den Sie mir machen, meine Sympathie weckt. Ich gebe viel auf diesen ersten Eindruck. Es ist uns nur dieses eine Mal, wo wir einen Menschen zuerst erblicken, möglich, uns ein richtiges Bild von demselben zu schaffen, mit der Zeit gewöhnt man sich an jedes Gesicht und verliert somit die Fähigkeit, in demselben zu lesen. Eine Masse von Nebendingen fällt uns auf und macht uns irre, während wir bei der ersten Begegnung stets den ganzen Menschen vor Augen haben. Aber zur Sache. Sie gestatten mir wohl, ohne Umschweife zu sprechen?

„Ich bitte —"

„Vor Allem müssen wir in Beziehung auf eine gewisse Dame in's Klare kommen", fuhr Doktor Wiepert fort.

Andor erröthete und blickte verlegen auf seine Fußspitzen.

„Sie lieben und lieben nicht glücklich", sprach Wiepert mit gedämpfter Stimme, „das Mädchen, das sie bezaubert hat, denn jede Liebe ist ein Zauber, schwört Ihnen ewige Liebe und Treue, geht aber fort

von Ihnen. Sie fühlt also für Sie, aber sie hat nicht die Kraft, ihre Verhältnisse zu überwinden. Wir wissen also, was geschehen wird, sie wird Ihnen schreiben, aber die Briefe werden immer seltener werden und endlich ganz ausbleiben. Stellen Sie sich das jetzt schon klar vor Augen, rotten Sie Alles, was nach Selbsttäuschung, nach Hoffnung aussieht, bei Zeiten in ihrem Herzen aus und Sie werden das, was kommen wird, kommen muß, leichter tragen.

Ich kenne die Frauen, mein junger Freund, deshalb habe ich keine Illusionen über die weibliche Natur und deshalb bin ich mit meiner Frau so glücklich. Sehen Sie mich nur an, so unglaublich es klingen mag, ich bin in meiner Ehe vollkommen glücklich. Meine Frau — ich scheue mich nicht, es vor ihr zu sagen, denn ich weiß, daß sie nicht eitel ist — ist ein reiner Engel in ihrem frischen Waschkleidchen. Wissen Sie, was das heißt, einem siechen Mann, einem Mann, der gelähmt ist, sein Leben weihen? das ist ein großes Opfer."

„Es ist kein Opfer," rief die junge Frau, „für mich ist es keines."

Wiepert sah sie an mit einem Lächeln, das aus dem innersten Herzen kam, und wendete sich dann wieder zu Andor.

„Es ist kein Opfer, sagt mein Engel, aber ich sage Ihnen, daß es ein unermeßliches Opfer ist, und daß ich gerade diesem Opfer zum Theile mein Glück verdanke.

Es liegt in der Natur der Frau daß sie nur dort ganz glücklich ist, wo sie sich aufopfern kann.

Das Weib ist zu allem Guten fähig, nnd mehr als der Mann, sie ist im Stande, ihre Selbstsucht ganz zu überwinden, was wir nie vermögen, aber sie ist es nur dort im Stande, wo man sie in Anspruch nimmt. Der große Fehler, den der Mann heutzutage begeht, ist der, daß er das Weib so wenig wie nur möglich in Anspruch nimmt, er behandelt sie wie ein Spielzeug, wie eine Puppe, die nur dazu da ist, daß man sie an- und auskleidet, und was ist die Folge? daß die Frau einen anderen Mann aufsucht, für den sie sich in Gefahr setzt, für den sie vielleicht leiden muß, einen Liebhaber.

Fordere von der Frau, wenn sie Dich liebt, und sie wird Dir Alles geben, was Du forderst. Fordere von ihr, wenn Du arm bist, daß sie Deine Dürftigkeit theilt, Deine Sorgen, sie wird mehr als die Hälfte Deines Kummers auf sich nehmen, fordere von ihr, daß sie Deine Leiden lindert, und sie wird mit Dir leiden, fordere, daß sie Mutter ist, daß sie ihr

Leben tropfenweise ausströmt für ihre Kinder, sie wird ihr Leben hingeben, und sie wird dabei glücklich sein, während sie in den schwellenden Kissen ihrer Ottomane ruhend, von Dienern umgeben, den Mann als Sklaven zu ihren Füßen, ruhelos, unzufrieden und unglücklich sein wird.

Da haben Sie meine Frau, sie ist meine rechte Hand, sie schlägt für mich die Bücher nach, sie führt für mich die Feder, sie leiht mir ihren Arm, wenn ich einige Schritte durch das Zimmer zu machen versuche, sie sitzt Nächte lang an meinem Schmerzenslager, wenn ich leide, sie ist aber auch in der Küche, ja überall wo es noth thut, und fragen Sie, ob sie unglücklich ist. Sie ist es nicht, weil sie einen ernsten Lebenszweck hat und weilt sie sich aufopfern kann. Setzen Sie aber diese großmüthige Frau zur Zeit des Corso in eine Equipage, Abend für Abend in eine Loge, geben Sie ihr nur die eine Pflicht zu erfüllen, ihrem Manne zu gefallen und denselben zu unterhalten, und dieser Engel wird sich in einen Dämon verwandeln, der dem Manne das Herz aus der Brust reißt, um es von dem ersten besten Adonis mit Füßen treten zu lassen.

Sie haben Ihrem Mädchen kein Opfer zugemuthet, mein junger Freund, deshalb erwarten Sie auch nicht, daß es Ihnen eines bringt.

Diese Partie ist verloren. Wir wollen also sehen, wie wir mit dem Schmerz fertig werden, den uns dieser Verlust erregt.

Sie sind ein Idealist, oder besser gesagt, einer aus jener stillen Gemeinde, welche die urewigen Ideale der Menschheit hegt und heilig hält und nicht die stets wechselnden Ideale des Tages anbetet.

Die Ideale unserer Zeit nennen sich Macht, Reichthum, Genuß und Luxus.

Früher war es die Sache des Alters, nach einem gewissen Wohlleben zu streben, jetzt verlangt schon die Jugend den Genuß, und zwar ohne daß sie sich viel Mühe gibt, denselben zu verdienen, sie will ernten ohne gesäet zu haben. Das ist sehr schlimm. Unsere jetzige Jugend macht überhaupt zu große Ansprüche an das Leben.

Wir, zu meiner Zeit, als ich noch ein armer Student war, wir kannten kein größeres Glück, als nach vollbrachter Tagesarbeit Abends von der Galerie herab einem guten Stücke zu lauschen oder bei unserem Talglichtstümpfchen ein gutes Buch zu lesen und uns darüber zu besprechen.

Sehen Sie, mein junger Freund, man ist nur dann glücklich, wenn man sich Leben und Genuß täglich durch ernste, schwere körperliche oder geistige

Arbeit erkämpfen muß. Das Wenige, was wir uns selbst erringen, macht uns glücklich, bei dem Reichthum, der uns in den Schooß fällt, sind wir jederzeit unzufrieden und es erfaßt uns bald jener Eckel am Leben, der in unserer Zeit wunderlich und häßlich genug neben dem angstvollen Jagen nach Vergnügen und Genuß steht.

Das ganze Geheimniß ist, daß es nichts in der Welt gibt, nichts, was uns an und für sich Glück gewähren könnte, nur das Streben, das Erringen gibt uns Befriedigung.

Es gibt eine Freude, die sich Jeder verschaffen kann, der Aermste, die Freude, etwas zu leisten, eine Arbeit zu verrichten, die nutzbringend ist für den, der sie thut, wie für alle Anderen. Eine Arbeit, die nicht einen greifbaren Erfolg bietet, ist keine gesunde Arbeit. In diesem Falle befinden Sie sich. Vor Zeiten war es vielleicht erlaubt, sich vor der Welt zu verschließen und sich ganz nur dem Grübeln, dem Forschen hinzugeben, nur aus Freude am Grübeln und Forschen selbst. In unseren Tagen ist das nicht erlaubt. Sie sind ein Mann von Geist, von Talent, von Kenntnissen. Weshalb vergraben Sie diese Gaben? Sie wollen mich doch nicht glauben machen, daß Sie mit ihren Vorträgen, bei denen die Zuhörer an Gott weiß

was anderes Amusanteres denken, irgend Jemandem nützen, oder daß Sie mit Ihren Abhandlungen, die wieder nur von Gelehrten gelesen werden, gelesen werden können, Gutes stiften?

Sie müssen mir doch zugeben, daß ein einziges Buch von der Art der „Geschichte der Zivilisation" des Engländers Thomas Buckle der Menschheit mehr genützt hat, als unsere ganze historische Literatur, auf die mir gar so stolz sind, daß ein Denker, der so verständlich schreibt wie Voltaire oder unser Arthur Schopenhauer, ungleich mehr dazu beiträgt, den Menschen die „Binde des Irrthums" abzunehmen, als alle unsere hyperweisen Philosophen zusammengenommen.

Welchen Schaden hat nur der einzige Hegel gestiftet?

Das was Sie thun, nützt weder Ihnen noch Anderen, deshalb ist Ihre Arbeit keine Arbeit, sondern nur ein anstrengendes und zeitraubendes Spiel. Sie könnten eben so gut den ganzen Tag über Schach spielen und mit demselben Rechte behaupten, daß Sie sich geistig beschäftigen.

Unsere Zeit braucht die Arbeit und vor Allem die Arbeit solcher Naturen, wie Sie eine sind.

Alle Ideale sind zertrümmert und ein wüster

Materialismus herrscht auf allen Gebieten. Wir befinden uns in einer Zeit des Ueberganges, der Gährung, es ist trübe um uns her wie am ersten Schöpfungstage. Wir haben lange nichts gethan als Stoff aufgespeichert, groben seelenlosen Stoff, aber der Geist, der über den Gewässern schwebt und diesen Stoff gestaltet und beseelt, will nicht kommen. Das ideale Gebäude, das ein früheres Geschlecht aufgerichtet hat, ist in sich zusammengesunken, weil seine Grundfesten erschüttert worden sind, aus den neuen Bausteinen, die wir gewonnen haben, will sich aber noch kein neuer Bau erheben.

Es wird die Zeit kommen, wo der rohe Stoff beseelt neue herrliche Bildungen geben wird, es wird eine neue Moral erstehen und neue Ideale werden gleich Genien niedersteigen und uns erheben. Aber wir müssen kämpfen, einen großen und schweren Kampf, ehe diese Zeit kommt."

„Sie sind also der Ueberzeugung, daß die Menschheit nicht ohne Ideale bestehen kann", sagte Andor.

„Ebenso wenig als der einzelne Mensch", entgegnete Wiepert, „ich habe Ihnen schon gesagt, wie ich das Glück nur im Streben sehe. Wo es aber kein Ziel gibt, kein großes Ziel, hört auch das Streben

auf. Diese großen Ziele sind die Ideale des Einzelnen, wie der ganzen Menschheit, und es ist natürlich, daß, sobald ein Ziel erreicht ist, ein neues Ziel, ein neues Ideal auftaucht.

Nun gibt es aber Geschlechter wie das unsere, die gleich einem reichen Erben mühelos ernten, was eine vorangegangene große Zeit gesäet, und gleich dem reichen Erben aufhören zu arbeiten, zu streben, ganz nur im Genusse versinken.

Wir sind die Erben jener großen Bewegung, die mit dem amerikanischen Freiheitskampfe begann und in der Revolution von 1848 ihre letzten Konsequenzen zog, während beinahe zu gleicher Zeit eine zweite zum Abschluß kam, welche zuerst in der Jacquerie, in den Predigten des Franziskaners John Bull und 1381 in dem Aufstande des Wat Tyler zu Tage trat, noch 1846 in Galizien Tausende blutiger Opfer forderte und erst durch die Befreiung der russischen Bauern 1856 in Europa vollständig gelöst wurde.

Zufrieden, jene Früchte zu genießen, um welche ganz andere Geschlechter gekämpft, gerungen, gelitten haben, sind wir zu Sybariten geworden. Weil wir in ein paar Kriegen gesiegt und Milliarden heimgebracht haben, glauben wir eine Kulturarbeit vollbracht zu haben, aber Kriege sind immer nur Rückschritte

der Zivilisation, mit denen Monarchen und Staatsmänner von Zeit zu Zeit die friedliche Arbeit der Völker unterbrochen haben und wohl noch einige Zeit unterbrechen werden.

Wir bleiben deshalb doch Sybariten, die Gewinn und Genuß haben wollen ohne Arbeit und uns deshalb auf allen Gebieten, der Spekulation, dem Schwindel in die Arme werfen.

Ich wiederhole, es fehlt unserer Zeit an großen menschlichen Zielen, an Idealen, ohne Ideale kann jedoch der Mensch nicht sein, und so greift er lieber um Jahrhunderte zurück, als daß er sich mit dem rohen Evangelium des Stoffes begnügt, daher die ebenso natürliche als berechtige Erscheinung, daß Millionen und wieder Millionen in unseren Tagen sich dem idealen Glauben des Mittelalters in die Arme werfen, daß sogar von neuem Wunder geschehen wollen, und daß jener edle Trieb, die Menschheit über die Nationalität zu setzen, dahin führt, sich der allgemeinen Kirche und dem Papste, dem Haupte nicht eines einzelnen Volkes, sondern aller Völker, die den gleichen Glauben bekennen, in die Arme zu werfen.

Die Religion ist vor Allem der Idealismus des gemeinen Mannes und wird es bleiben, so lange wir

nichts Besseres an ihre Stelle setzen können, und die ganze große kirchliche Bewegung unserer Tage ist nicht, wie Kurzsichtige glauben, durch ein paar freisinnige Gesetze hervorgerufen, sondern durch den Materialismus, der die Ideale begraben hat, und uns nichts dafür zu bieten hat, als die todte, entgeisterte Materie, die uns anekelt."

„Sehr wahr", rief Andor, „sehr richtig, aber welche Rolle muthen Sie in dieser Zeit, die einer neuen Schöpfung vorangeht, dem Gelehrten zu."

„Nicht dem Gelehrten allein", sprach Wiepert, „ich bin darauf gefaßt, daß Sie wie alle Welt und insbesondere die diplomirte Gelehrtenzunft von der Journalistik eine äußerst üble Meinung haben. Ich sage Ihnen aber, wenn alle Welt materiell ist und spekulirt, so gehört eine große Naivität dazu, gerade von dem Journalisten, der den meisten Versuchungen ausgesetzt ist, zu verlangen, daß er ideal denkt und fühlt und handelt. Es gibt gewiß viel Lumpengesindel und auch viel rohen, ungebildeten Federpöbel in der Zeitungswelt, aber ich glaube nicht, daß die heutige Finanzwelt, oder die große Industrie, oder sonst eine der jetzt dominirenden Kasten moralischer, anständiger und gebildeter ist, als unser vielfach verlästerter Stand.

Nun, mögen Sie noch so schlecht von uns und von unserer Thätigkeit denken, ich sage Ihnen doch, daß bei dem großen Kulturkampfe, der uns bevorsteht, die Presse bestimmt ist, die allergrößte Rolle zu spielen.

Sie staunen, ich will mich also näher erklären.

Sprechen wir zuerst von den Mitteln, welche der Presse zu Gebote stehen.

Nehmen wir an, irgend ein wissenschaftlicher Schriftsteller von Geist, Talent und reichen Kenntnissen schreibt bei uns in Deutschland ein gutes Buch, so wird dasselbe, wenn es gut geht, in 500 Exemplaren abgesetzt. Ich spreche nicht von seltenen Ausnahmen, sondern von der Regel. Also 500 Käufer.

Rechnen wir auf jedes Exemplar 100 Leser, was gewiß viel zu hoch gegriffen ist, so haben wir 50,000 Leser, Alles in Allem. Unsere Journale beziffere ich im Durchschnitt mit 10,000 Abonnenten, es gibt deren aber mit 40,000, also 10,000 Exemplare und auf jedes wie bei dem Buche nur 100 Leser, gibt eine Million Leser täglich.

Nehmen wir nun an, wir wollen einer Idee Geltung verschaffen, welcher Weg wird der praktischere sein, der, ein Buch zu schreiben und ein für alle Mal von 50,000 Menschen gelesen zu werden, oder jener

in einem Journal täglich aufzutreten und täglich von einer Million gelesen zu werden?

Gewiß der letztere.

Wir sind jetzt an dem Punkte angelangt, den ich gleich anfangs im Auge hatte.

Wer die Entwicklung unserer europäischen Literatur mit offenen Augen unbefangen verfolgt, wird zu dem Resultate gelangen, daß die Literatur immer mehr und mehr in der Tagespresse aufgeht. Sehr wenige von Jenen, welche überhaupt lesen, lesen heutzutage noch Bücher, aber ich möchte darauf wetten, daß ein Jeder eine Zeitung liest.

Aus dieser plötzlichen riesigen Entwicklung des Zeitungswesens entspringen die Mißstände, welche uns täglich in die Augen fallen, und welche ich, eben weil ich meinen Beruf hoch halte, am wenigsten zu leugnen der Mann bin.

Mit einem Male soll der Journalist, der früher ein einfacher Berichterstatter war, Alles in Allem sein, Staatsmann, Militär, Theologe, Jurist, Dichter, Historiker, Geograph, Naturforscher, Musiker und noch vieles Andere. Daher die Oberflächlichkeit, der Phrasendünkel, das Versteckenspielen hinter Gemeinplätzen bei der überwiegenden Masse kleinerer Journale.

Beobachten Sie jedoch die großen Journale, so finden Sie in denselben jetzt schon den Anfang jener neuen Phase des Zeitungswesens und der Literatur, die ich kommen sehe.

Da haben Sie den Politiker, der über Politik schreibt, den Juristen, der aus dem Gerichtssaal berichtet, den Militär, der uns in die Kriegswissenschaft einführt, den Dichter, der die bunten Bilder seines Romans entrollt, den Musiker, der Oper und Koncerte kritisirt, den Historiker, der uns in die Vergangenheit blicken läßt u. s. w.

Denken Sie sich dieses System entwickelt, und Sie haben die Zeitung wie sie einst sein wird, ein Spiegel der Welt, ein Brennpunkt aller Interessen.

Jetzt schon sucht der Maler sein Gemälde in einem illustrirten Blatte zu reproduziren, weil es auf diese Weise bekannter wird, als durch hundert Ausstellungen, sogar die Musik flüchtet sich in die belletristischen Blätter.

Wenn es erst so weit ist mit der Presse, wie es in nicht allzu langer Zeit werden muß, werden alle jetzt mit Recht gerügten Mißstände von selbst verschwinden, die frivole Oberflächlichkeit des allwissenden Journalisten wird der sachgemäßen Auseinandersetzung des Fachmannes weichen. Ja, es wird dann vielleicht

keine eigentlichen Journalisten mehr geben, weil alle Welt Journalist sein wird.

Der Politiker, er mag der Regierung oder irgend einer oppositionellen Partei angehören, wird es dann nicht verschmähen, selbst in dem Blatte seiner Farbe den Leitartikel zu schreiben, die schöne Literatur und die Wissenschaft werden von dem Feuilleton Besitz ergreifen, der Nationalökonom, der Finanzmann werden sich in den Spalten der Journale vernehmen lassen, die Kritik wird nicht, wie es jetzt vielfach der Fall ist, von Leuten geübt werden, die der Schule entlaufen sind, sondern der Literat wird über Poesie, der Musiker über Musik, der Maler über Gemälde sprechen.

Und nun sehen Sie, was ich in diesem Falle Materialismus und Idealismus nenne.

Die Tagespresse beherrscht unser ganzes Leben, sie ist ein Faktor, mit dem man rechnen, eine Macht, die sich nicht mehr wegdisputiren läßt. Diese Macht hat sich aber gleichsam von selbst entwickelt, wie ein Naturprodukt, ohne System und ohne höhere Ziele. Nun schreit alle Welt über die Schattenseiten, die diesem Produkte des allgemeinen Bedürfnisses ankleben, aber Niemand denkt daran, zu helfen, zu veredeln, zu bessern, und doch kann Niemand ohne uns und unsere verdammten Zeitungen sein.

Die Dinge gehen lassen wie sie gehen, schlecht sein mit den Schlechten, unehrlich mit den Unehrlichen, unwissend mit den Unwissenden, das ist es, was ich den Materialismus in der Presse nenne; mit allen Kräften jenes hohe Ziel anstreben, zu dem das Zeitungswesen früher oder später gelangen muß, seinem Berufe Achtung verschaffen, indem man ihn achtenswerth macht, das ist mein Idealismus in der Journalistik, in diesem Sinne wirke ich und habe ich mein Blatt organisirt, und an diesem großen Werke mitzuarbeiten, fordere ich Sie hiemit auf.

Geben Sie Ihre unfruchtbare Thätigkeit auf, werden Sie Journalist, keiner jener Spaltenfüller, deren Gott die Scheere ist, sondern das, was ich den modernen Journalisten nenne, ein Mann, der das Zeug hat, Bücher zu schreiben, aber es vorzieht, täglich von einer Million als allmälig von einigen Tausenden gelesen zu werden, und daher praktisch genug ist, für eine Zeitung zu schreiben, die das ist, was eine Zeitung heutzutage sein soll."

„So ehrend Ihr Antrag ist, Herr Doktor", sagte Andor, „so muß ich Sie doch bitten, mir Zeit zu lassen —"

„Natürlich", lachte Wiepert, „wir Deutsche überlegen ja immer hundert Mal, ehe wir ein Mal handeln.

Also denken Sie nach und recht reiflich, bitte ich, damit Ihnen dann nicht neue Skrupel kommen.

Was mich betrifft, wenn ich einmal meine Hand ausgestreckt habe, ziehe ich sie nicht mehr zurück. Mir sind Sie jederzeit willkommen. Aber überlegen Sie recht reiflich, recht deutsch."

6. Kapitel.

Nach Verdienst belohnt.

Prinzessin Paula bewohnte mit ihrem kleinen Hofstaat einen besonderen Flügel im königlichen Palaste. Sie war gewohnt, sich weder der Etikette noch der Sitte zu fügen, und lebte in der deutschen Residenz ganz so wie sie zu Hause gelebt hatte, nur den oft bizarren Eingebungen ihrer Laune gehorchend.

Es gab nur eine Person, welche einigen Einfluß auf sie hatte, und dies war ihre Milchschwester, zugleich ihre Kammerfrau und ihre Vertraute, die kleine Warinka, die Tochter einer reichen Bäuerin in ihrer Heimat, hübsch, muthwillig und unerschrocken. Das durchtriebene Mädchen hatte es verstanden, mit Hilfe des rothen Scharafans, den sie trug und der die Blicke der ganzen Hofdienerschaft auf sie zog, einen Reitknecht des Königs, der früher bei den blauen

Husaren gedient hatte, den ehrlichen und schmucken Hans Klepfer, zu erobern, und mit Hilfe dieses scheinbar einflußlosen Anbeters beherrschte sie die Intriguen des Hofes.

Es war 11 Uhr Vormittags, die schöne heißblütige Prinzessin hatte ihr üppiges Lager eben in der übelsten Laune verlassen und ließ sich von Warinka frisiren, welche unermüdlich sang und trillerte. Eine Hofdame hatte ein Bouquet überbracht, das vom Prinzen kam, und war dann mit einem tiefen Kompliment verschwunden, die Obersthofmeisterin bewunderte noch mit würdevollem Eifer die herrlichen Rosen, als Prinzessin Paula das Geschenk ihres fürstlichen Anbeters ergriff und zu Boden warf.

Die Obersthofmeisterin erschrak, wie wenn eine Granate neben ihr geplatzt wäre. „Mon Dieu!“ hauchte sie.

„Lassen Sie mich allein,“ herrschte ihr die Prinzessin zu.

Die alte Dame machte eine Reverenz, bei der sie sich fast auf den Boden setzte, genau wie bei einer Cour, und rauschte davon.

„Was hast Du, Warinka“, begann die Prinzessin rasch, „Du hast mir etwas zu sagen.“

Die Kleine nickte. „Es hat heute Früh einen

Auftritt gegeben unmittelbar vor den Hofstallungen, wo der alte König eben zu Pferde stieg, um seinen Morgenritt zu machen", begann sie im Flüstertone, „Herr Wolfgang, der schöne Künstler, der ihre Büste gemacht hat, ist eben von einer Reise zurückgekehrt, es scheint, daß er in unserer Residenz war, es war von Ihnen die Rede, der König schien sehr zornig über das, was Herr Wolfgang ihm erzählte, er stampfte mit dem Fuße auf und fluchte recht von Herzen, wie sie Alle hier fluchen, diese Deutschen."

Prinzessin Paula hatte schweigend zugehört, war aber bis in die Lippen bleich geworden. „Du hast diese Nachricht wohl von Deinem Reitknecht?"

„Ja, von Herrn Klepfer."

„Ist Dein Herr Klepfer verläßlich?"

„Gewiß ist er das."

Die Prinzessin stand auf, um sich an ihren Sekretär zu setzen und einige Zeilen auf ein stark parfumirtes Blatt grünen Papiers zu werfen. Der Duft, den ihr Billet versendete, war genau derselbe, den die kleinen Briefe der Raabe oder Cora Pearl ausströmen. Die Prinzessinen und Gräfinen sind mindestens dem Geruch nach von den Theaterdamen und den Courtisanen nicht mehr zu unterscheiden.

„Diese Zeilen," sagte die Prinzessin, „muß Prinz Theodor noch vor dem Diner erhalten. Sage auch Deinem Herrn Klepfer, daß ich Abends um 9 Uhr ausreiten werde, und daß er mich zu begleiten hat, er allein."

Warinka besorgte die ganze Intrigue vortrefflich. Der Kronprinz erhielt das Billet der Prinzessin einige Minuten vor 12 Uhr. Um 6 Uhr beim Diner gab er Paula einen Wink, der so viel sagte als: ich werde kommen. Um halb 9 Uhr verließ er, nur von einem Adjutanten, auf den er unbedingt zählen konnte, begleitet, in einem Jagdwagen die Residenz. Es lag für Niemanden etwas Auffallendes darin, da der Kronprinz als Phantast galt und bereits die abenteuerlichsten Dinge ausgeführt hatte. Um 9 Uhr galoppirte Prinzessin Paula, von dem Reitknecht Klepfer gefolgt, aus dem Schlosse. Auch darin lag nichts Auffallendes, denn die Prinzessin hatte vor Kurzem erst bei Vollmond um Mitternacht ein Pferd für sich satteln lassen.

Eine Stunde später stieg sie an dem Rande des Waldes, der das königliche Jagdschloß Hubertusburg umgab, ab, ließ den Reitknecht mit den Pferden und ihrer Reitschleppe, die sie an dem Gürtel angeheftet und jetzt abgeworfen hatte, zurück, zündete sich mit

Hilfe des Herrn Klepfer eine Cigarette an und schritt dann, über dem hochgeschürzten grauen Kleide in eine goldgestickte, rothe türkische Jacke gekleidet, rasch in das schwarzgrüne Dickicht hinein. Der abnehmende Mond, von dem noch ein kleines Stück, das wie eine zerbrochene goldene Schale aussah, an dem sternbesäeten Firmament glänzte, beleuchtete ihren Weg.

Hoch oben über den dunkeln ruhigen Wipfeln der Tannen stand auf einem mit allerhand Gesträuch bewachsenen Hügel eine kleine Hütte aus Baumrinde.

Hier erwartete sie der Kronprinz.

Als die Prinzessin mit ihrer Reitgerte an die Thüre klopfte, sprang diese wie von unsichtbaren Händen geöffnet auf, sie schlüpfte rasch in das trauliche Dunkel, in dem es so wunderbar nach Harz und Waldblumen roch.

Die Thüre fiel hinter ihr in das Schloß, zwei männliche Arme umschlangen sie — — —

Am folgenden Morgen meldete die Oberstthofmeisterin der Prinzessin den Besuch des Königs. Die schöne Langschläferin beeilte sich, Toilette zu machen und als Seine Majestät in einer ziemlich abgetragenen Uniform, mit den großen Sporen klirrend hereinkam, eilte sie ihm entgegen, ihm mit

trefflich affektirter Herzlichkeit beide Hände entgegenstreckend, aber der alte, gerade, kurz angebundene Mann nahm sie nicht, diese schönen durchsichtigen Hände, sondern heftete einen strengen, bösen Blick auf die Prinzessin.

„Schöne Geschichten erfahren, Prinzessin," begann er barsch, „weiß Alles. Ganzer Roman. Kümmert mich nicht weiter. Wollte nur anfragen, wann Sie abzureisen gedenken?"

Prinzessin Paula trat einen Schritt zurück, warf das stolze schöne Haupt in den Nacken und blickte dem König groß und furchtlos in's Auge. Nur ihre bebenden Lippen verriethen ihre innere Bewegung. Jetzt war sie nicht mehr die zärtliche Heuchlerin von vorhin, jetzt war sie ganz sie selbst. „Ich werde nicht reisen, Majestät."

„Und warum nicht?"

„Weil ich hier bleiben und Ihrem Sohne, dem Kronprinzen, meine Hand reichen werde."

„Unsinn. Aus der Heirat wird nichts."

„Ich sage Ihnen aber, Majestät, daß der Kronprinz mich heiraten wird, daß er mich heiraten muß, sonst ist er ein Ehrloser."

„Hm! So weit schon, hätte mir's denken können, liegt im Blut."

„Und Sie werden die Hochzeit beeilen müssen, Majestät, damit es nicht zu spät wird und es keinen europäischen Skandal gibt."

„Hm! Mir kann's recht sein," sagte der König, die Achseln zuckend, „nur dauert mich mein armer Theodor. Aber er wollte es so. Mich hätten Sie nicht so leicht unter gekriegt, Prinzessin, mich nicht. Aber die Männer von heute! — ein miserables Geschlecht. Guten Morgen." —

Es gab noch einen heftigen Auftritt zwischen Vater und Sohn, dann fand die Hochzeit des Kronprinzen mit der Prinzessin Paula, und zwar mit allem jenen Glanze, den der alte König bei solchen Gelegenheiten zu entfalten liebte, statt. Vor ihrer Vermälung war die Prinzessin zur katholischen Kirche übergetreten, und zwar aus eigenem Antrieb und in Folge kluger Berechnung. Jeder ihrer Schritte verrieth jetzt die künftige Königin, welche sich bei Zeiten darauf vorbereitet, nicht blos den Thron zu besteigen, sondern zu regieren.

Nicht ohne Absicht ließ der alte König an dem Vermälungstage unter andern Auszeichnungen, die bei dieser Gelegenheit verliehen wurden, in der Regierungszeitung die Ernennung Wolfgang's zum Director der königlichen Gemäldegalerie publiziren.

Warinka brachte ihrer Herrin das Blatt, und diese wurde blutroth, als sie die Phrase las „um den Bildhauer Wolfgang für geleistete ersprießliche Dienste nach Verdienst zu belohnen" u. s. w.

„Gut, sehr gut," murmelte die Prinzessin, „auch ich will ihn nach Verdienst belohnen." Dann sprang sie auf und fächelte sich mit ihrem Taschentuche. „Oeffne die Fenster, Warinka," befahl sie, „es ist unerträglich heiß hier."

Ein tödtlicher Haß gegen Wolfgang hatte die Prinzessin erfaßt, ein Haß, der nach Rache verlangte, nicht im Sinne unserer Höfe, wo man mit einem ungnädigen Stirnrunzeln straft, oder mit dem „wohlverdienten Ruhestande," sie hätte ihn am liebsten auf der Stelle niederhauen lassen. Ihre despotische Natur bäumte sich dagegen auf, diesen Menschen, der sie beleidigt, der sie verrathen hatte, schonen zu müssen. Sie wußte aber, daß, was vielleicht noch in Rußland möglich schien, in dem übrigen Europa, vor Allem in Deutschland, nicht mehr ausführbar war. Sie entschloß sich daher zur Geduld, zum Aufschub, aber wahrhaftig nicht zur Vergebung.

Indeß schien ihr der Zufall günstig, denn als sie eines Tages, von ihrer Oberhofmeisterin und einem Hofbedienten begleitet, die breite Marmor-

treppe herabstieg, in der Absicht, auszureiten, kam Wolfgang eben die Stufen herauf.

Als er sie sah, blieb er wie ein Soldat beim Befehl, den Hut in der Hand, den Rücken gegen das Geländer, stehen, um sie in dieser ehrerbietigen Stellung vorbei zu lassen.

Die Prinzessin aber, welche die Schleppe ihres sammtenen Reitkleides auf dem linken Arm trug, blieb stehen und sagte zu ihrer Begleiterin: „Voilà ce miserable," dann erhob sie blitzschnell ihre Reitpeitsche und schlug Wolfgang zwei Mal rasch nacheinander in das Gesicht, so daß ein scharfgezeichnetes blutrothes Kreuz auf demselben zurückblieb.

Der unglückliche Galeriedirektor machte, gewiß unabsichtlich, denn er war jetzt sehr loyal, eine Bewegung, als wollte er der Prinzessin die Reitpeitsche entreißen, aber der Hofbediente sprang dazwischen und hielt ihn fest.

Die Prinzessin maß den Mißhandelten noch mit einem Blicke unsäglicher Verachtung und ging dann langsam die Treppe hinab, ihre Augen leuchteten, sie athmete leichter. „O! wie mir jetzt wohl ist," sagte sie, „unendlich wohl."

Die Obersthofmeisterin war indeß einer Ohnmacht nahe.

Wolfgang verlangte Audienz bei Könige und beklagte sich, der alte Herr lachte.

„Liegt im Blute, nichts zu machen. Soll die Prinzessin zum Profoßen schicken? He? derlei kleine Liebesbeweise darf man schönen Frauen nicht übel nehmen. Die Lola Montez hat es gerade so gemacht. Haben Gelegenheit, darüber nachzudenken, welcher Unterschied heutzutage zwischen Prinzessin und Tänzerin. Hm! eine garstige Welt das, wissen Sie was, werde Ihnen einen Orden geben. Gutes Pflaster das auf jede Wunde. Sehen ja rein aus wie mein Tiger im Thiergarten. Sollen den Schwertorden haben. Guten Morgen."

Wolfgang, den die Gardeoffiziere seitdem den Linirten nannten — Offiziere sind ja immer witzig, und die Gardeoffiziere ganz besonders — erhielt in der That den Schwertorden dritter Klasse und bald eröffnete sich ihm eine gegründete Aussicht auf eine neue Auszeichnung dieser Art.

Es wurde nämlich eine Kriminalklage gegen den neuen Galeriedirektor eingereicht, mysteriöse Notizen in den Zeitungen, die Gott weiß wer veranlaßt hatte und die einen jener modernen Prozesse bei verschlossenen Thüren in Aussicht stellten, erregten Aufsehen und Empörung in allen Klassen der Bevölkerung,

denn wer benützt nicht eine solche Gelegenheit, um seine Tugend in den glänzendsten Farben schillern zu lassen. Der Kronprinz verlangte von seinem Vater die Entfernung Wolfgang's von seinem Posten.

„Hm!" machte der alte König, „also darauf abgesehen. Müssen warten, bis Gericht entschieden. Auffallend übrigens, daß Kläger der Dienerschaft der Frau Kronprinzessin angehört und dessen Tochter, welche das Opfer sein soll, reiches Cadeau erhalten, will nicht untersuchen von wem, soll auch ausgestattet werden, wenn sie ihren Leibjäger heiratet. Hm!"

Wirklich gelang es Wolfgang, durch eine Reihe unverdächtiger Zeugen zu beweisen, daß er zu der Zeit, wo er das Verbrechen im königlichen Schlosse begangen haben sollte, gar nicht dort, sondern an einem ganz anderen Orte gewesen war.

Er wurde schuldlos gesprochen, aber es blieb trotzdem ein Makel an ihm haften, den zwar Niemand definiren konnte, der ihm aber doch die Thüren der meisten vornehmen Salons, in welchen er bisher gern gesehen war, für immer verschloß. Auch Gräfin Bärnburg benützte diesen Moment, um sich von Wolfgang, der ihr längst zur Last geworden war, zu befreien.

Zwei Monate nach dieser skandalösen Affaire starb

der alte König und Prinzessin Paula bestieg an der Seite ihres Gemals, des Prinzen Theodor, den Thron.

Die erste Regierungshandlung des neuen Königs, oder eigentlich der jungen Königin, bestand in der Absetzung Wolfgang's, welcher sich mit einem Male aus den sonnigen Höhen königlicher Gunst in den Schmutz und das Elend seiner früheren Existenz herabgestürzt sah.

Er hatte bereits wiederholt den Entschluß gefaßt, sich zu tödten, und denselben zum vierten Male wieder aufgegeben. Daran, sich durch sein Talent und seine Arbeit eine geachtete Stellung zu schaffen, hatte er keinen Augenblick gedacht — als ein vornehmer Russe von bekanntem historischen Namen, der seine Entlassung in einer Zeitung gelesen hatte, ihn in der schmeichelhaftesten Weise einlud, nach Rußland zu kommen, ihm dort eine namhafte Stellung verhieß, und sich sogar erbot, ihm Reisegeld zu senden. Nun warf sich Wolfgang wieder in die Brust, sprach von Hofkabalen, die nicht im Stande wären, den Mann von Talent und Ruf für die Dauer zu begraben, und reiste, nachdem ihm von Petersburg aus eine bedeutend Summe bei einem Bankier angewiesen worden war, voll der stolzesten Hoffnungen ab.

Königin Paula verstand es aber nicht allein, sich nach Herzensluſt zu rächen, sondern auch klug zu belohnen. Hans Klepfer, der Reitknecht wurde zum Stallmeiſter ernannt und heiratete Warinka, welche eine Ausſteuer erhielt, um die ſie manche arme Comteſſe beneiden konnte.

Die Klugheit der ſchönen Majeſtät beſtimmte ſie auch, ſich von allem Anfang an als treue Tochter der Kirche zu geben. Warum auch nicht? Galt Lukretia Borgia nicht auch als fromm?

Die Kirche, die ſich ſo intolerant zeigt gegen die Wiſſenſchaft und die großen Wahrheiten, welche der menſchliche Geiſt entdeckt hat, war zu allen Zeiten ſehr nachſichtig für die Paſſionen fürſtlicher oder vornehmer Frauen.

Die Königin beſuchte die Predigten des Mönches Hasfege und machte den ſchönen Fanatiker zu ihrem Beichtvater, ſie begünſtigte alle frommen Vereine und ermunterte die adeligen Damen, welche für den bedrängten Pabſt den Peterspfenig an der Kirchenthüre einſammelten.

Die Frömmigkeit kam mit einem Male in die Mode, es galt als ſchlechter Geſchmack, ſich zu den freien Anſchauungen der Neuzeit zu bekennen, und auch die Moral gelangte wieder zu Ehren.

Die Königin hatte die Statuen der Galerie mit einem schrillenden fi-donc verurtheilt, die Folge davon war, daß alle die hellenischen Götter, die römischen Helden und Fechter große Feigenblätter aus Blech erhielten. Es geschah nun freilich beinahe täglich, daß irgend ein kleines Mädchen seine prude Mama in Verlegenheit setzte, indem es auf das erste beste Feigenblatt mit dem weißen Finger deutete und laut fragte, was denn hinter demselben verborgen sei? Sonst waren die Kinder ruhig vorübergegangen, aber die Kleinen sind nun einmal so schrecklich naiv und neugierig.

Nun wurden die Feigenblätter zur Leidenschaft aller eleganten Damen. Wie es Amerikanerinen gibt, die ihren Klavieren, des Anstandes wegen, Hosen anziehen, so begnügten sie sich nicht damit, ihren Statuetten Feigenblätter aus grünem Papier zu geben, sie lasen nur Bücher mit Feigenblättern, jede ihrer Bewegungen, jedes ihrer Worte trug ein Feigenblatt, und es war nur zu erstaunen, daß sie ihren Schooßhunden nicht auch Feigenblätter gaben.

„Die religiöse Bewegung unserer Zeit," sagte Wiepert bei dieser Gelegenheit in seiner Zeitung, „entspringt unstreitig aus dem Bedürfniß der Masse

nach Idealen, welche ihr von dem niederen Materialismus schroff und spöttisch versagt werden, aber Jene, welche diese Bewegung leiten, die Herren mit den langen Stammbäumen, die Damen mit den rothsammtenen Gebetbüchern, vor Allem aber die Priester und Kirchenfürsten verfolgen dabei, vielleicht ohne Ausnahme, dieselben Zwecke, wie andere Spekulanten unserer Zeit. Für diese ist die Religion, was jenen die Börse ist. Auch sie kämpfen um Macht und Reichthum, nur daß Syllabus und Litanei die Stelle des Courszettels vertreten."

Auch die schöne Majestät verstand es, die Religion bei ihren Absichten zu Hilfe zu nehmen, ohne jedoch nur einen Augenblick daran zu denken, ihre Wünsche, Leidenschaften und Handlungen den Geboten derselben unterzuordnen. Das mag der arme Arbeiter, der rohe Bauer so ernst nehmen.

Als eines Tages auf verborgenen Umwegen ein Schreiben jenes vornehmen Mannes eintraf, welcher Wolfgang nach Rußland gelockt hatte, erbrach es Königin Paula mit einer Hast, die bei einem Marchande-des-modes-Mädchen unanständig gewesen wäre, und las mit einem Blicke, aus dem die ganze Zufriedenheit gesättigten Hasses leuchtete.

Man meldete ihr, daß Wolfgang in Rußland

als politischer Emissär verhaftet worden sei und sich bereits auf dem Wege nach Sibirien befinde. Sie ließ den schönen weißen Arm mit dem Briefe sinken und stieß ein kurzes böses Lachen aus, das weder königlich noch christlich klang.

7. Kapitel.

Das Regenbogenschüsselchen.

Es war Nacht, als Hanna auf der Eisenbahnstation ausstieg, in deren Nähe das dem General Mardefeld gehörige Gut Kranichsfeld lag. Ein alter Kutscher mit grauem Schnauzbart, welcher sehr verwittert aussah und sich genau so gerade hielt, wie einer jener eisernen Ladstöcke, welche bald zur Mythe geworden sein dürften, nahm ihr Gepäck in Empfang und führte sie zu einer Art kleinem Milchwagen, in dessen Tiefe er ihren Koffer warf. Sie selbst mußte mit ihm auf dem schmalen Brette sitzen, das als Bock diente.

„Hätten auch einen bequemeren Zug wählen können," schnaubte der Ladstock im Fahren.

„Für mich war er bequem und das genügt," sagte Hanna.

Der Schnauzbart gerieth in heftige Bewegung,

alle seine starken grauen Haare sträubten sich wie die Nadeln eines Igels, aber er begnügte sich, das resolute Frauenzimmer von der Seite anzusehen und seine Pfeife anzuzünden.

„Man fragt doch erst, ob man rauchen darf," warf Hanna sehr imposant hin.

Der alte Soldat, denn das war er in der That, drehte sich ganz um und starrte Hanna in's Gesicht, als sie aber seinen halb grimmigen, halb spöttischen Blick mit ihren großen verständigen grauen Augen gelassen aushielt, steckte er die Pfeife wieder ein. Er zog es vor, nicht zu rauchen, als die fremde Gouvernante um Erlaubniß zu bitten. „Der General wird seine Freude haben," murmelte er wie aus einem Kellerloch heraus, „liebt die Subordination gar nicht, der General, liebt sie nicht."

„Der General ist der General und Sie sind der Kutscher," erwiderte Hanna.

Der Ladstock hob seine Peitsche und schlug die Pferde, obwohl kein Anlaß dazu war. Mit dieser ungerechten Handlung schloß die Unterredung.

Eine Andere hätte in Hanna's Lage den Kutscher ausgefragt und sich danach ihr Benehmen gegen den General und die übrigen Hausgenossen eingerichtet, eine minder Klügere hätte dies gethan, aber Hanna

hielt fest daran, sich nichts zu vergeben, Jeden fern zu halten und Allen zu imponiren.

Sie wußte, daß man immer so behandelt wird, wie man seine Ansprüche stellt, und überdies verließ sie sich, was ihre neue Umgebung betraf, ganz auf ihren scharfen Blick und ihren durchdringenden Verstand. Sie war thöricht und unwissend in Allem, was über das Leben des Tages emporragte, aber so weit sie mit ihren schönen, klaren, grauen Augen sah, sah sie richtig. Kein philosophischer oder poetischer oder gar sentimentaler Nebel legte sich ihr vor die Dinge und Menschen, Alles erschien ihr so, wie es wirklich war.

Nach kurzer Fahrt verließ der kleine Wagen die Landstraße und bog in eine Allee von hohen Pappelbäumen, am Ende derselben lag das Schloß, wie es die Leute nannten, ein neues geräumiges Haus mit rothem Dach, einem Balkon, Park und weitläufigen Wirthschaftsgebäuden im Hintergrunde. Der General hatte für seine Verdienste im letzten Kriege eine Dotation erhalten und davon Gut und Herrschaftshaus gekauft.

In der Thüre stand, als Hanna vom Wagen sprang, eine ältliche Frau, die sehr dick war, schwer athmete, eine Laterne in der linken Hand und die rechte über den blinzelnden Augen hielt.

„Sind Sie endlich da?“ fragte sie.

„Ich denke früh genug“, gab Hanna zurück und zwar sehr von oben herab, „der General wird meiner wohl heute nicht mehr bedürfen.“

Die dicke Frau wußte nicht, was sie sagen sollte.

„Mit der da kommen Sie nicht auf,“ sprach der Kutscher halblaut, „kommen nicht auf, Madame Breuner.“

Die Madame stemmte den Arm in die Seite, als wollte sie sagen: Nun wir werden ja sehen. „Sie denken wohl, daß wir ein Nachtmahl für Sie aufgehoben haben, was?“ fragte sie, Hanna die Treppe in den ersten Stock hinaufführend, „aber der Herr General sind sparsam und der Dienst beginnt wohl erst morgen.“

„Der General ist im Recht, wenn er sparsam ist,“ sagte Hanna, „alle klugen Leute sind es heutzutage, übrigens habe ich reichlich zu Nacht gegessen. Wo ist mein Zimmer?“

„Hier.“ Die dicke Frau schloß die Thüre eines großen Gemaches auf, in das der Kutscher den Koffer stellte, während sie selbst die Kerze, welche auf dem Nachtkasten stand, anzündete. „Brennen Sie nicht zu lange Licht, der Herr General liebt es nicht.“

„In meinem Kontrakt steht Holz und Licht," entgegnete Hanna, „ich werde also Licht brennen, so lange es mir gefällt. Ich brauche Sie nicht weiter, gute Frau, Sie können gehen."

„Wäre so auch nicht geblieben," schnarrte Madame Breuner, klapperte mit ihren Pantoffeln eilig davon und schloß die Thüre kräftig zu. Sie hatte nur deshalb ihren umfangreichen Körper so angestrengt und es sich sogar einige Schweißtropfen kosten lassen, weil sie es um Alles in der Welt nicht zugegeben hätte, daß die neue Gouvernante, die in ihren Augen nur eine etwas anspruchvolle Dienerin war, das letzte Wort behalten hätte. Sie verließ dieselbe auf das höchste beleidigt, und zwar nur in Folge des ehrlichen Wörtchens „gut."

„Gute Frau," hatte Hanna sie genannt. Wie kommt es, daß wir uns so sehr dagegen empören, wenn man uns für „gut" hält?

Hanna sperrte ihr Zimmer ab und athmete auf.

Sie war allein in einem großen Viereck, dessen Wände mit Kupferstichen, Schlachten aus den Befreiungskriegen darstellend, geschmückt und dessen Fenster mit grünen Vorhängen verhängt waren.

An einer Wand stand ein altmodisches Bett, an einer andern unter einem Spiegel in Holzrahmen

eine hundertjährige Kommode, an der dritten zwischen zwei Fenstern ein mindestens halb so altes Sopha, das aber trotzdem ein Leinwandkleid anhatte, so grob wie ein Büßerhemd. Die vierte Wand, in der sich die Thüre befand, stand leer. Vom Ofen herab blickte ein Blücher in Gyps, hoch zu Roß, mit abgeschlagener Nase, seine Rechte, die in der bekannten gebietenden Stellung, Waterloo-Attitude, ausgestreckt war, hielt ein graues, sehr schmutziges Sacktuch. Es fiel Hanna um so mehr auf, als der Held keine Nase hatte, wozu brauchte er also ein Sacktuch? Sie sah näher zu und es zeigte sich, daß das Sacktuch das Gewebe einer Spinne war, das beim Fegen der Decke an der Hand Blücher's hängen geblieben war.

Hanna packte aus, räumte Wäsche und Kleider in die Kommode und ging dann zu Bett. Als sie das Licht verlöscht hatte, stand hinter dem Sopha eine weiße Gestalt, das kluge, praktische Mädchen erschrack indeß keinen Augenblick, sie erinnerte sich gleich, daß sie an dem Fensterhaken ihr weißes Kleid aufgehängt hatte und wenn sie sich dessen nicht erinnert hätte, wäre sie eben so ruhig geblieben.

Sie lag, ehe sie einschlief, lange Zeit auf dem Rücken, die Arme im Nacken verschlungen und sann nach. Ihre Gedanken stiegen trübe und unfreundlich

um sie herum auf, wie Herbstnebel nach einem Regentage und hüllten sie ein, sie dachte mit Bitterkeit nach Hause, an ihre Mutter. Dann schwor sie Andor von neuem Liebe und Treue, mit einer Leidenschaft und unter so viel Thränen, wie wenn Sie Furcht gehabt hätte vor sich selbst und sich zu einer Festigkeit für die Zukunft ermahnen wollte, an der sie jetzt schon verzweifelte.

Früh am Morgen erwachte sie aus unruhigen Träumen durch den schrillen Ton einer Glocke, welcher das Haus durchzitterte, und beeilte sich so sehr, Toilette zu machen, daß Madame Breuner sie mit der lakonischen Meldung, „Zeit aufzustehen," bereits vor ihrer Kommode damit beschäftigt fand, stehend einen Brief an Andor zu schreiben.

„Sie sehen, daß mir ein Tisch fehlt," bemerkte Hanna.

„Wünschen sonst noch was?" erwiderte die Madame gereizt.

„Wenn ich etwas haben will, gute Frau, werde ich es schon sagen."

Wieder gute Frau!

„Ich bin nicht so gut wie Sie glauben," sagte die dicke Frau, die Augen zusammenziehend, so daß dieselben ganz klein und tückisch wurden.

„Ich weiß nicht," gab Hanna zur Antwort, „ich finde, daß Sie gut sind."

Das war zu viel für die dicke Madame, sie bekam einen Erstickungsanfall. Nachdem sie denselben überwunden hatte, wurde sie um einen halben Kopf größer.

„Tisch habe ich keinen für Sie," sagte sie majestätisch, „wenn aber zum zweiten Male geläutet wird, so geht man zum Frühstück, ebener Erde, gegen den Garten zu."

Als das zweite Glockensignal ertönte, blickte Hanna noch einmal in den Spiegel, ohne aber dabei zu lächeln, wie dies die meisten jungen Damen thun, sondern so streng, wie ein alter Soldat, der noch einmal sein Gewehr prüft, ehe er in das Feuer geht. Es war Alles in Ordnung, sie stieg rasch die Treppe hinab und hatte die Genugthuung, die Erste in dem großen Speisezimmer mit der langen Tafel, den hohen Rohrsesseln und der großen Wanduhr zu sein.

Kaum war sie da, blickte ein dunkler Kinderkopf durch die Thüre herein und verschwand wieder, um in wenigen Minuten an der Seite eines großen kräftigen Mannes, in den Fünfzigen, zurückzukehren, dessen Kopf an den breiten Schultern festgeschraubt schien, es war dies ein richtiger Soldatenkopf ohne

übermäßig viel Geist oder Schwung in den derben knolligen Zügen, denn die Barbarei des Krieges läßt die edlere Menschlichkeit nicht aufkommen, aber voll Entschiedenheit, ein Kopf, den man am besten aus einem Erdapfel hätte ausschneiden können, Marmor wäre für ihn skurill gewesen. Das kurze, dunkelblonde Haar wollte sich nicht mehr recht zur Stirne herabstreichen lassen, ein starker, um eine Schattirung hellerer Schnurrbart beschattete ein Paar voller Lippen.

Hanna ging den Beiden einige Schritte entgegen und sprach: „Ich bin die Erzieherin, welche Sie erwarten, Herr General."

Der große Mann überflog mit seinen hellen, tiefliegenden Augen Gestalt und Gesicht des schönen Mädchens und machte eine Miene, die beiläufig sagte: Du bist nicht die Erzieherin, die ich erwartet habe, ich war auf eine hagere, bleichsüchtige Dame, mit blonden Locken, mit sehr viel Sommersprossen und Augen, die ohne Brille unablässig blinzeln, gefaßt, Du aber, Du bist frisch und blühend wie eine Rose.

„Wer sagt Ihnen, daß ich der General bin", erwiderte er dann mit einer Stimme, welche etwas vom Trompetentone an sich hatte.

„Ich habe Ihr Bild in einer illustrirten Zeitung

gesehen", sprach Hanna bescheiden, sie hatte es nämlich nie gesehen, aber der Einfall war gut und übte genau die Wirkung, welche sie ihm zutraute.

Der General lächelte. Er wies Hanna einen Stuhl an und nahm dann erst selbst Platz. „Hier ist meine Tochter Clarisse", sagte er, auf das zwölfjährige Mädchen deutend, daß zitternd neben ihm stand. Es war in namenloser Verlegenheit, da es nicht den Muth hatte, sich der neuen Erzieherin zu nähern, und es noch weniger wagte, sich an den Vater anzuschmiegen.

„Vorwärts."

Clarisse, welche sehr schwächlich und engbrüstig war und deren grünliches Gesichtchen durch den Ebenholzglanz ihrer schwarzen Haare und ihrer großen dunkeln Augen nur noch krankhafter wurde, kam näher, machte einen Knix und sah Hanna an, als bäte sie: Mach ein Ende mit mir! Hanna nahm sie lebhaft bei der mageren Hand, zog sie an sich, küßte sie aber nicht, wie dies gewöhnlich geschieht, diese Art Heuchelei widerstrebte ihr.

„Wir werden uns gut verstehen, nicht wahr?" sagte sie.

Die Kleine blickte in den Schooß ihrer neuen Tyrannin und ging dann zu ihrem Sitz.

Ein Bedienter in maikäferbrauner Livrée brachte auf silberner Platte das Frühstück, Kaffee und kleine Schnittchen Bäckerei. Frau Breuner erschien in weißer Haube und Schürze und schenkte ein. Ein Jedes bekam eine Tasse und eine Schnitte. Der General war sparsam.

„Ich hoffe, es ist Alles in Ordnung in Ihrem Zimmer", fragte der General. Er sah Hanna dabei in einer Weise an, welche jeden Widerspruch unmöglich machte, aber Hanna wagte das Unmögliche.

„Nicht ganz", gab sie zur Antwort, „mir fehlt ein Tisch, ich habe es bereits der guten Frau hier gesagt."

Die gute Frau wurde blutroth.

„Tisch hineinstellen, Madame, verstanden?"

„Sehr wohl."

„Sehr hübsch so ein weißes Kleid", sagte der General nach einer Pause, auf Hanna's Toilette blickend, „aber das Waschen kostet viel Geld."

„Ich trage im Sommer stets weiße Kleider", sagte Hanna, „ich werde sie indeß außer Hauses waschen lassen."

Der General runzelte die Stirne. „Sprechen wir jetzt von Clarisse", sagte er kühl, „ich will Ihnen kurz meine Erziehungsmethode andeuten. Ich liebe

in Allem das Sachliche, Knappe, verabscheue die vielen Worte und dulde keine Romantik, keine Gefühle, überhaupt nichts Weibisches. Da mir meine seelige Frau keinen Sohn geschenkt hat, erziehe ich Clarisse wie einen braven Knaben. Es soll nichts an ihr aufkommen von all den Grimassen unserer Damen, verstehen Sie. Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper, das ist das Beste, was man seinem Kinde geben kann. Richten Sie sich darnach."

„Ich werde mir alle Mühe geben, Ihren Absichten zu entsprechen, Herr General", gab Hanna mit ruhiger Verständigkeit zur Antwort, „aber ich bitte es mir zu überlassen, in welcher Weise ich zu dem Ziele gelange, das Sie mir stecken. Die Erziehung darf noch weniger als der Unterricht etwas Todtes an sich haben, Soldaten, welche nichts weiter sein sollen, als lebendige Maschinen, können nach der Schablone gedrillt werden, aber Menschen, die ihre Individualität behalten sollen und müssen, denn der Versuch, sie ihnen zu nehmen, bringt stets Unheil, wollen erzogen werden nach ihrer Eigenthümlichkeit, und können auch nicht unberührt bleiben von jener ihres Erziehers. In dem lebendigen Kontakt dieser Beiden besteht der beste Theil der Erziehung. Lassen Sie mich also Clarisse erst kennen lernen, und wenn

ich sie kenne, so verfahren, wie es ihrem und meinem Wesen entspricht. Fragen Sie dann nach den Ergebnissen, täglich, ja stündlich, Herr General, aber diktiren Sie uns nicht die Methode, wenn etwas werden soll, was Ihnen Freude macht. Ich glaube nicht, daß es eine gute oder schlechte Erziehungsmethode gibt, wohl aber gute und schlechte Erzieher."

„Und Sie nennen schlechte Erzieher?"

„Solche, welche die Eigenthümlichkeit zu tödten, zu vernichten suchen, statt sie einfach zu entwickeln und zu vervollkommen."

Der General dachte nach. „Können Recht haben."

Nach dem Frühstück bekam Hanna indeß gleich einige Proben von der Methode des Generals zu sehen.

Da kam zuerst der Bediente, der früher bei den Gardegrenadieren gedient hatte. Clarisse hing Patrontasche und Bajonnet um, nahm ein kleines Gewehr und stellte sich auf dem kleinen Kiesplatze hinter dem Hause auf, gehorsam wie ein Soldat, der bereits Jahre lang bei der Truppe ist. Der Exerziermeister sah sehr martialisch aus und donnerte die Kommandoworte, wie wenn sie von einer ganzen Brigade vernommen werden sollten, Clarisses zartes nervöses Gesichtchen dagegen schien so unglücklich und ihre

dunklen Augen blinzelten unaufhörlich im grellen Sonnenlichte.

Nach dem Exerziermeister kam der Reitknecht und führte einen schwarzen Pony vor, den die arme Kleine mit sichtlicher Angst und Widerwillen bestieg. Neben dem Hause war ein Kiesplatz mit Barieren eingefaßt. Hier wurde die Reitstunde gehalten. Jedesmal wenn der Reitknecht das Pferd stark traben ließ, zeigten sich zwei große hektische Rosen auf den Wangen der Kleinen und wenn sie das Pferd auf Kommando parirte, legte sie das magere Händchen rasch an das klopfende Herz. Hanna besaß kein weiches Herz, aber das Kind dauerte sie doch, sein Auge blickte oft umher, als suche es Hilfe, als suche es Rettung, und blieb endlich an dem blauen Himmel haften, als fände es auf der weiten Erde Niemand, der Mitleid mit ihm hätte.

Das Aergste kam indeß erst am Abend, als die kleine Clarisse, die sich vor dem Wasser fürchtete, in dem kleinen Teiche, welcher im grünen Dickicht des Parkes lag, Schwimmunterricht nehmen sollte.

Es war empörend anzusehen, wie das Kind am ganzen Leibe bebend auf dem Sprungbrett stand, wie es bleich wurde und weinte und sich nicht entschließen konnte zu springen und wie dann der General kam und es hinein warf, gleich einem jungen Hunde, und

Clarisse erst athemlos emportauchte, sich an einem Bäumchen, das seine Aeste zu dem feuchten Spiegel niederneigte, krampfhaft festhielt und dann zu schreien begann, wie eine Wahnsinnige.

„Herr General," sagte Hanna leise zu dem tyrannischen Mann, „wenn Sie das Kind nicht krank, nicht unglücklich machen wollen für's Leben, so gestatten Sie mir, für heute der Sache ein Ende zu machen. Mit Gewalt ist bei diesem Kinde nichts auszurichten, ich verspreche Ihnen, daß Clarisse morgen ohne Widerstand in das Wasser gehen wird."

„Sie versprechen viel —"

„Nicht mehr, als ich halten werde, aber quälen Sie das Kind nicht länger."

Hanna eilte zu Clarisse hin, welche immer noch an den Zweigen hing, und zog sie heraus, ohne Rücksicht auf ihr Kleid, das dabei naß wurde. „Du wirst heute nicht schwimmen, mein Kind," sprach sie dabei, „Du bist in Angst, das könnte Dich krank machen."

Die Kleine sah sie mit ihren großen Augen an so recht erstaunt. Sie hatte noch nie ähnliche Worte vernommen, dann schlang sie ihre mageren Arme um Hanna's Hals und begann heftig zu weinen. Hanna selbst kleidete sie an und kniete vor ihr, um ihr Strümpfe und Schuhe anzuziehen.

„Nicht wahr, Clarisse darf von heute an bei mir schlafen, Herr General, sie wird dann ruhig sein und mir schön folgen."

„Ach ja! Papa, laß mich bei dem Fräulein schlafen," flehte das Kind, „ich werde gewiß folgsam sein," und sie hielt Hanna fest, als fürchte sie, sie könne ihr entfliehen.

„Wollen's versuchen," wetterte der General, „aber wenn sie mir morgen nicht in's Wasser geht!"

„Sie wird, Herr General, gewiß wird sie."

Clarisse schien sich seit dieser Stunde von Hanna nicht mehr trennen zu wollen, sie saß beim Abendbrod nahe, ganz nahe bei ihr und hielt ihre Hand mit ihren beiden umklammert. Ihr Bett war in Hanna's Zimmer gestellt worden, an die leere Wand. „Ich möchte bei Ihnen schlafen," sagte die Kleine schüchtern, als sie zur Ruhe gingen. Hanna besann sich keinen Augenblick, sondern rückte das kleine Bett selbst rasch neben das ihre.

Als sie am Morgen wach wurde, hatte das Kind sein Köpfchen an ihrer Schulter gebettet.

Hand in Hand kamen sie zum Frühstück. „Sie wirken ja Wunder," sagte der General, „Clarisse sieht heute ungleich besser aus."

Als der Exerzirmeister erschien, rief Hanna: „Nun

soll es lustig werden, Clarisse, auch ich will unter die Soldaten gehen. Geben Sie mir auch ein Gewehr oder einen Stecken."

Der Bediente blickte auf den General, und erst als dieser mit den Augen winkte, kam er mit Gewehr, Bajonnet und Patrontasche heran. Als Hanna fröhlich zugriff, kam auch in die Kleine Leben und Freude an der Sache, noch nie hatte sie mit so heiterer Miene auf dem Kiesplatz Stellung genommen, und als erst Hanna anfing, sich recht ungeschickt zu stellen, bei Griffen sowohl als Wendungen, und immer wieder sagte: „Clarisse kann das alles besser als ich, sie ist aber auch schon ein alter Soldat!" da strahlte die Kleine nur, und der alte Exerzirmeister schmunzelte und der General sah mit zufriedenem Lächeln zu. Als es zum letzten Male hieß: Ruht! rief Hanna: „Nun wollen wir zusammen reiten, nicht, Clarisse?" Die Kleine nickte lebhaft.

Der General, welcher auf die Absichten der neuen Erzieherin auffallend rasch einging, befahl, die braune Stute, welche seine Frau geritten hatte, zu satteln, und sagte dann: „Ich selbst werde die Longe führen, muß wieder einmal versuchen, ob ich noch in der Schule zu Hause bin."

Auch die Reitlektion ging diesmal vortrefflich,

der General nahm Hanna scharf in die Arbeit, aber sie zeigte sich so unerschrocken und ging so rasch auf jeden Wink ein, daß er nur selten etwas zu tadeln fand. Clarisse ritt auf ihrem Pony frei neben ihr und sagte mehr als ein Mal: „So müssen Sie es machen, liebes Fräulein", und wenn Hanna auch ihr ein wenig folgte, blitzten ihre Augen vor Glückseligkeit.

Als sie die Reitbahn verließen, sagte der General: „Gut gehalten. Bin zufrieden. In vier Wochen reiten wir zusammen aus. Es ist noch ein Reitkleid da von meiner Frau, können es benützen. Denke, daß Sie superbe Reiterin werden. Haben nichts von den abscheulichen Weibermanieren, gehen gut, hüpfen nicht wie ein Graspferdchen, und kokettiren auch nicht mit den Hüften, wie unsere kleinen Bachstelzen alle. Gefällt mir gut."

Als Clarisse jedoch in das Wasser sollte und der General sie anschrie: Nun mache dem Fräulein Ehre, springe ordentlich! Da hielt sie Hanna's Hand fest und Thränen liefen ihre blaßgrünen Wangen herab.

„Rasch, rasch!"

Das Kind blickte angstvoll auf seine Beschützerin, schloß dann die Augen und hob sich hoch auf die

Fußspitzen. „Ach! ich kann nicht!“ begann sie zu schreien.

„Hineinwerfen das boshafte Ding,“ befahl der General.

„Bitte, Clarisse ist nicht boshaft, sie ist nur krank,“ fiel Hanna lebhaft ein, „lassen Sie mich machen, sie wird in's Wasser gehen.“ Und rasch entschlossen eilte sie in das Haus, holte ihre Schwimmkleider und ihren Bademantel, kleidete sich in der Badehüte eilig um und kam jetzt über den Teich herübergeschwommen, mit großen und doch anmuthigen Bewegungen, wie eine Nixe, die in dem feuchten Element zu Hause ist.

Der General verschlang sie mit seinen Blicken. „Bravo!“ sagte er endlich, seinen Schnurrbart drehend. Er hatte Clarisse ganz vergessen. Hanna kam ruhig zu dem Sprungbrett geschwommen, fand Grund und blieb bis an die Brust im Wasser stehen.

„So Clarisse,“ rief sie, „komm jetzt zu mir, es ist so schön in den Wellen, fürchte Dich nicht, springe herzhaft, ich fange Dich in meinen Armen auf. „Die Kleine schöpfte Athem, hob sich auf den Fußspitzen und zögerte wieder.

Nun kam Hanna noch näher und streckte ihr die Hand entgegen. „Fasse meine Hand, liebes Kind

und lasse Dich herabgleiten." Clarisse setzte sich auf das Brett, hielt die Hand ihrer Beschützerin fest und ließ sich mit geschlossenen Augen in das Wasser sinken, als sie sich aber in Hanna's Armen fühlte, öffnete sie die Augen und lächelte.

„Noch ein Mal," befahl Hanna, und diesmal wirst Du springen." Sie trug die Kleine an das Ufer und kehrte dann in ihre frühere Stellung zurück. Clarisse betrat diesmal das Brett um Vieles muthiger und sprang endlich wirklich. Hanna's kräftige Arme fingen sie auf und hielten sie bis an die Brust über dem Wasser.

„Das Schönste bleibt aber doch das Untertauchen," sagte Hanna, nachdem sie die Kleine auf dem Brette niedergelassen hatte, „ach! wie das herrlich ist," sie schwamm rasch in die Mitte des Teiches, tauchte unter und kehrte blitzschnell auf die Oberfläche zurück, um die Wassertropfen wie einen silbernen Sprühregen aus dem lachenden Gesicht zu schütteln. Eine ihrer Flechten hatte sich gelöst und schwamm ihr auf dem Wasser nach, als sie zu dem Ufer zurückruderte.

„Nun willst Du?"

„Ja, ich will", hauchte Clarisse.

„Aber machen Sie den Gurt fest", gebot Hanna dem Schwimmmeister, „und lassen sie die Kleine ja

nicht auf den Grund kommen. So, jetzt, ich bin da, liebe Clarisse und fange Dich auf. Die Kleine lächelte, schloß die Augen und sprang, kaum hatte das Wasser ihren Scheitel berührt, schwebte sie auch schon wieder von Hanna emporgehoben über dem Spiegel. „Nun ist es nicht schön? Jetzt wollen wir aber die Tempos machen."

Clarisse legte sich auf das Wasser und begann, der Schwimmmeister zählte, jedes Mal, wenn sie den Muth verlieren wollte, schlang sie rasch ihre Arme um Hanna's Hals, welche ihr zu Häupten stand, entschloß sich dann aber wieder gleich von neuem.

Der General war zufrieden.

„Nun", begann Hanna beim Souper, „ist Clarisse nicht muthig, Herr General, haben wir nicht prächtig Wort gehalten?"

„Ich werde nicht erstaunen", sagte der General, „wenn nächstens Ihretwegen Jemand in das Feuer geht."

Es war fortan ein seltsamer Kampf in Hanna's Seele. Jeden Abend schwor sie unter Thränen Andor Treue, und jeden Morgen dachte sie nur daran, dem General zu gefallen. Geschah dies aus Rücksicht für ihre Stellung oder aus einem ähnlichen Gefühle, wie jenes ist, das den Löwenbändiger in

den Käfig treibt, oder uns so sehr reizt, ein störrisches Pferd zu besteigen und zuzureiten?

Nach zwei Wochen vergaß Hanna zum ersten Male vor dem Schlafengehen, ihren Schwur zu wiederholen, und nach etwa vier Wochen waren die Briefe an Andor bereits von acht Seiten auf dreie zusammengeschrumpft, und zwar befand sich auf der dritten Seite die Unterschrift „Deine Dich ewig liebende Hanna" und die Nachschrift, welche in unendlichen Variationen das Thema erschöpfte: „Ich habe keine Zeit für Dich." Nach weiteren zwei Wochen stand die „ewig liebende Hanna" schon auf der zweiten Seite, und wieder nach einer Woche begannen die Briefe mit der Nachschrift: Ich bin so angestrengt und so beschäftigt, daß ich Dir nur in aller Eile ein paar Zeilen schreibe" u. s. w.

Womit war aber Hanna in jener Zeit so sehr beschäftigt? Mit Clarisse? gewiß nicht.

Mit dem General?

Noch weniger. Es kostete sie ja weder viel Zeit noch viel Nachdenken, noch viel Anstrengung, den scheinbar eisernen Mann in Allem ihrem Willen zu unterwerfen, es ist dies einmal das Schicksal des starken Geschlechtes, von diesen kleinen, schwachen, weder besonders verständigen noch auch überaus gutmüthigen

Geschöpfen, in langen hellfarbigen Röcken, welche nach Schopenhauer nicht einmal das Recht haben, sich schön zu nennen, tyrannisirt zu werden.

Würde diese Frauenregierung in einem überlegenen Geiste, einem stärkeren Willen, einer uns überlegenen Körperkraft ihren Ursprung haben, sie ließe sich streitig machen, aber da sie ganz und gar nicht aus den Vorzügen des Weibes, sondern ganz nur aus unserer Schwäche, und zwar aus einer Schwäche entspringt, welche genau so lange Dauer verspricht, wie das Menschengeschlecht selbst (denn ohne sie würde es aussterben), so gibt es keinen Widerstand dagegen.

Jeder von uns wird regiert, wenn auch in anderer Weise, und ich habe bemerkt, daß jene Männer, welche ihre Frauen prügeln, am meisten von demselben zu leiden haben.

Auch der General hatte nur zu bald eine Schwäche für Hanna gefaßt, welche weder begründet, noch verständig oder in irgend einer Weise nützlich für ihn, aber eben deshalb unstreitig echt männlich war. Es entstand ein Widerstreit in ihm zwischen hergebrachten Meinungen und neuen Gefühlen, vor Allem zwischen seiner ängstlichen Sparsamkeit und seiner erwachenden Galanterie, der viel Heiteres an sich hatte. Er schien erfinderisch, Hanna kleine Aufmerk-

samkeiten zu erweisen, ja er stürzte sich ganz toll in Ausgaben, wenn es aber erst so weit war, daß er einen guten alten Kassenschein aus dem Portefeuille nehmen sollte, scheute er zurück wie ein Pferd, das im vollen Jagen vor einem Hinderniß Halt macht, und trotz aller Hilfe des Reiters versagt.

Als er mit Hanna und Clarisse das erste Mal ausritt, hatte die Erstere den kleinen Männerhut seiner verstorbenen Frau aufgesetzt, und das von derselben hinterlassene Reitkleid aus schwarzem Orleans an. Sie sah gut aus, weil sie eben in allem Figur machte, sie wäre dem General übrigens auch in Bauernkleidern, in wirklichen groben, schlecht gemachten und schmutzigen Bauernkleidern schön erschienen, aber Clarisse fand, daß der Hut schadhaft und das Kleid verschossen, überdies altmodisch sei, so daß es endlich auch der General bemerken mußte, und als er es bemerkte, förmlich kühn wurde in Behauptungen.

„Der Hut ist zu schlecht für Sie und das Kleid zu altweibermäßig. Müssen anderen Hut haben und neues Kleid. Werde ihnen eines schenken. Dürfen nichts einwenden. Haben mehr gethan, als bedungen, viel mehr, Kleine in das Wasser gebracht und zum Reiten. Was sagen Sie zu einem Kleide von

grüner Seide, einer Jacke von grünem Sammt mit kleinen Schößen und einem grauen ungarischen Hut?"

Was sollte Hanna sagen, sie war entzückt.

Zu Hause meinte der General, Seide zerknittere sich zu schnell beim Reiten und Sammt bekomme leicht Spiegel. Er war eben bei dem erwähnten Hinderniß angekommen. Vergebens spornte ihn Hanna, indem sie versicherte, daß sie ihre Sachen sehr schone und daß echter Sammt sich vortrefflich trage, vergebens peitschte sie ihn mit ihren Blicken, er machte vor dem Hinderniß Halt.

Den nächsten Morgen fand er sogar, daß sich der Hut ohne besondere Schwierigkeit in einen Kalpak umwandeln und das Orleankleid wenden und modernisiren lasse. Hanna war natürlich mit Allem einverstanden und rächte sich nur, indem sie am nächsten Montag statt einem drei weiße Kleider zur Wäsche gab, denn es versteht sich, daß ihre weißen Kleider im Hause geputzt wurden.

„Sie werden mir das Reitkleid wenden, gute Frau, nicht wahr?" bat sie Madame Breuner. Diese sah sie nur an, nicht zornig etwa, nein, sie sah ja, wie der General die „fremde Person" begünstigte, und hatte sich längst ergeben, es war ein Blick, der um Gnade bat. Als sie das Kleid erst zertrennt

hatte, kam sie damit zu Hanna, scheinbar um sie um Rath zu fragen, aber in Wahrheit aus einem ganz anderen Grunde. —

„Fräulein Hanna", begann sie laut athmend — es kam ihr nämlich recht schwer — „ich möchte Sie um etwas bitten."

„Nur zu, gute Frau."

„Ach! das ist es ja eben", seufzte sie, „wenn es Ihnen Vergnügen macht, so nennen Sie mich meinetwegen eine Kanaille, Sie dürfen es ja thun, denn Sie gelten ja Alles beim Herrn General, oder geben Sie mir lieber gleich eine Ohrfeige, es wird mir eine Ehre sein und ein Vergnügen, von Ihnen eine Ohrfeige zu erhalten, aber nennen Sie mich doch nicht mehr „gute Frau —."

Der General schien von dem Gedächtniß Hanna's keine so gute Meinung zu haben, wie von ihren übrigen herrlichen Eigenschaften, denn er unterließ nie, wenn er ihr eine Aufmerksamkeit erwiesen hatte, ihr dieselbe immer wieder in Erinnerung zu bringen. Von einem Spaziergang mit Clarisse zurückgekehrt, erzählte Hanna von einer Kette Rebhühner, welche sie aus einem Rübenfelde aufgescheucht hatte.

„Es sind gar so hübsche liebe Thiere", fügte sie hinzu, „ich esse sie so gerne."

Dieser Wink war für den General genügend, um mit Flinte und englischem Wasserhund auszugehen. Er brachte drei Hühner und legte sie feierlich zu Hanna's Füßen nieder.

„Sollen wir sie nach der Stadt senden", fragte Madame Breuner.

„Nicht doch", erwiderte er, „sie gehören für das Fräulein."

Eine Stunde vor dem Abendessen fragte er: „Wie stehen sie im Preise in der Stadt." Als der Bescheid befriedigend lautete, fuhr er fort: „Verkaufen Sie meinetwegen zwei an den Wildprethändler, ich esse keines und Clarisse darf nicht, aber das dritte braten Sie mir gewiß für Hanna, suchen Sie die zwei größten aus für den Händler."

Hanna aß Abends das kleinste der drei Hühner gebraten. Der General sah aufmerksam zu. „Schmeckt gut, nicht?" fragte er. Hanna bot ihm an.

„Einen Bissen nehme ich, von Ihrer Gabel", sprach er. Sie reichte ihm den Bissen. „Nun, sorge ich nicht für Sie?" fragte er selbstgefällig.

Am folgenden Tage kam Mittags ein Kalbsbraten auf den Tisch. „Das behagt wohl weniger als Rebhuhn", meinte der General, und beim Abendbrod: „Heute sieht es schmal aus, aber die Fran-

zosen behaupten ja, man könne nicht alle Tage Rebhühner essen."

„Wie beneide ich Sie um die Lust, Wald und Feld mit der Flinte zu durchstreifen", sagte Hanna einmal.

„Nun so gehen Sie mit."

Hanna war auf der Stelle bereit und sie schoß auch zwei Mal, freilich ohne zu treffen, und verschwieg, daß ihr der Kolben das erste Mal einen derben Schlag auf die Schulter versetzt hatte. Clarisse lief mit und holte das Wild gleich einem Jagdhund, aber wenn sie nur ein Gewehr im Anschlag sah, hielt sie sich schon die Ohren zu. Als Hanna auf dem Rückwege die Flinte um die Schulter, an der Seite des General frisch und amazonenhaft einher schritt, während Clarisse vorausſprang, einen Schmetterling zu haschen, sagte der verliebte Mann leise: „Sie sind genau so wie ich meine Frau haben wollte und meine Clarisse heranzuziehen dachte, aber Beide haben Milch in den Adern zur Welt gebracht."

Zu Hause angekommen führte er sie in das Schlafzimmer seiner Frau, das seit deren Tode verschlossen stand, zog die grünen Rouleaux auf und wies auf ein Porträt, das an der Wand hing. Hanna sah eine junge zarte Frau, die wie eine Blume in

einem Wasserglase war, mit langen schmachtenden blonden Locken, und Augen, die unablässig um Vergebung zu bitten schienen.

„Eine vollendete Dame, und zugleich ein Gesicht, dem man gut sein muß", lautete das Urtheil des klugen Mädchens.

„Eine sentimentale Nachwandlerin", warf der General kurz hin, „der es nur bei Mondlicht wohl war."

„Dieses Zimmer mit dem blauseidenen Himmel über dem kostbaren Rokokobett könnte das meine sein", dachte Hanna, „sobald ich nur will. Weshalb soll ich aber nicht wollen? Ich vertrage das Sonnenlicht so gut wie er selbst. Die arme Närrin verstand ihn nicht zu behandeln, aber ich, ich verstehe das."

Hanna dachte also bereits ernstlich daran, ihr Glück zu machen, das, was die Welt Glück nennt in unserem moralischen Deutschland nicht minder als in dem sittenlosen Frankreich, in dem pietistischen England, sowie im gottlosen Rußland. Sie hatte unleugbar Fortschritte gemacht in jener Philosophie, welche uns glücklich zu machen verspricht, was so viel gedankenschwere Häupter seit Budha und Plato nicht zu Stande gebracht haben. Sie beschäftigte sich in jenen Tagen viel mit sich selbst und ihren Interessen,

welche ihr jedoch mit Recht wichtiger erschienen als die Kämpfe in Spanien oder der deutsche Streit mit den katholischen Bischöfen.

Ist denn der Egoismus etwas so Seltenes, daß wir Anderen ein so häßliches Laster daraus machen? Wir selbst sind nämlich nie Egoisten.

Gebt acht, Ihr Kinder der Welt, wie Ihr es mit Eueren Freunden macht! Ihr zieht den schlechtesten, der bei Euch ist, dem besten vor, wenn er sich entfernt. Ist es nicht natürlich, daß Ihr Euer liebes Ich, von dem Ihr unzertrennlich seid, jeder anderen Menschenseele vorzieht, auch wenn es noch so erbärmlich ist? Dieses erbärmliche Ich meint es ja so redlich mit Euch, es wird Euch nie mit Absicht wehe thun, geschieht es aber, daß es Euch aus Thorheit oder Leidenschaft in schlimme Geschichten verwickelt, dann könnt ihr ihm allerdings böse werden, aber nur für kurze Zeit und um Euch sofort wieder zu versöhnen.

Wer darf Hanna verurtheilen, daß sie an sich dachte und nur an sich?

In Romanen lieben wir allerdings die edlen Gesinnungen, die Aufopferung, aber nur in Romanen. Hanna ist aber nicht die Heldin eines deutschen Romanes, sondern ein lebendiges deutsches Mädchen, sie lebt so gut wie ich und wie Du, mein lieber Leser

sie lebt unter uns, Du begegnest ihr täglich auf der Straße, sie lebt unter Euch, Ihr Damen, und ist ebenso respektirt wie Ihr selbst, denn sie ist genau so anständig und moralisch wie Ihr es seid.

Die Heldin eines deutsches Romanes hätte ohne Zweifel dem guten Andor nicht allein Treue geschworen, sondern auch gehalten, aber ein gesittetes deutsches Mädchen unserer Tage, wie Hanna, wies den Gedanken, sich einem jungen Mann ohne Stellung hinzugeben, mit Recht empört zurück und zog eine so moralische Verbindung, wie es die Ehe zwischen einem Mädchen von noch nicht zwanzig und einem Manne in den Fünfzigen gewiß ist, jenem ebenso leichtsinnigen als sträflichen Verhältnisse vor.

Und welche von Euch, meine jungen Damen, ihr nicht vollständig zustimmt, die beneidet die liebenswürdige Hanna einfach um ihr Talent, sich einen solchen Mann zu erobern, um den Titel „Generalin" (bei uns gibt es solche Damen, welche ein militärisches Kommando zu führen scheinen, und gibt auch Präsidentinen der Gerichtshöfe, Gouverneurinen der Provinzen, Räthinen, Doktorinen, aber eine Frau Schneiderin oder Schuhmacherin werdet Ihr in ganz Deutschland vergebens suchen), und beneidet sie um Schloß Kranichsfeld, den Teich, die Reitbahn, die

braune Stute, die gebratenen Rebhühner und vielleicht sogar am das gewendete Reitkleid von schwarzem Orleans.

Der Neid dieser Dame wird Hanna unstreitig als ein Kokette bezeichnen, und doch ist sie dies in keiner Weise, sie ist ebenso ehrbar und ernsthaft, wie irgend eines unserer Mädchen, und sie hat den General erobert ohne jede Koketterie. Wenn ein kluges Mädchen, das sich öfter in strengsittlicher Frauengesellschaft befindet, nichts weiter versteht, als zu hören, lernt sie Manches, was sie aus Paul de Kock und dem jüngeren Dumas vielleicht nicht lernen würde.

Es gibt Prediger, welche in ihrem erhabenen Eifer für Gottesfurcht und reine Sitte oft Dinge berühren und eine Sprache reden, welche in einem Buche der Konfiskation verfallen müßten, wie gewisse unter Umschlag versendete Photographien, und eine ähnliche Leidenschaft zeigt sich bei unseren ehrbaren Frauen. Indem sie über Laster und Fehltritte zu Gerichte sitzen, werden ihre Gespräche und die erbaulichen Geschichten, welche sie als abschreckende Beispiele entrollen, nicht selten so anstößig, daß junge Mädchen oft bei ihrem Strickstrumpfe die Welt und ihre moralischen Abgründe besser kennen lernen, als

sie es aus dem gesammten Altonaer Verlage vermöchten.

Hanna war ein kluges Mädchen und hatte es verstanden, sich bei solchen Gelegenheiten sittsam über ihren Strickstrumpf zu beugen und zu hören. Sie hatte unter Anderem gehört, daß die Männer von heute weder Liebe, noch Güte oder Häuslichkeit, und am wenigsten Treue bei dem Weibe suchen oder schätzen, daß die anständigen Frauen sie langweilen und sie nur deshalb jene halben Damen, welche mit Fürstinen rivalisiren, aufsuchen, weil dieselben es verstehen, stets neu zu sein, oder die Originalität durch Rohheit, Grausamkeit und vor Allem durch Treulosigkeit zu ersetzen, sie hatte gehört, daß der moderne Mann dort anbetet, wo er verlacht, ausgebeutet, mißhandelt, betrogen wird, daß der ganze Zauber der Frauen des Theaters und ihrer geschminkten, fahlen, hohlwangigen Todtenköpfe, die ganze Macht der dreifach gepolsterten Schönheiten mit dem falschen Haare und den falschen Zähnen, den hochtrabenden aristokratischen Namen und der gemeinen Abkunft à la Cora Pearl, in der Häßlichkeit ihres Gemüthes und Brutalität ihres Wesens zu suchen sei, daß der nervenkranke Held unserer Tage nicht beglückt, sondern aufgeregt sein will, aufgeregt

um jeden Preis, daß er den Fuß küßt, der ihm Fußtritte versetzt, daß er einem Weibe, das vor seinen Augen frech zehn Andere begünstigt, mit Hast sein Vermögen opfert, und wenn sie endlich mit einem, der reicher ist, davongeht, sich noch eine Kugel durch den Kopf schießt, um für ihre Reize und ihr Geschäft eine Reklame zu machen, welche sie gewiß zu schätzen weiß.

Hanna hatte dies Alles gehört und nicht vergessen, aber sie war ein sittsames Mädchen, sie konnte doch nicht mit Schauspielerinen und Halbweltschönen rivalisiren, nein, das konnte sie nicht, aber vielleicht war sie in aller Sittsamkeit im Stande, dieselben zu übertreffen.

Es ist ja noch die Frage offen, was den modernen Mann mehr reizt und aufregt, das brutal Spiel, das die treulose Geliebte mit ihm treibt, oder die grausame Tugend, welche dasteht gleich einer ewig kalten Marmorstatue mit ihrem festen Preis daneben.

Dieser feste Preis ist bei einem klugen Mädchen jener kleine goldene Reif, welcher Mann und Weib unauflöslich verbindet, und Hanna war genau so klug in ihrer Sittsamkeit, wie die Petersburger Diamanten-Entführerin Frau Fenix in ihrem Laster, ja vielleicht noch klüger.

Indeß schien der General sich für jetzt mit jenem schönen Gefühle, das ihm Hanna einflößte und das er so lange entbehrt hatte, zu genügen; er zeigte sich verliebt, gefühlvoll, galant, aber nicht kühn, ach! leider durchaus nicht kühn.

Wenn nicht andere gute Menschen Hanna zu Hilfe gekommen wären, hätte sie wohl nie die Seeligkeit genossen, ein Armeekorps zu kommandiren, aber es gibt noch unter uns solche hilfreiche Menschen, und wenn Jemand denselben beizuzählen ist, so war es Madame Breuner. Es zeigte sich nachträglich, daß sie in der That so gut war, wie Hanna sie nannte.

Diese gute Frau erwies nämlich Hanna den unbezahlbaren Dienst, dem Herrn General in das Ohr zu zischeln, daß Hanna Briefe an einen jungen Mann in der Residenz schreibe und auch von demselben erhalte.

„Es muß ein sehr zärtliches Verhältniß sein", bemerkte sie, „denn ich überraschte sie am ersten Morgen, wie sie bei der Kommode stehend an ihn schrieb."

Der Himmel, welcher bekanntlich ein braves Mädchen auch nicht verläßt, sandte an demselben Nachmittage ein starkes Gewitter, das nicht gelegener kommen konnte.

Als der Donner zu grollen begann und die ersten großen Tropfen fielen, flüchtete sich Hanna mit der kleinen Clarisse aus dem Park in das Speisezimmer. Der General kam nachsehen, ob die Fenster geschlossen seien; nachdem er sich darüber beruhigt hatte, blieb er, die Arme auf dem Rücken gekreuzt an der Thüre stehen, die in das Freie führte, und schien sich des Sturmes zu freuen, welcher Blätter, Blumen und Früchte herabriß und im tollen Wirbel auf dem Kiesplatze durcheinander jagte. Clarisse bebte und klammerte sich an Hanna, um bei jedem Blitze ihr Köpfchen unter ihren Arm zu stecken, wie ein junges Vöglein, das unter dem Flügel der Mutter Schutz sucht.

„Fürchte Dich nicht, Clarisse", sagte der General, „wir haben zwei Blitzableiter auf dem Hause einen auf der Dorfkirche, einen auf dem Pfarrhause" —

„Aber ich fürchte mich doch", rief die Kleine.

„Es liegt in den Nerven, Herr General", sagte Hanna.

„Alles liegt heutzutage in den Nerven", brach der General los, „auch die Liebe ist nur ein Nervenleiden, finden Sie nicht und haben Sie nicht bemerkt, daß auch ich in letzter Zeit anfing, nervös zu werden, aber es soll anders werden."

„Gott sei Dank," dachte Hanna.

Die gute Frau hatte ihr wahrlich einen großen Dienst erwiesen.

Hanna fand es gut, zu schweigen, sie saß ruhig da, den reizenden Kopf ein wenig zu Clarisse neigend, ihre stets ein wenig geöffneten Lippen ließen die herrlichsten Zähne sehen, ihr Auge suchte furchtlos die Blitze auf, welche sich draußen gleich feurigen Schlangen durch das schwarze Laub der Bäume ringelten und über den Boden hin fuhren, sie zuckte mit keinen Wimper, wenn ein Wetterschlag das Haus erzittern und die Fenster klingen machte. Als der General sie einmal verstohlen ansah, flog eben ein scharfes elektrisches Licht über ihr kaltes schönes, muthiges Antlitz, ihr dunkles Haar für einen Augenblick mit einer Gloriole umströmend, da war es ihm, als habe ihn eine der feurigen Schlangen umfaßt und zische empor zu seinem Herzen, er wandte sich rasch ab, ging durch das Zimmer, wollte hinaus und kehrte wieder um.

Es regnete in Strömen, während sich der Donner entfernte, die Blitze seltener wurden.

Noch immer sprach Keines zu dem Anderen.

Erst als das ferne Grollen mehr und mehr verhallte, die Sonne mit einem Male freundlich hervor-

trat und jeden der unzähligen Tropfen, die an Blättern und Blumen hingen, in einen leuchtenden Edelstein verwandelte und endlich ihr breites Farbenband über den Himmel spannte, da schrie Clarisse auf.

„Sehen Sie doch, den schönen Regenbogen!"

Der General öffnete die Thüre und sie traten Alle hinaus.

„Wie schön! Wie schön!" rief die Kleine, sprang in den lauen Regen hinaus, kehrte aber gleich wieder zurück, um Hanna's feine Taille zu umschlingen und sie so ernsthaft und gläubig anzusehen, wie eben nur Kinder vermögen. „Ist es wahr," sagte sie, „daß dort, wo der Regenbogen die Erde berührt, ein Schüsselchen steht, mit Gold und Edelsteinen gefüllt?"

„Ein albernes Märchen," sagte der General zurechtweisend.

„Ja wohl, ein Märchen, Clarisse," sagte Hanna, indem sie sie auf die reine Stirne küßte, in der noch so glückliche heilige Gedanken wohnten, „aber nicht ganz so albern, wie man glauben möchte. Ich finde in demselben einen tiefen Sinn und eine große ernste Lehre."

„Wirklich," warf der General etwas spöttisch hin.

„So ist es," sagte Hanna, „mir ist dieses Regenbogenschüsselchen ein Bild des Menschen und seines

fieberhaften Strebens, seines Jagens nach dem Glück. Dort, wo der Regenbogen die Erde berührt, ganz recht, dort steht das Schüsselchen, Clarisse, gefüllt mit Gold und Edelsteinen, von unfaßbarem Werth.

Versuch' es aber Kind, und geh' dem schönen bunten Bande nach, das Himmel und Erde zu verknüpfen scheint, und such' das Schüsselchen, das Band wird vor Dir weiterflattern und immer weiter, und ehe Du die Stelle erreichst, wo es die Erde berührt, ist es verschwunden, und mit ihm das Schüsselchen. Du aber stehst nun da mit wunden Füßen, in der weiten Welt verloren.

Dieses Schüsselchen, gefüllt mit unschätzbaren Edelsteinen, sind unsere schönen Einbildungen, unsere erhabenen Träume, unsere großen Gedanken, unsere Ideale, Clarisse.

Wehe uns, wenn wir dem schimmernden Bande folgen, wir werden das Schüsselchen mit den Edelsteinen nicht finden, und zu spät entdecken, daß es keine Brücke gibt, die von der Erde zum Himmel führt. Verstehst Du mich.

Hüte Dich also, Kind, den märchenhaften Edelsteinen nachzujagen, laß Dir genügen, was Dir die Erde bietet, es ist so wenig nicht, als es dem schwärmerischen Auge scheinen mag."

„Eine hübsche Auslegung," sagte der General, „und eine Auslegung, die ich von Ihnen nicht erwartet hätte."

„Warum von mir nicht?"

„Weil — weil Sie selbst gewissen Träumen nachzuhängen scheinen."

„Ich?"

„Der Briefwechsel, den Sie führen —"

Ah! steht es so, sind wir so weit, dachte Hanna, ah! unbezahlbare Frau Breuner! und sie berechnete auf der Stelle den Vortheil eines in der Ferne weilenden Anbeters. Das kluge Mädchen wußte, daß wir Männer Jeden unwürdig finden, um die Gunst unserer Dame zu werben, daß wir tausend Fehler an Demjenigen entdecken, dem sie einen Blick schenkt, Jenen, dem sie Aufmerksamkeit erweist, sofort für einen vollendeten Dummkopf oder Schurken ansehen, aber was wollte der General an einem unsichtbaren Nebenbuhler tadeln?

Wie wollte er ihm beikommen, der für ihn nur so existirte, genau so wie es Hanna für gut fand.

„Ich will Ihren Vorwurf ebenso offen beantworten, wie er gemacht worden ist," sagte Hanna, sie gab sich dabei alle Mühe, majestätisch zu sein.

„Ja, ich schreibe einem jungen Manne in der

Residenz und erhalte Briefe von ihm. Sollte dies sträflich sein?"

„Ich denke nicht daran, aber wohin soll das führen?"

„Zu einer ehrenhaften Verbindung, hoffe ich, Herr General."

„Das Regenbogenschüsselchen!"

„Nicht so ganz, Herr General," erwiderte Hanna, rasch, „wenn ein armes Mädchen wie ich, einem armen aber braven jungen Manne, einem Manne von Fähigkeiten, von Kenntnissen, der sich seine Stellung machen wird in der Welt und einem Manne von Charakter sein Herz schenkt, sollten da Illusionen im Spiele sein? Wenn ein Mädchen ohne Vermögen in unserer Zeit, nach einer anderen Verbindung streben wollte, wenn ihr glänzende Ideale von Glück, Ansehen, Luxus vorschweben würden, das schiene mir viel mehr eine Jagd nach den unschätzbaren Edelsteinen jenes märchenhaften Schüsselchens."

„Ein Mädchen wie Sie, ich schmeichle nicht," schnarrte der General, „nicht meine Art, ein Mädchen, das so verständig und unterrichtet, so gemüthvoll, so fein und vornehm im Benehmen, und endlich auch so schön ist, ist heutzutage im Stande, eine gute eine sehr gute Partie zu machen, schmeichle nicht. Gibt

Männer genug, die reiche Frauen suchen, weil sie selbst nichts haben. Richtig. Gibt aber andere, die genug haben, die Frau wählen können nach dem Herzen, oder noch besser nach Geschmack, denn das Herz läßt uns gern im Stich, der Geschmack aber nicht."

„Ich glaube, Herr General, jetzt wollen Sie mich in die Welt hinaus schicken, das Regenbogenschüsselchen suchen?" lachte Hanna.

„Ich könnte Ihnen was sagen, könnte! — aber ich will nicht," sprach der General, während alle Adern an seiner Stirne schwollen, „wozu auch? Ihr Herz ist ja bereits fortgeflogen."

Hanna blickte ihn an und ziemlich lustig zwar, welches Mädchen ergötzt sich nicht an einem Manne, den es sterblich verliebt und bis zur Albernheit hilflos vor sich stehen sieht, besonders wenn es ein Mann ist, dem Alter und Rang eine gewisse Würde vor der Welt verleihen; dann legte sie die Hand, die so weiß und licht war, auf ihre im Athmen leise erbebende Brust.

„Mein Herz ist da so ruhig, Herr General," sagte sie mit jenem leichten Tone der Ueberlegenheit, den ein Weib sofort gewinnt, wenn es sich begehrt sieht, „so ruhig wie es das Ihre gewiß nicht ist."

„Meinen Sie?"

Hanna zog die Augen zusammen und blinzelte den General durch die langen Wimpern so spöttisch und verächtlich an (ein Weib fühlt nämlich für einen Mann, den es in sich verliebt sieht, immer eine gewisse Verachtung und zwar um so mehr, je größere Ansprüche er auf Bedeutung, Charakter, Geist oder Gelehrsamkeit erhebt), als es ihr nur das grelle Licht der Sonne, das mit aller Kraft auf die weiße Façade des sogenannten Schlosses fiel, möglich machte.

Der General sah sich ihr gegenüber wehrlos, wie ein Soldat der im ungewohnten Kampfe mit Guerillas oder Pusztahirten seine Patronen verschossen hat und den Augenblick kommen sieht, wo sein Gegner ihm den Lasso um den Hals werfen und ihn als leichte Beute, todt oder lebendig, fortschleifen wird.

Es folgten Tage, in denen er sie mied, und wieder andere, wo er die Pferde satteln ließ und seine Hand zu ihrem Steigbügel machte.

Dann zeigte er sich eines Morgens seltsam aufgeregt und sagte endlich in jenem Tone, den Hanna lang nicht gehört hatte, im Tone des Soldaten, des Despoten: „Bekommen Besuch. Habe andere Einrichtungen getroffen. Clarisse wird im Erdgeschoß

neben mir schlafen. Ihr Zimmer angewiesen. Werden in jenes ziehen, das meine verstorbene Frau bewohnte. Fürchten sich doch nicht vor Gespenstern?"

„Ich fürchte mich vor nichts in der Welt", sagte Hanna.

Eine Phrase! dachte der General, aber sie bewies ihm noch in derselben Nacht, daß es keine Phrase war.

Als Alles zur Ruhe gegangen und im ganzen Hause nichts zu hören war, als von Zeit zu Zeit das Gebell des Wolfshundes, stand Hanna noch immer vollkommen angekleidet an dem offenen Fenster des reich möblirten Zimmers, das einst die Generalin bewohnt hatte, ihr Fuß stand fest auf dem kostbaren französischen Teppich und ihre Finger spielten mit den belgischen Spitzen des weißen duftigen Vorhanges, welcher unter dem schweren blauseidenen hervorblickte. Der Mond, welcher das Fensterkreuz auf dem Teppich scharf abzeichnete und Silberplatten in dasselbe eingefügt hatte, ersparte es ihr, Licht zu brennen.

Sie erwartete offenbar etwas, und wurde nicht müde zu warten.

Endlich!

Ein Luftzug bewegte die blauen Troddeln des Betthimmels, und streifte ihre Wange.

Sie wendete sich rasch um, und sah den General,

der mitten im Zimmer stand und in dem fahlen Mondlicht erschrecklich bleich schien.

„Erschrecken Sie nicht", begann er leise.

„Weshalb sollte ich erschrecken?", begann Hanna, „ich habe Sie übrigens erwartet."

„Sie — Sie haben mich erwartet?"

Hätte Hanna gesagt, hier liegt eine Pulvertonne, ich werde Sie und mich in die Luft sprengen, so wäre der General kaum erstaunt gewesen, so kam er jedoch vollständig aus der Fassung.

„Madame Breuner hat mir gesagt, das eine Wendeltreppe aus ihrem Zimmer unten herauf in dieses führt", fuhr Hanna fort, „unten in einen ihren Bibliothekkästen mündet, und hier in einen Kleiderschrank. Ich wußte, daß Sie kommen werden, aber ich denke vergebens nach, weshalb Sie meiner Ehre diese Kränkung zufügen, denn ich zweifle keinen Augenblick, daß die gute Frau an der Thüre horcht."

„Hanna — ich liebe Sie."

„Ist dies ein Grund, mich zu kränken?"

„Sie gehören einem Andern, das — das kann ich nicht ertragen — das hat mich ganz aus der Fassung gebracht — ich wollte also —"

„Mich bloßstellen damit ich Ihnen gehören muß! aber Sie täuschen sich, Herr General, es gibt nichts,

was meinen Willen beugen könnte." Hanna stand jetzt in der That imposant da, und ihre grauen Augen schienen zu phosphoresziren.

„Sie verabscheuen mich also?"

„Ich verachte den Mann, der sich nicht zu beherrschen vermag, der ein Weib durch Gewalt —"

„Ich gehe, Hanna, ich gehe auf der Stelle", unterbrach sie der General, „sobald Sie es wollen."

„Ich bitte Sie also, zu gehen", sagte sie, „und zu überlegen, wie Sie gut machen wollen, was Sie so übel begonnen, ich bitte Sie darum. Und — vielleicht ist es noch besser, ich gehe."

„Nein, nein," bat der General, „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie tadellos dastehen werden, vollkommen tadellos, aber Sie müssen bleiben, Sie müssen und — es liegt ja nur an Ihnen — für immer in diesem Hause zu bleiben."

„In welcher Stellung? ich habe keine Lust —"

„Als Herrin dieser Räume," fiel der General ein.

„Ich werde darüber nachdenken," sagte Hanna kalt, während ihr Herz, von jäher Freude erfaßt, heftig zu pochen anfing. „Aber gehen Sie jetzt."

Als der General in dem Schrank verschwunden war, hatte Hanna Mühe, nicht laut aufzulachen. Sie ging mit großen Schritten auf und ab und pries

ihre Klugheit, sich ihrer Festigkeit wegen zu loben, fiel ihr nicht ein.

Sie war ja weder so gefühlvoll, noch so leidenschaftlich, daß sie etwas zu besorgen gehabt hätte.

Ihre Tugend war allerdings wohl berechnet und der General nicht der Mann, sie zu verführen, aber mit diesem Mädchen wäre auch ein weit gefährlicherer Mann, wäre Don Juan selbst nicht fertig geworden.

Hanna ging noch lange auf und ab oder stand an dem Fenster und blickte in den Garten, der von dem magischen Lichte des Mondes erfüllt war, und lauschte dem Plätschern des Springbrunnes nnd sie dachte in ihrer Art an die Zukunft, die sonnenhell vor ihr lag, sie beschäftigte sich mit der Bestellung einer neuen Equipage, mit funkelnden Diamanten und mit einer veilchenblauen Sammtrobe.

Wie glücklich ist doch die Jugend!

8. Kapitel.

Moderner Triumphzug.

Rosenzweig, der reiche Rosenzweig, welcher, wie Ludwig XIV. gesagt hatte: „Der Staat bin ich," an seine Brust schlagen und sagen durfte: Hier stehen Millionen, und der diese Millionen doch gerne für ein kleines „von" vor seinem Namen hingegeben hätte und für zehn Ahnen, ja vielleicht für wirkliche fünf, denn er ließ mit sich handeln, dieser allgemein geachtete Mann hatte die Leidenschaft, stets irgend ein junges Talent zu protegiren, natürlich ein Talent weiblichen Geschlechtes. Er that dies ohne jeden Anspruch auf Dankbarkeit.

Diese alten Herren sind immer so uneigennützig, wenn sie es sein müssen.

Bei Gelegenheit einer Geschäftsreise hatte er in der Stadt, in welcher Valeria Belmont engagirt war, das Theater besucht, hatte sie als Klotilde in Sardou's

„Fernande" spielen gesehen, mit ihr soupirt und bei seiner Rückkehr dem Intendanten des Hoftheaters in seiner hitzigen Weise mitgetheilt, daß er ein großes Talent entdeckt habe.

Zwei Wochen später wurde Valeria Belmont zu einem Gastspiel in der Residenz eingeladen.

Sie kam mit ihrer miloniſchen Geſtalt, ihren ſchwarzen Locken, ihren lodernden Augen, ihren unvergleichlichen Diamanten und ihren Toiletten, welche den eleganteſten Löwinen Migraine verurſachten, und ſpielte die Lady Milford. Sie ſpielte ungleich ſicherer und charakteriſtiſcher als bei ihrem erſten Debut, ſie hätte jedoch zehn Mal erbärmlicher ſpielen können wie damals, ſie hätte das kunſtſinnige Publikum der Hauptſtadt doch mit dem erſten Leuchten ihrer marmornen Schultern und dem erſten Kniſtern ihrer Pariſer Robe erobert.

Iſt doch unſer Theater nur noch ein Tempel, in dem das Weib angebetet wird.

Eine ſchöne Schauſpielerin iſt im Stande eine ganze Literatur von Dramen zu erſetzen, beſonders wenn ſie Gelegenheit hat, ſich glänzend oder originell zu kleiden.

Es gab eine Zeit, wo die Schauſpieler der Stücke wegen da waren, und ſich Mühe gaben, den

Personen, welche sie darstellten, etwas von ihrem Herzblute zuzusetzen, man nannte das „auf den Geist der Dichter eingehen."

Dann kam eine Epoche, in der die Dichter begannen, den Schauspielern die Rollen an den Leib zu messen wie Kleider, jetzt sind wir endlich glücklich bei jenem Höhepunkte dramatischer Kunst angelangt, wo auch der Schauspieler in den Hintergrund tritt, wo der Dichter nicht für ihn schreibt, sondern für seine Garderobe, und der Schauspieler nur noch auf den Geist seiner neuen Hose und die Schauspielerin auf den Charakter so und so vieler Toiletten einzugehen sucht. Wir sind noch nicht ganz so weit wie die Engländer, die in Shakspeare's „Heinrich VIII." gehen, um den königlichen Pomp eines historischen Hochzeitszuges, und in „Richard III.," um eine Schlacht mit Reitergefechten zu sehen, aber die Wiener sind n das Burgtheater gegangen, nicht um die „Familie Benoiton," sondern um das famose Costume der Wolter zu sehen, mattgelb mit grauen Maraboufedern besetzt und die Berliner haben die Meininger Hofschauspieler bewundert, weil sie bis zu den Schuhen hinab historisch waren und auf historischen Stühlen saßen, und sich die langweiligste Tragödie der Welt („Papst Sixtus") gefallen lassen, um einmal zu sehen

wie es „in so einem Konklave" aussieht. Rossi aber, ein Schauspieler, wie ihn Deutschland noch nie gesehen hat, spielte in Berlin und Wien vor einem kleinen Publikum.

Während der Beifall des vollen Hauses wie brandende Wogen an die Rampe schlug, und Fräulein Weinberg, welche seit dreißig Jahren schon die Heldinen und Anstandsdamen spielte, in ihren edelsten Gefühlen beleidigt, Krämpfe bekam, und um den hübschen, blonden Theaterarzt sendete, welcher sie eigenhändig aufschnürte, und ihr dadurch Erleichterung verschaffte, erschien der junge König selbst auf der Bühne, um Valeria zu beglückwünschen.

Sie hörte sein Lob mit vieler Ruhe an, und zeigte sich in keiner Weise zuvorkommend oder devot, nicht weil ihr die Worte des Königes etwa gleichgiltig waren, nein, aber sie war eine viel zu gute Spinne, um nicht zu wissen, welcher Art die Fäden, sein müssen, indenen man einen Mann fangen will, besonders wenn es einer ist, der so verwöhnt, geschmeichelt, von Sklaverei umgeben ist, wie ein Monarch. Sie wollte ihn fesseln mit Ketten, die er nicht so leicht zerreißen konnte, und deshalb gab sie sich den Anschein müder Gleichgiltigkeit.

Der König dachte sich: die scheint sich nicht eben

viel aus mir zu machen, biß sich in die Lippe, und zupfte an seinem Schnurrbart.

„Sie suchen ein Engagement bei uns," sagte er endlich.

„Im Gegentheil, Majestät," gab Valeria zur Antwort, während sie zugleich durch eine wohlberechnete Bewegung ihr Kleid noch mehr von den Schultern herabsinken ließ, „ich bin in meiner Stellung sehr zufrieden, und würde hier die Intriguen der ältern Hofschauspieler fürchten. Man würde mir keine Rollen geben. Es ist gewiß besser für mich, an einem Theater zu bleiben, wo ich die erste Kraft in meinem Fache bin, und nach einiger Zeit, wenn ich einen größeren Ruf erworben habe, zu gastiren wie die Janauschek, Seebach und Raabe."

„Das würde ich bedauern," bemerkte Seine Majestät, „Sie würden eine Virtuosin werden, wie die Ziegler, die auf einige wenige Rollen gut dressirt ist, keine Künstlerin. Nein, nein, Sie bleiben bei uns, ich selbst werde Ihren Kontrakt machen."

„Sobald Eure Majestät es wünschen, muß ich mich wohl fügen," erwiderte Valeria, „aber — so lächerlich und anmaßend es in Ihren Augen erscheinen mag — ich stelle eine Bedingung."

„Diese wäre?"

„Daß ich mich unter den Schutz Eurer Majestät stellen und denselben jederzeit anrufen darf."

„Das versteht sich," sagte der König äußerst heiter und gnädig.

Zwei Tage später spielte Valeria ihre zweite Rolle, die Lady Makbeth. Es war Regenwetter eingetreten und das Theater daher zum Erdrücken voll.

Die schöne Schauspielerin feierte einen seltenen Triumph, vorzüglich nach der berühmten Szene, in der die Lady schlafwandelnd erscheint.

„Ein Negligé, das jede Monarchin anziehen könnte," bemerkte die Königin, als sie auftrat. „Ob das Haar wohl echt ist," meinte Gräfin Bärnburg. Der König sagte nichts, aber hinter seinem Opernglase traten seine Augen förmlich aus den Höhlen, als Valeria im Schlafe tief zu athmen begann und die dunklen Wellen ihres seidenen Haares sich auf der weißen Brust langsam hoben und senkten. Bei ihrem Abgange raste das Publikum förmlich.

Wieder fand sich Seine Majestät hinter den Couliſſen ein und zog den Entwurf eines Kontraktes aus der Brust hervor. „Lesen Sie und wenn Sie zufrieden sind, ist Alles abgemacht."

Als Valeria, in einen dunklen Mantel gehüllt,

das reiche Haar in die Kapuze desselben zurückgedrängt, in ihren Wagen steigen wollte, fiel das Wasser so dicht vom Himmel und den Dächern herab, daß die enge Straße hinter dem Theater in einen Strom verwandelt war.

Hunderte von Enthusiasten, meist Herren aus der feinen Gesellschaft, umstanden den Wagen, um die Bewunderte noch einmal zu sehen, als diese nun zögerte, von der Treppe herab in die schmutzige Fluth zu steigen, welche das Trottoir umspülte, trat ein junger Reiteroffizier vor und breitete seinen weißen Mantel vor ihre Füße und wie eine gute That, ein Beispiel von Heroismus hundert Andere mit sich fortreißt, so war es hier mit der thörichten Huldigung eines leichtfertigen und rohen Weibes, das der schlechte Geschmack mit dem ernsten Lorbeer gekrönt hatte, sofort warfen blasirte Aristokraten, pferdetolle Mitglieder des Jockeyklubs, arme hungrige Studenten, vom Ruß der Arbeit geschwärzte Männer ihre Mäntel und Röcke in den Koth und Valeria schritt, rechts und links dankend und lächelnd, über diese kostbare Brücke hinweg bis zu ihrem Wagen.

Am folgenden Tage, eine Stunde vor Mittag, denn der Morgen einer dramatischen Künstlerin beginnt noch etwas später als jener einer Königin,

wurde Valeria ein Herr gemeldet, welcher sie dringend zu sprechen wünschte.

„Wie sieht er aus?“ fragte sie, müde in ihrem rosaseidenen Schlafrock auf einer Chaise longue ausgestreckt.

„Er scheint bei guter Gesundheit,“ erwiderte Katinka, die kleine Zofe der Gefeierten, welche noch ziemlich neu und unerfahren war in allen diesen Angelegenheiten.

„Kalbskopf!“ rief Valeria, sie liebte die starken Ausdrücke und hatte sie, wie sie selbst behauptete, „ihrem göttlichen Shakspeare“ abgelauscht, „ich meine ob es ein anständiger Mann ist, ein Mann, der Geld hat.“

„Er trägt eine rothe Sammtweste und eine goldene Uhrkette.“

„Laß ihn meinetwegen ein.“

Es trat ein Mann ein, der mit seinem Körper die Thüre füllte, nämlich der Breite nach, denn groß war er nicht, feiste jüdische Visage, runde glänzende Augen ohne Ausdruck, spärliches Haar, blitzende Zähne, das Stück zu zwei Thaler.

Das Erste was Valeria an ihm bemerkte, war, daß die rothe Weste Plüsch war und die Uhrkette Talmigold.

„Ich bin Steinherz," begann er mit einer Stimme, welche an die Trompetenstöße mahnte, mit denen in Menagerien die Stunde der Fütterung angekündigt wird, vermischt mit dem Knurren der Löwen, und mit einem Ausdruck, wie wenn er gesagt hätte: Ich bin Bismarck.

Valeria fand es nicht für nöthig, ihm einen Stuhl anzubieten.

„Wie stolz bin ich, sehen zu dürfen die Sonne des Tages," fuhr Steinherz fort, „so entre nous nämlich, denn ich habe Sie schon angestaunt als Lady Milford und bewundert als Frau Makbeth gleichen Standes, göttliche Belmont, herrliche Belmont, Sie sind die Sonne des Tages, Ihr Bild hängt heute draußen in allen Kunsthandlungen und die Zeitungen preisen Sie. Göttliche! Himmlische! Wollen Sie glücklich machen einen Familienvater, einen Vater von fünf lebendigen Kindern? Schenken Sie mir was."

Valeria gab ihrer Zofe einen Wink und diese reichte ihr die Börse, durch deren Maschen Gold funkelte, herrlich wie Sonnenlicht durch das grüne Blätternetz der Bäume.

Die rothe Plüschweste wich entsetzt zurück.

„Gott soll mich strafen!" rief Herr Steinherz gekränkt, „wenn ich nehme Geld von Ihnen, ich bin

ein solider Geschäftsmann, man kennt mich am Platz, wir haben was wir brauchen, Gott sei Dank, haben wir es. Wofür halten Sie mich, göttliche Belmont, ich bin kein Bettler, ich bin ein Enthusiast! Ich habe gestern meinen neuen Ueberzieher mit Seide gefüttert, hat mich gekostet zwanzig Thaler, in den Regen gelegt, damit Sie können gehen trockenen Fußes zum Wagen, wie die Jüden sein gegangen durch das rothe Meer. Ich bin kein schmutziger Mensch, wo es sich handelt um die Kunst. Aber wenn Sie mir geben wollen einen alten Pantoffel, den Sie haben getragen an ihrem unsterblichen Fuß, will ich glücklich sein für mein Leben."

Valeria lächelte und streifte mit einer matten Bewegung einen reizenden kleinen Sammtschuh ab, rosafarb wie ihr Schlafrock, den Steinherz mit solcher Hast aufhob, das sein mit Pomade künstlich an den Schläfen befestigtes Haar aufstand und zwei große dunkle Buschen bildete, wie bei einer Ohreule.

Nachdem er seine Eroberung lange mit stummer Andacht betrachtet hatte, sagte er endlich: „Ein schöner Schuh, aber zu neu, zu schön für Euer Göttlichkeit unterhänigsten Diener. Man wird sagen, der Steinherz hat gekauft den Schuh und will uns fexiren, daß er sagt, der Schuh ist von der gefeierten Belmont."

Er küßte den Schuh und zog ihn dann Valeria wieder an. Seufzend blickte er im Zimmer herum, plötzlich sprang er mit einer Behendigkeit, die man seinem fetten Körper gar nicht zugemuthet hätte, in eine Ecke des Zimmers und hob triumphirend einen alten Handschuh auf. „Das ist für Steinherz," rief er, „erbarmen Sie sich eines Familienvaters, eines Vaters von sieben lebendigen Kindern und schenken Sie mir den Handschuh."

„Gerne, Herr Steinherz", lächelte Valeria.

„Und schreiben Sie mir auf eine Karte mit Ihrer göttlichen Hand, daß Sie mir haben gegeben den Handschuh als eine Reliquie der himmlischen Kunst."

Valeria verlangte eine Karte, schrieb einige Worte auf dieselbe und gab sie Steinherz.

„Wie soll Ihnen danken ein Familienvater", sagte Steinherz auf das tiefste gerührt," ein Vater von neun lebenden Kindern."

„Verzeihen Sie —"

„Haben zu studiren eine neue Rolle, verstehe, bin nicht unbescheiden. Gott soll Ihnen schenken Gesundheit und ein langes Leben, dies wünscht vom Herzen Ihr Sklave: Steinherz."

Er machte ein Kompliment, das eben so tief als

lächerlich war, stieß aus Artigkeit, nach rückwärts gehend, zuerst an die kleine Sopha, dann an einen Sessel an und gelangte endlich unversehrt zur Thüre hinaus, obwohl er sich alle Mühe gegeben hatte, sein Steißbein zu zerschmettern.

Draußen setzte er seinen weißen Zylinder kühn in den Nacken, wickelte den alten Handschuh sorgsam in Seidenpapier, steckte ihn zu den Hundertgulden-Noten in seine riesige Brieftasche und eilte nach Hause.

Steinherz war seit mehreren Jahren Agent, er machte und vermittelte als solcher alle erdenklichen Geschäfte, ehe er sich jedoch dieser nützlichen Thätigkeit gewidmet hatte, betrieb er einen gesegneten Handel mit alten Hosen, geflickten Schuhen und rostigem Eisen. Dieses Geschäft führte jetzt seine Frau mit Hilfe des ältesten Sohnes, eines hoffnungsvollen schwarzgelockten Jünglings von vierzehn Jahren.

Steinherz trat jetzt ebenso eilig als feierlich in das kleine Gewölbe, welches an einer der belebtesten Passagen lag, öffnete das Glasfenster der Auslage, hinter dem die höchsten Kostbarkeiten des Geschäftes, wie alte Tombakuhren, falsche Perlen und Packfonglöffel prangten, und befestigte hier mit Hilfe einer Nadel an einem rothen Seidenfaden den alten Handschuh der Göttlichen, unter denselben klebte er mit

vier rothen Oblaten die Visitkarte Valeria's und über denselben einen Zettel, auf den er in höchster Fraktur geschrieben hatte:

„Hier ist zu sehen ein Handschuh
der göttlichen
Valeria Belmont."

Schon während der seltsamen Manipulation des Herrn Steinherz hatten sich Neugierige vor seinem Gewölbe gesammelt, es giebt ja so viele Menschen, die nichts zu thun haben, als sich von anderen arbeitsamen Händen willig oder unwillig ernähren zu lassen; jetzt traten zwei elegante Herren ein.

„Ist dieser Handschuh wirklich von der Belmont getragen worden? fragte der Eine, der sich anstrengte, ein viereckiges Glas zwischen Auge und Nase zu zwängen.

„Bitte zu lesen das Autograph", erwiderte Steinherz stolz.

„Wie viel verlangen Sie für den Handschuh?"

„Sagen Sie mir: Steinherz, gib den Handschuh her oder das Leben! ich lasse mich auf der Stelle in Stücke hacken. Alles können Sie haben, was da ist, nur den Handschuh können Sie nicht haben."

„Wozu haben Sie ihn dann ausgestellt?

„Aus Stolz, meine Herren, aus point d'honneur",

rief Steinherz, „ach! was soll ich Ihnen sagen, ich bin gewesen bei der Göttlichen, sie hat gelegen auf einem Sopha, und ich hab ihr dürfen küssen den sammtenen Pantoffel. Kann ein Mensch sagen, was das war für ein Gefühl? es ist mir über den Rücken gelaufen wie eine Maus, kein Mensch kann das beschreiben, es müßte nur der Herr von Schiller sein, der könnte es allenfalls beschreiben, in einer feinen Ballade."

„Also Sie verkaufen den Handschuh nicht?"

„Thut mir leid, ich kann nicht, aber ich will Ihnen verschaffen das Gefühl, was kein Mensch kann beschreiben, und will sie küssen lassen den Handschuh"; er nahm ihn mit den Spitzen zweier Finger äußerst zart herab und legte ihn auf einen silbernen Teller, „auswendig kostet es einen halben Gulden, inwendig, wo der Handschuh hat gelegen auf ihrem göttlichen Fell, von der einzigen Belmont nämlich, kostet es auch nur einen Gulden."

„Sind Sie verrückt?"

„Wenn Sie ihn nicht küssen heute für einen Gulden", sagte Steinherz gekränkt, „werden Sie ihn morgen küssen für zwei! Ich werde geben ein großes Inserat in die Zeitung, und es wird in die Mode kommen, zu gehen zum Steinherz und zu küssen den

Handschuh, wie zum Ricioli, zu essen Süßigkeiten. Weil Sie aber die Ersten sind, sollen sie ihn Beide küssen dürfen für einen Gulden."

Die Herren lachten.

„Der Einfall ist originell", meinte der Eine „Er wird sein Geschäft machen", fügte der Andere hinzu, während sein Begleiter bereits ein Guldenstück aus der Tasche zog.

„Der Rarität wegen, und weil wir die Ersten sind", sprach er, und Steinherz hielt ihnen den Handschuh hin, so würdevoll, wie der Papst etwa seinen Pantoffel, und sie küßten ihn mit einer Weihe, die sehr lächerlich gewesen wäre, wenn sie nicht so viel Trauriges an sich gehabt hätte.

Am folgenden Tage erschien ein Inserat:

Wer will die schöne Valeria Belmont küssen?

Gewiß ein Jeder! da dies aber unerreichbar ist, begnügen sich alle Kunstenthusiasten damit, ihren Handschuh zu küssen, was jederzeit vor sich gehen kann bei

A. Steinherz, Prinzenstrasse 28.

Man las, lachte, staunte, spottete und ging doch hin, um den alten Handschuh zu küssen, Einige aus Neugierde, Andere aus Enthusiasmus, wieder Andere der Bizarrerie wegen, die Meisten, um sagen zu

kömen, daß sie die Mode mitgemacht hatten, denn der schmutzige Handschuh kam so sehr in die Mode, daß bereits am zweiten Tage ein Polizeimann vor Steinherz' Laden aufgestellt werden mußte, um die Passage frei zu erhalten.

Es geschah dies an dem Abende, wo Valeria als dritte Rolle die Czarewna oder vielmehr zwei echt kaiserliche Costume in den Gefangenen der Czarin vorführte und allen Damen die Ueberzeugung beibrachte, daß Sibirien eigentlich ein sehr schönes Land sein müsse.

Nach der Vorstellung spannte man ihr die Pferde aus und dreißig Herren, die für diese Verrichtung ungleich geeigneter schienen, als die edlen Thiere, zogen ihren Wagen keuchend bis zu dem Hotel Europe. Dann kamen die Künstler und Studenten und brachten der Gefeierten einen Fackelzug, ihnen folgte der Sängerbund mit einer Serenade, während der Intendant, im besonderen Auftrage Sr. Majestät, ihr das Dekret brachte, durch das sie nach Ablauf ihres Engagements zur Hofschauspielerin ernannt wurde. Ein besonderer Kontrakt sicherte ihr eine Gage, wie sie das Hoftheater noch nie gezahlt hatte, alle Rollen im Fache der Heldinen und Solondamen, nach zehn Jahren die volle Gage als Pension.

Und da sagt man noch, daß Deutschland gegen seine großen Geister und Talente undankbar sei!

Was liegt denn daran, wenn irgend ein verrückter Dichter, der Stücke in veralteter Manier schreibt, wie „Die Makkabäer", ohne schöne Toiletten, oder Geschichten wie „Zwischen Himmel und Erde", in denen nur gemeine Schieferdecker und dergleichen vorkommen, sammt Weib und Kindern nicht genug zu essen hat (vom Verhungernlassen ist man abgekommen, der unverschämten Zeitungen wegen), in den Rockfalten einer schönen Schauspielerin ist mehr Poesie, als in Goethe's sämmtlichen Werken.

Ehe Valeria die Residenz verließ, gab ihr uneigennütziger Protektor Rosenzweig, ihr und noch vielmehr sich zu Ehren, denn er hatte diesen neuen Stern am Kunsthimmel entdeckt, ein glanzvolles Souper im Hotel Europe. Er liebte es, der alte sündige Mann, sich mit schönen Frauen zu umgeben, mit Damen des Theaters natürlich, und er that dies ohne jeden Anspruch an ihre Gunst von seiner Seite. Er war zufrieden, wenn seine Augen sich ergötzten, wenn sie sich in den Irrgängen dunkler Locken verirren durften, er war damit zufrieden, und mit dem schwachen Strome von Elektrizität, der dann langsam durch alle seine Nerven rieselte.

Da aber Rosenzweig nur mit den Augen genoß, und seinen Freundinen nicht einmal dieses bescheidene Vergnügen bieten konnte, so lud er für diese stets eine Anzahl junger hübscher Männer ein. So war es auch diesmal der Fall, nur daß außerdem die einflußreichsten Kritiker, einige Schauspieler und einige Kunstmäcene von der Art Rosenzweigs geladen waren.

Unter den Gästen, welche bestimmt waren, den hübschen, reich toilettirten Damen des Theaters den Hof zu machen, befand sich auch Plant.

Er hatte es verstanden, seine Stellung im gräflichen Hause Bärnburg zu benützen, seine Hand war bald in der Tasche der Gräfin, bald in jener des Grafen, aber stets mit Anstand und weiser Zurückhaltung, so daß seine Redlichkeit allgemein gepriesen wurde. Sein Vorgänger war ein grober Dieb gewesen, unter Plant's Leitung vermehrten sich die Einnahmen und verminderten sich die Ausgaben, hatten Graf und Gräfin nicht alle Ursache, mit ihm zufrieden zu sein? Mit dem Gelde, das er sich bei Bärnburg machte, begann Plant auf der Börse zu spielen, sehr kühl und sehr vorsichtig, er begnügte sich mit kleinem Gewinn, aber er gewann immer. Man wurde aufmerksam auf ihn, und Rosenzweig schenkte ihm sein

Vertrauen, erst einmal, dann ein zweites Mal, und endlich vollständig.

„Er ist ein anständiger Mann", pflegte er von ihm zu sagen, „er bringt nie mehr bei Seite als fünf Perzent, man muß ihn achten."

Als Plant sich der von Kerzen strahlenden Tafel nähert, mit jenem ironischen Lächeln, das ihn so interessant macht, schreckt Valeria zurück, als wäre sie auf eines jener kaltblütigen Wesen getreten, die uns so unbeschreiblichen Ekel erregen, ja eine Eidechse oder eine Kröte hätte sie nicht so sehr aus der Fassung gebracht, sie wird bleich, ihre Lippen beben konvulsivisch und jetzt steht Plant vor ihr und erkennt sie.

Er hat irgend eine banale Huldigung auf der Zunge, aber sie bekommt mit einem Male das Gewicht einer Zentnerlast und kommt nicht über seine Lippen, er starrt dem schönen Weibe, das als die Königin des Festes an dem obersten Ende der Tafel sitzt, in's Gesicht und es faßt ihn mit magischer Gewalt, ihm wird so seltsam, als ob tausend Ameisen über seinen Körper liefen.

Er hat ein armes, reizendes Mädchen verrathen und verlassen, und findet ein schönes berauschendes Weib, das alle Welt feiert, bewundert, anbetet, er fühlt etwas, was er noch nie gefühlt hat, ist es Liebe?

ist es Reue oder ist es Eifersucht, die uns das Hirn vertrocknet und das Herz sprengt?

Vielleicht das erste Mal in seinem Leben vergißt er, sein Gefühl zu bespötteln.

Er ist entwaffnet, besiegt, niedergeworfen, er erstaunt beinahe, daß er noch immer vor ihr steht, es ist ihm zu Muthe, als läge er vor ihr mit dem Antlitz zur Erde und sie hätte den kleinen Fuß verächtlich auf seinen Nacken gesetzt.

Und sie? — sie hat sich gefaßt und lächelt ihn jetzt an, in ihrem Lächeln liegt eine empfindlichere Strafe, als wenn sie ihm einen gleichgiltigen bösen Blick zugeworfen hätte, dieses Lächeln sagt: Was bist Du mir? nichts! Ein schwarzer Frack mehr zum Aufputz meines Festes."

Plant verneigt sich und nimmt seinen Platz ein zwischen einer Tänzerin, der er die Schleppe zerreißt, und einem Staatsmann, dem er auf den Fuß tritt, Andor der Idealist hätte es nicht besser besorgen können.

Während des heiteren Mahles hat Plant Zeit nachzudenken. „Du bist in sie verliebt", sagte er sich, „bis zum Wahnsinn verliebt, gieb Acht, daß Du Dich nicht lächerlich machst, der Idealismus ist wieder auf dem besten Wege, Dir einen Streich zu spielen."

Wenn uns Modernen nämlich unsere kurzsichtige Thorheit oder unsere blinde Leidenschaft in eine mißliche Lage bringt, klagen wir immer unsern Idealismus an, wie der Wolf, der das Kaninchen gefressen hatte, zu seiner Vertheidigung sagte: das Kaninchen hat angefangen.

Plant wird es endlich so schwül zu Muthe, daß er aufathmet, als man sich von den Stühlen erhebt, und die eigentliche ungezwungene Unterhaltung beginnt. Die Herren zünden ihre Zigarren an.

Valeria verlangt eine Zigarette und erhält sie von einem Garderittmeister, Plant eilt herbei, ihr Feuer anzubieten, stößt aber an einen Stuhl, während Rosenzweig, der kein Zündhölzchen hat, Zündhölzchen sind zu gemein, eine Zehn-Guldennote herauszieht, geräuschvoll entfaltet, damit alle Welt sie sieht, dann zu einem Fidibus glättet, denselben an der nächsten Kerze entzündet und mit einem überlegenen Lächeln Valeria anbietet.

Plant sieht noch den leichten Rauch, den ihre Lippen kräuseln, dann kehrt sie ihm den Rücken, um mit dem Rittmeister zu lachen. Er verläßt den Saal, die Kerzen scheinen zu verlöschen, es wird Nacht um ihn, erst draußen im Korridor schöpft er Athem.

Spät nach Mitternacht trennt sich die heitere

Geſellſchaft. Roſenzweig gibt Valeria ſeinen Arm und geleitet ſie bis zur Thüre ihrer Appartements. Niemand hat Plant vermißt, Niemand als Valeria, welche jetzt in einem Fauteuil ihres Schlafzimmers ſitzt und an ihn denkt, an ihn denken muß, da klopft es, leiſe, ganz leiſe, aber hörbar genug.

Valeria erhebt ſich raſch, ihr Herz ſchlägt, ſie weiß nicht warum, ihre zitternde Hand öffnet die Thüre.

Da ſteht Plant.

Sie weicht zurück, er ſchließt die Thüre und liegt vor ihr auf den Knieen.

Der Idealismus iſt im Begriffe, ihm einen Streich zu ſpielen, er geberdet ſich wie wahnſinnig, er weint, er ſchwört, er fleht mit erhobenen Händen, und ſie — ſie hebt ihn auf, ihr bleiches Antlitz wird langſam von innen erhellt wie Alabaſter, hinter den man eine Lampe geſtellt hat, und endlich lächelt ſie ſogar.

Dann liegt ſie auf der Chaiſe longue ausgeſtreckt, die Dresdener Venus von Titian, nur bekleidet, wie es unſer ſittſames Zeitalter verlangt, und er ſitzt zu ihren Füßen, wie dort der liebende Ritter, nur daß er nicht die Laute im Arme hält, ſondern ihren Fächer, hinter dem er ſeine Scham und ſein Frohlocken gleichmäßig zu verbergen ſucht.

„Sage mir, Marie —"

„Bitte Valeria —"

„Sage mir, daß Du mir vergeben haſt, daß Du mich wieder liebſt."

Sie ſchüttelte leiſe das Haupt. „Sprich nicht ſo romanhaft", ſagte ſie, „ich ſage Dir, daß es mich freut, Dich wieder zu haben, daß ich Dir erlaube, mir den Hof zu machen, und daß Du mir eine Villa kaufen darfſt, iſt das nicht genug?"

Plant lachte und küßte ihr die Hände, ſie aber ſah auf ihn nieder mit einem Blick, in dem ſo viel Sättigung und Zufriedenheit lag.

Was mochte dieſes Weib, um das ein König warb, beſtimmen, ſich dem treuloſen Manne von neuem hinzugeben und ſich ſeiner wieder erwachten Leidenſchaft zu freuen, liebte ſie ihn noch? oder war es vielleicht nur ihre Selbſtſucht, ihre Eitelkeit, die jetzt den höchſten Triumph feierte?

9. Kapitel.

Kleine Geschäfte.

Baron Keith war wieder in der Residenz erschienen, er hatte seine Haft abgebüßt und dann einen Ausflug an den Rhein gemacht. Seine besten Freunde gingen an ihm vorüber und erkannten ihn nicht in seinen bürgerlichen Kleidern, er hatte mit der Uniform einen wichtigen Theil seiner Persönlichkeit eingebüßt und vor Allem seinen Zauber. Er half sich, indem er ein Bändchen im Knopfloch trug, nachdem ihm jedoch diese gewiß gut gemeinte Anerkennung seiner bisher nur im Kampfe gegen den armen Trödler bewiesenen Tapferkeit eine höchst unangenehme Stunde bei der Polizei verursacht hatte (die Polizei ist in solchen Dingen zu streng, wenn sie Jeden zur Rechenschaft ziehen sollte, der einen Orden trägt, ohne ihn verdient zu haben, wohin kämen wir), ersetzte er dasselbe durch eine feuerrothe Nelke.

Sogar die Gräfin Bärnburg erstaunte, als er

eintrat. „Sie sind ja gar nicht mehr hübsch", rief sie in ihrer drollig aufrichtigen Weise, „ja wie sehen Sie denn aus, — Sie sind geradezu komisch."

Graf Bärnburg nahm seine väterlichste Miene an. „Sie müssen nun doch was beginnen, Baron, Studien machen, oder irgend einen praktischen Beruf ergreifen."

„Soll er seiner Familie die Schande machen und arbeiten wie ein gemeiner Mensch?", sagte die Gräfin, „nein, nein."

„Ist es ehrenvoller, Schulden zu machen, seine Fortuna im Spiel zu suchen oder sich von irgend einer reichen alten Dame unterstützen zu lassen?", erwiderte Bärnburg, der, seitdem er sich rangirt und geheirathet hatte, auf die „Kreuzzeitung" abonnirt war und moralische Reden führte.

„Er — nein er ist zu komisch jetzt, um noch Aventuren zu haben", lachte die Gräfin, „er ist so komisch, daß er heiraten muß, er ist reif zur Ehe."

„Welches reiche Mädchen wird ihn nehmen, ohne Stellung, ohne Besitzthum, ohne —"

„Wer ihn heirathen wird? einfach Julie."

„Julie? an die habe ich nicht gedacht."

Juliens Vater, Oberst Klebelsberg, war gestorben und die Baronesse lebte seitdem in dem Hause des Grafen Bärnburg, ihres Vormundes.

Die Gräfin ließ Julie kommen und eine gute Stunde lang mit Keith plaudern. Als er fort war, fragte sie: „Wie gefällt er Ihnen?“

„Der Baron? gut.“

„Er ist ein schöner Mann.“

„Schön? ja, aber sehr jung.“

„Das ist ein Vorzug. Er hat das Leben noch nicht bis zur Neige genossen.“

„Sie glauben.“

„Ja, ja, und an Ihrer Stelle würde ich ihn heiraten.“

„Aber ich liebe ihn nicht.“

„Um so besser. Sie können ruhig erwägen, ob er für Sie paßt. Ich meinerseits bin der Meinung, daß Sie Beide ein treffliches und vor Allem schönes Paar abgeben würden. Keith hat kein Vermögen und für jetzt auch keine Stellung, aber er ist von guter Familie, schön, gutmüthig, besitzt eine vollendete Tournure. Wollen Sie noch mehr?“

So wurde die Heirat abgemacht, ganz modern, ohne jede Sentimentalität, wie ein Geschäft.

Als Keith erst Juliens sicher war, dachte er ernstlich daran, sein früheres Leben zu verwischen und etwas seines Namens Würdiges zu beginnen. Er wollte, natürlich mit Juliens Gelde, ein Gut kaufen

und selbst wirthschaften. Die Gräfin wies ihn an Plant.

Die beiden jungen Männer besprachen das Geschäft in einem eleganten Kaffeehause, das vorzüglich von Börsespielern und Mäklern besucht war. Keith faßte bald Vertrauen zu Plant, dessen kühles, nachlässiges, überlegenes Wesen ihm sehr imponirte.

„Wenn ich wüßte, daß sie mich nicht verathen, Herr Plant—", warf er endlich hin.

„Ich verstehe zu schweigen, es gehört zum Geschäft, das Schwatzen zähle ich zu dem vielen Luxus, den sich reiche Müssiggänger erlauben dürfen", sagte Plant.

„Nun, auch ich bin arm."

„Ich weiß."

„Ja noch mehr, ich habe Schulden, 20,000 Gulden beinahe."

„Die Sie nicht zahlen wollen."

„Im Gegentheil, die ich zahlen muß. Nun hat Baronesse Julie ein ganz anständiges kleines Vermögen, aber nicht genug, um mich zu rangiren und dann noch ein Gut zu kaufen und einzurichten", sagte Keith, „ich weiß mir in dieser Affaire nicht gut zu helfen, Sie sind erfahren und besitzen jenen Geist— geben Sie mir einen Rath."

Plant dachte nach. „Ich würde es auf mich

nehmen, diese schwierige Angelegenheit ganz zu Ihrer Zufriedenheit zu arrangiren, so zwar, daß Sie noch den größten Theil des Geldes in Händen behalten würden, aber ich müßte meine Bedingungen stellen."

„Es versteht sich, daß sie Ihren Antheil — was beanspruchen Sie also?"

„Ich bin mit 2000 fl. zufrieden."

„Also abgemacht."

„Meine Hauptbedingung ist jedoch", fuhr Plant fort, „daß mein Name in der ganzen Angelegenheit nicht genannt wird, weder jetzt, noch später. Ja, ich würde, wenn Sie sich je auf mich berufen sollten, Herr Baron, Ihnen in's Gesicht leugnen. Ich kann das, und so zwar, daß Sie dann als Lügner dastünden."

„Genügt Ihnen mein Ehrenwort?"

„Ja."

Bei einem Anderen hätte Plant über die Zumuthung, sich mit so etwas Nichtigem zufrieden zu stellen, laut gelacht, aber bei einem Kavalier dachte er anders, denn er hatte die Schwächen der Menschen studirt.

Vier Wochen später fand die Vermälung Baron Keith's mit Baronesse Julie Klebelsberg statt, dann folgte eine Hochzeitsreise nach Paris und von derselben zurückgekehrt, führte Keith seine junge Frau auf ihr Gut Silberburg. Julie fand ein hübsches

kleines Schloß im Style der Renaissance, einen Park mit tiefdunkeln Laubgängen, einen Teich mit Schwänen, ein reiches Ameublement und war sehr zufriedengestellt.

Plant erhielt seine 2000 fl. und war nicht minder bezaubert.

„Er ist ein prächtiger Mensch", sagte Keith, und die Gräfin fügte hinzu: „Er ist uns unentbehrlich geworden."

Als daher Plant unerwartet um seine Entlassung bat, dachte die Gräfin nichts Anderes, als daß er in zarter Weise andeuten wolle, sein Gehalt sei ihm zu gering. „Sie haben uns so redlich gedient", sagte sie, „daß wir Ihnen gern mehr geben wollen. Sagen Sie selbst, was Sie wünschen?"

Plant blieb jedoch dabei, zu gehen.

„Mir ist es räthselhaft", bemerkte der Graf, „denn es ist unmöglich, daß er sich bei uns etwas gemacht hat, unsere Revenuen sind sogar bedeutend gestiegen, seitdem er unsere Geschäfte führt."

„Plant ist geradezu unersetzlich", klagte die Gräfin, wobei sie auch ein wenig an ihr Boudoir dachte, „er hat so vortreffliche Eigenschaften und dabei ist er in keiner Weise leichtfertig, wie es alle genialen Menschen sind, sondern redlich, unglaublich redlich."

Dieser redliche Mensch hatte sich aber doch seine

20,000 fl. bei Bärnburg gemacht und durch glückliche Börsespekulationen und kleine Geschäfte verdreifacht.

Er hatte in der Nähe der Stadt, in der Valeria noch für ein Jahr durch ihren Kontrakt gebunden war, eine kleine Villa für sie gekauft und feenhaft eingerichtet. Es war ihm, nachdem er als guter Wirth Alles baar bezahlt hatte, nicht viel geblieben, aber er verließ sich auf seinen Geschäftsgeist und gewiß mit Recht.

Ehe er die Residenz verließ, hatte er noch einige lästige Abschiedsbesuche zu machen, zu diesen rechnete er auch jenen im Hause Andor.

Als er kam, wurde er von Andor in seinem Zimmer empfangen, die Anderen blieben unsichtbar. Die Räthin, Andor's Mutter, war seit Wochen schwer erkrankt. Ihr Bruder, der Hauptmann, und dessen Schwester Fräulein Regina saßen an ihrem Bette. Plant, dem früher Frau Andor so viel Anhänglichkeit bewiesen hatte, zeigte nicht die mindeste Sehnsucht, die Kranke zu sehen. Er schlug bereits jenen Gönnerton an, mit dem Leute, die auf irgend eine Weise ihr Glück gemacht haben, was man so Glück nennt, nämlich zu Geld oder Einfluß gelangt sind, ihre früheren Freunde, die hinter ihnen zurückgeblieben sind, in so grausamer Weise kränken.

Aber auch mit Andor war seit einiger Zeit eine Veränderung vor sich gegangen, welche Plant nicht entging, er fand den Freund um Vieles entschiedener und rücksichtsloser, und es machte ihm gewiß Ehre, daß ihm dies in keiner Weise mißfiel.

„Und Du“ warf Plant hin, „Du sitzt noch immer über Deinen Büchern, wirst Du nicht endlich auch etwas Besseres, etwas Praktisches ergreifen?“

„Ich zweifle, daß das, was Du praktisch nennst“, erwiderte Andor lächelnd, „und was mir nur materiell und selbstsüchtig scheint, das Bessere ist.“

„Immer noch der unverbesserliche Idealist“, rief Plant, „aber freilich, ich mache es nicht besser, ich sollte schweigen, was mein praktischer Sinn erobert, verspielt mein Idealismus wieder im Handumkehren.“

„Ich denke, Du darfst Dich nicht beklagen, Du hast Dir viel Geld gemacht“, gab Andor zurück, „und zwar ohne eigentlich gearbeitet zu haben.“

„Natürlich“, spottete Plant, „Arbeit ist heutzutage entweder Elend oder Schwärmerei, wer wird auch etwas arbeiten! Ein Thor! Die Spekulation ist das Feld des Mannes von Geist, alles Andere erscheint uns unwürdig, albern, phantastisch.“

„Ich bitte Dich, prahle nicht vor mir mit diesen Dingen“, sagte Andor kalt und streng. „Achtbar

bleibt unter allen Umständen nur die Arbeit, und nur der Erwerb durch Arbeit kann ein redlicher sein, die Spekulation ist um nichts besser als das Spiel, und Spieler waren zu allen Zeiten verachtet. Putze mir nicht Deine Grundsatzlosigkeit als Tugend heraus."

„Thatsachen, Freund, Thatsachen", erwiderte Plant, dessen Augen zu glühen begannen, wie immer, wenn seine Selbstanbetung auf Widerstand stieß, „Worte beweisen nichts. Was hat Dir Deine Arbeit eingebracht? — Nichts — nun was bist Du also besser als ein Müßiggänger? Ich bin ein Mann von 60,000 fl. wie Du mich da siehst, also ein thätiger, ein verständiger, ein erfahrener Mann, den man achten muß. Unsere Zeit will Erfolge sehen, und nur Erfolge. Und wenn ich Dir noch sage, daß Deine Hanna Dich hat sitzen lassen mit sammt Deinem arbeitsamen Idealismus, und daß Valeria Belmont, die gefeierte Künstlerin, das schönste Weib, das ein Titian nur ersinnen konnte, mein ist, ganz mein, was willst Du dann noch erwidern?"

„Ich möchte Dich nur fragen, ob Du Deine 60,000 fl. auch auf einem Wege erworben hast, der ehrlich ist?"

Plant erbleichte. „Ehrlich!" stieß er endlich mit gezwungenem Spott heraus, „was Ihr für veraltete

Worte im Munde führt, Ihr Idealisten, das ist ja der reine Gellert! Welchen Maßstab willst Du etwa an den Werth unserer Handlungen anlegen? Die Ansichten der alten Fabeldichter?

„Ueb' immer Treu und Redlichkeit" oder „Recht muß doch Recht bleiben", oder „Der Sieg ist Dein, welch' edler Muth! Wenn man dem Feinde Gutes thut." Was kann unseren Werth oder Unwerth bestimmen und zugleich unser Lohn oder unsere Strafe sein, als die Meinung der Welt und unser eigenes Gefühl.

Die Welt ändert sich aber von Tag zu Tag, ebenso wie unsere Art, die Dinge zu nehmen.

In unseren Tagen achtet die Welt nur Jenen, der Macht und Reichthum erringt, fragt aber niemals, wie er zu denselben gelangt, und unser Gefühl schweigt hübsch still, wenn wir alles das besitzen, worauf unser Begehren gerichtet war. Nur wenn wir scheitern, verurtheilen uns die Menschen, verurtheilen wir uns selbst, dann kommen die Richtersprüche, die moralischen Strafen."

„Ich bedauere Dich, Plant. Du bist auf Abwegen, wie alle Halbgebildeten unserer Zeit", sagte Andor, „Unwissenheit oder volles Wissen, was dazwischen liegt bringt Unheil."

„Nun ich denke, ich habe meinen Schiller, meinen Goethe und Shakspeare gelesen, so wie Du", rief Plant ärgerlich, „auch ich bin einer vom Volke der Denker, dessen Bildung über die Unwissenheit eben erst so welthistorische Siege erfochten hat."

„Was unsere Siege betrifft, so denke ich, haben dieselben mit unserer Bildung nichts zu schaffen", gab Andor zur Antwort. „Wir danken dieselben nicht der wissenschaftlichen, sondern der militärischen Tüchtigkeit unserer Generale und dem Muthe, Gehorsam und der Pflichttreue unserer Soldaten, durchwegs Eigenschaften, die unter der Pflege eines braven Pfarres besser gedeihen, als unter der Leitung von Gelehrten oder Künstlern. Du bist von der Sache abgekommen, auch eine Eigenthümlichkeit aller Halbgebildeten, nie bei der These zu bleiben."

„Also ich bin ein Dummkopf, ein unwissender Barbar", schrie Plant auf.

„Ich habe Dir schon gesagt, was Du bist, ein Halbgebildeter", sagte Andor, „ja das bist Du, wie Ihr es Alle seid, Ihr modernen Thatsachenmänner, Ihr Idealisten des Erfolges, denn Ihr seid auch Idealisten und noch dazu die blindesten und intolerantesten, nur daß Ihr Euch für sehr gemeine Dinge

begeistert. Ihr prahlt mit Eurer Thatsachenweisheit, die nichts ist als Barbarei.

Ebenso wenig der Gothe oder Vandale, der eine griechische Statue zertrümmerte, deshalb ein Künstler war, ebenso wenig seid Ihr Denker, seid Ihr Philosophen, weil Ihr das ideale Gebäude zerstört habt, das Jahrhunderte aufgebaut haben.

Was habt Ihr geschaffen? Nenne mir den kleinsten Gedanken, den Ihr erzeugt, die unbedeutendste Wahrheit, die Ihr ausgesprochen habt, und ich will Unrecht haben, aber Nichts habt Ihr geschaffen, Nichts. Ihr habt Thatsachen zu Tage gefördert, das ist allerdings etwas, ja es ist sehr viel, und weil diese Thatsachen mit dem idealen und moralischen Gebäude, das Ihr vorgefunden habt, nicht stimmen wollen, jubelt Ihr, als wenn durch Euch ein sechster Welttheil entdeckt worden wäre.

Euer Jubel macht mir denselben Eindruck, wie wenn Steinbrecher, die einen neuen Marmorbruch entdecken, schreien wollten, Alles was Ihr bisher erbaut und gemeißelt habt, soll sofort von der Erde verschwinden, wir haben Marmor entdeckt, der viel besser ist als jener, aus dem die Milonische Venus erzeugt ist und die Niobe, und die Gruppe des Laokoon, schlagt sie in Stücke.

Diese Steinbrecher würden den kleinen Fehler begehen, zu vergessen, daß das Steinbrechen noch kein Bildhauen ist und daß erst der Künstler kommen muß mit seinem Genius, wenn der Marmor belebt werden, wenn er Gestalt annehmen und nicht ewig nur ein todter Stein bleiben soll.

So ist es, genau so mit Eueren Thatsachen, mit Eueren Zahlen, sie beweisen nur, daß Dinge, daß Ideen und Prinzipien, an die man bisher geglaubt hat, unhaltbar geworden sind, aber die Thatsachenbrecher sind deshalb doch ebenso wenig im Stande, uns neue Ideen und Prinzipien zu geben, wie die Steinbrecher neue Statuen, ihre Thatsachen und Zahlen bleiben todt wie die Steine, bis jener Geist, der dem Genius des Künstlers verwandt ist und den ich den philosophischen nenne, sich ihrer bemächtigt, dann entsteht, von demselben durchdrungen, aus den neuen Thatsachen ein neues Gebilde.

Es ist dies nichts Neues, dieser Prozeß hat schon mehr als ein Mal stattgefunden im Leben der Menschheit und bezeichnet jedesmal eine neue Stufe der Kultur und ohne ihn würde aller Fortschritt aufhören.

Jedes Mal, wenn der Geist der Menschheit nicht wie sonst stille fortarbeitet, sondern mit einem Male

eine Masse neuer Entdeckungen, neuer Thatsachen zu Tage fördert, entsteht eine Zeit der Gährung, der Unruhe, des Zweifels. Eine Weltanschauung geht zu Grabe, ohne daß eine neue entstanden wäre. Daher die Verzweiflung aller idealen, die Selbstvergötterung aller materiellen Naturen, die dann um sich greift.

Aber ebenso plötzlich wie der Schwall neuer Thatsachen die Felder unseres Wissens und Meinens überschwemmt hat, ebenso ist mit einem Male der überlegene Geist da, der die Wogen staut und die Erde befreit, auf der von all dem wüthenden Sturme nichts zurückgeblieben ist als fruchtbarer Schlamm, aus dem eine neue herrlichere Saat ersteht."

„Ich gestehe, daß ich zu wenig gelernt habe, um das zu verstehen," sprach Plant mit jener eitlen Ironie, welche bei den modernen Gecken dieselbe Rolle spielt, wie das Dekolletement bei unseren Kokotten.

„Das will ich Dir gerne glauben," erwiderte Andor sehr ernst, „meine Worte waren an die Matadore der Thatsachenweisheit und des Materialismus gerichtet, dem Du nicht als General, ja nicht einmal als ordentlicher Soldat, sondern als Franktireur angehörst. Die Führer dieser Richtung haben viel ge-

lernt und auch Manches geleistet, was ich nicht abstreiten will, Du aber läufst einfach mit, wie ein Pandur, der Beute wegen, denn Du folgst nicht dem Prinzip, weil es Deiner Vernunft entspricht, sondern weil es dem selbstsüchtigen Zuge Deiner Natur ententgegenkommt, Du bist auch gar nicht im Stande zu beurtheilen, ob die Lehre, der Du in Deiner Praxis anhängst, eine genügende wissenschaftliche Basis hat oder nicht, denn Du hast allerdings sehr wenig gelernt."

„Natürlich, ich weiß bereits, daß ich ein ungebildeter Mensch bin," lachte Plant.

„Das bist Du auch," stimmte Andor bei, „nach der Ansicht Deiner Meister selbst, denn diese behaupten nicht mit Unrecht, daß heutzutage nur Jener den Gebildeten beizuzählen ist, welcher in den Naturwissenschaften zu Hause ist und Du bist darin ein großer Ignorant. Auch ich kann in der That Jene, welche, wie es bei uns in Deutschland beinahe allgemein ist, nur die sogenannte literarische Bildung besitzen, nicht zu den Gebildeten zählen. Zu diesen gehört meiner Ansicht nach nur Derjenige, welcher in den Naturwissenschaften, der Geschichte und der schönen Literatur gleichmäßig unterrichtet ist, aber diese allgemeine Bildung scheint mir nur die erste unent-

behrliche Stufe zu jener Bildung zu sein, welche mir als die wichtigste erscheint und welche darin besteht, irgend etwas Brauchbares und Nützliches ganz zu können und zu leisten, und die erste Signatur dieser echten Bildung ist Arbeit.

Wenn der Europäer des achtzehnten Jahrhunderts sich mit dem Ruhme eines Schöngeistes begnügte, so war er darin insoferne im Rechte, als die französische Literatur jener Zeit, Voltaire voran, ein Spiegel der Zeit, ihres gesammten Ringens und Wissens war. Dies ist unsere deutsche Literatur nie gewesen und jetzt am allerwenigsten, ja sie ist nicht einmal ein Spiegel des wirklichen Lebens, wie ihn uns die besseren Romane der Engländer und Russen bieten, aus denen man lernen kann für das Leben, sie gibt beinahe ausschließlich nur Gebilde der Phantasie, mag sie wie bei Gutzkow von idealen oder wie bei Spielhagen von realen Motiven ausgehen, und ist daher für die Bildung des Charakters und Gemüthes ebenso werthlos wie für die Kenntniß der großen Geisteskämpfe der Zeit.

Auch fehlt uns der gemeinsame Zug der Weltanschauung, welcher Briten und Russen so auszeichnet.

Ein junger Mann und noch vielmehr eine Frau,

welche heute in Auerbach's „Auf der Höhe" sich in Spinozi'schen Pantheismus, morgen bei Spielhagen in den Materialismus hineinlebt, um übermorgen bei Redtwitz den christlichen Standpunkt betont zu finden, muß irre werden und unsicher, und endlich in allem poetischen Schaffen nur ein subjektives, wenn nicht frivoles Spiel sehen.

Deshalb sind unsere Männer, die im Salon glänzen, und unsere geistreichen Frauen nicht viel mehr als Zigeuner und Odalisken. Und Ihr Spekulanten, was seid Ihr anders als praktische Schöngeister, Ihr wendet die Oberflächlichkeit Euerer Bildung und Charakterentwickelung auf das materielle Gebiet an. Wie jene nichts Ernstes lernen wollen, wollt Ihr nicht ernstlich arbeiten.

Ich sage Dir aber, daß ein tüchtiger Landwirth, Handwerker oder Kaufmann viel mehr Anspruch darauf hat, zu den Gebildeten zu zählen, als ein Geck, der unsere Dichter gelesen hat, und eine Dame, die hübsche Briefe schreibt, denn irgend etwas gut leisten, ist viel mehr als Vieles mittelmäßig oder gar schlecht, ein noch so enger Kreis praktischer Thätigkeit, redlicher Arbeit bildet Geist, Gemüth und Charakter mehr als der große Kreis, in dem Ihr literarischen oder praktischen Schöngeister müßig oder spielend herumjagt,

denn die Entwicklung der Persönlichkeit zu edler und kräftiger Menschlichkeit ist am Ende doch das Beste, wenn nicht das Einzige, was die Bildung zu leisten hat. Und dies vermag die Arbeit allein, aber das Wissen allein vermag es nicht."

Plant erhob sich. „Ich danke Dir für Deine Belehrung."

„Spotte nicht", sagte Andor, „Du bist ein wenig Jurist, ein wenig Börsespieler und ein wenig Schöngeist. Was ist das Alles zusammen als Halbbildung. Sage mir einmal, Du hast ein Feld gepflügt, gesäet und auf demselben geerntet; sage mir, Du hast Dein erstes Paar Stiefel fertig gebracht oder einen Handel in türkischen Pflaumen gemacht, ich werde Dich respektiren, aber mit Deinen 60,000 Gulden, die Du im Spiel gewonnen hast, imponirst Du mir nicht."

Plant setzte seinen Hut im Zimmer auf, er that dies immer, wenn er groß und überlegen erscheinen wollte, und gab Andor zwei Finger seiner rechten Hand zum Abschied.

„Du sprichst gut", sagte er, „das ist meine Sache nicht, ich bin ein Mann der Zahlen, der Thatsachen und des Erfolges. Ich fühle, daß ich auf dem richtigen Wege bin, das ist mir genug. Mein Unglück ist nur, daß ich bei dem Allen doch ein Idealist bin.

Man hat uns Alle so thöricht erzogen, mich auch, gewiß, mich auch.“

Er seufzte auf und verließ Andor, dem beiläufig so zu Muthe war, wie Napoleon nach dem Siege bei Austerlitz.

10. Kapitel.

Die Rechnung stimmt.

Der Besuch, den der General Mardefeld Hanna angekündigt hatte, war keine Ausgeburt seiner verliebten Phantasie, es kam in der That eine Schwester des Generals, eine große starke Dame, welche passionirt ritt (sie brach jedes Jahr mindestens einem Pferde das Rückgrat) und die stärksten Zigarren rauchte. Clarisse sollte sich gleich am ersten Tage vor ihr produziren und obwohl sie über Kopfweh klagte, in das ihr so verhaßte Wasser springen. Sie that es endlich, nicht dem neronischen Auftreten des Generals, sondern Hanna zuliebe, aber noch an demselben Abende stellten sich die Folgen ein, gesteigertes Kopfweh, Fieber, Phantasien.

Ein Arzt kam. Nach einigen Tagen erklärte er die Krankheit für Typhus; die Schwester des Generals reiste auf der Stelle ab, sie fürchtete sich entsetzlich vor Ansteckung, Hanna zeigte dagegen eine

Furchtlosigkeit, welche nicht allein dem General, sondern allen Leuten im Hause imponirte.

„Sie ist anmaßend", sagte Madame Breuner, „aber sie ist brav."

Hanna kam Tag und Nacht nicht aus ihren Kleidern, sie verließ das Zimmer, in dem die Kranke lag, nur, um etwas Speise zu sich zu nehmen, und wurde dann durch den General abgelöst. Wenn sie auch Mitleid mit Clarisse fühlte, die mit so namenloser Liebe an ihr hing, so waren es doch ganz andere Motive, welche sie bestimmten, sich in dieser Weise aufzuopfern und die Gefahr, die stündlich ihrem Leben drohte, nicht zu scheuen. Sie wollte dem General eine Probe geben von dem, was er zu erwarten hatte, sie wollte seinem Kinde Mutter sein, um auf diesem, wenn auch gefährlichen, doch raschen Wege den Vater vollends für sich zu erobern. Sie hoffte Clarisse zu retten und so den Mann, dessen Leidenschaft für sie entflammt war, auch zur Dankbarkeit zu verpflichten.

Die Rechnung schien richtig aber der Tod mit seiner häßlichen knöchernen Hand fuhr dazwischen und verlöschte die Zahl, auf die sie zumeist gebaut hatte.

Clarisse starb in ihren Armen, sie verlöschte wie eine Kerze, die ängstlich im Winde flattert.

Hanna vergoß einige Thränen, der General zeigte sich gefaßt.

Nachdem die Todte in der Familiengruft neben ihrer Mutter beigesetzt war, auf dem Rückwege vom Friedhofe, brach Hanna zuerst das Schweigen, das bisher zwischen ihr und dem General geherrscht hatte, sie kannte ihren Vortheil, sie mußte ihm zuvorkommen.

„Meine Aufgabe ist erfüllt, Herr General", sagte sie ruhig mit einem Anfluge von Wehmuth, sie vermied es ebenso schroff wie herausfordernd zu erscheinen, „ich bitte Sie daher, mich so bald als möglich zu entlassen, jede Stunde, welche ich länger noch in Ihrem Hause verweile, ist eine ernste Gefahr für meinen Ruf. Sie wissen, wie sehr die Welt geneigt ist —"

„Was kümmert mich die Welt", brauste der General auf. „Ich kann nicht mehr ohne Sie sein, ich lasse Sie nicht fort. Wenn Sie nur vernünftig wären — aber so —"

Hanna sah ihn an und zum ersten Male lag in ihrem Blicke holde Ermunterung.

„Es muß einmal heraus", schrie der General, indem er seinen Degen zog und wüthend in die Brennnesseln, die am Wege standen, einhieb, und je schwerer ihm das wurde, was er zu sagen hatte, um so mehr schrie er, „ich habe Sie lieb, was liegt daran, wenn

Sie mich verlachen, spotten Sie nur, immer besser als diese Zweifel, diese Unruhe. Hanna — ich habe Sie sehr lieb — wollen Sie meine Frau werden?"

Hanna hätte ausrufen mögen: Freilich will ich das! aber dazu war sie zu sittsam und vor Allem zu klug. „Ich bin Ihnen gut, Herr General", sagte sie, „aber ist das genug? Lassen Sie mich überlegen."

„Bis wann?"

„Bis morgen."

Am folgenden Tage sagte sie: „Ich achte und schätze Sie, Herr General, und so hoffe ich auch, daß ich Sie werde lieben können. Wenn Sie mich so wollen, da bin ich, nehmen Sie mich hin."

Der General schloß sie in seine Arme und küßte sie, dann küßte er ihr die Hand. „Sie haben mich sehr glücklich gemacht, Hanna, sehr glücklich. Die arme Clarisse, wie hätte sie sich gefreut, so eine Mutter zu bekommen".

Sie besprachen hierauf, daß die Hochzeit in aller Stille und so rasch als möglich stattfinden sollte, dann setzte sich Hanna nieder und schrieb zuerst einen zärtlichen Brief an ihre Eltern, dann folgende Zeilen an Andor.

Mein Freund!

Ich habe einige Zeit geschwiegen, weil es mir

unmöglich schien, Ihnen zu sagen, was ich Ihnen nun doch sagen muß. Ich darf Sie nicht mehr lieben. Sie haben keine Stellung und ich bin ein armes Mädchen, dies sind kleine Fehler in den Augen der Liebe, aber sie sind doch im Stande, uns zu trennen. Ich liebe Sie noch immer, aber ich kann niemals die Ihre werden. Leben Sie wohl und seien Sie glücklich, so glücklich wie ich es durch Ihre Liebe war.

Ihre

Hanna.

Andor antwortete auf der Stelle.

Mein Fräulein!

Sie thun ganz Recht und ich bin auch keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß Sie glücklich sein werden, auch ohne meine Wünsche für Ihr Wohl. Sie sind klug, Sie sind sogar praktisch und dies ist heutzutage Alles. Ich erstaune nur, daß Sie so ernsthaft von einem so altmodischen Dinge reden, wie es die Liebe ist. Die Liebe gibt uns jene heilige Kraft, die Alles erträgt für die Liebe, Armuth, Entbehrung, Sorge, Verachtung und Verfolgung. Ich weiß nicht, was es war, was Sie für mich gefühlt haben, aber Liebe war es nicht.

Mit vollkommener Hochachtung

Andor.

Nachdem er den Brief aufgegeben hatte, war er ruhiger. Nur eines preßte ihm das Herz zusammen, er konnte sich Niemandem mittheilen. Sein zartes Gefühl verbot ihm, seiner kranken Mutter von seinem Schmerz zu sprechen. Es hätte ihr weh gethan, sehr weh, ihn unglücklich zu wissen, deshalb verschloß er sich auch vor den Anderen im Hause.

Er ging von der Post aus in den Thiergarten und saß hier einige Zeit; ihm war zu Muthe wie Einem, der mit zerschmettertem Kopfe auf dem Schlachtfelde liegt, so dumpf, so hoffnungslos. Da dachte er mit einem Male an den Grafen, mit diesem durfte er sprechen und das war der Mann, ihn zu verstehen, mit ihm zu fühlen.

Er eilte zu ihm.

„Was haben Sie," sagte Riva, als er bei ihm eintrat, „Sie sind ganz verstört."

Andor setzte sich nieder und schwieg einige Zeit.

„Es ist Alles zu Ende," begann er dann, „ich war darauf gefaßt, aber jetzt, wo ich die nackte, traurige Gewißheit habe, jetzt erdrückt es mich. Hanna — ach! es thut weh, so weh — Hanna hat mich aufgegeben."

„Ich wünsche Ihnen Glück dazu," erwiderte der Graf sehr ernst, „besser früher als später."

„Sie fassen so ruhig auf, was mich zu Boden wirft, was mir eine qualvolle, entsetzliche Folter ist."

„Das geht vorüber wie jeder Schmerz, wie Alles vorübergeht," erwiderte Riva, „Sie sind gekränkt worden, aber nicht grausam betrogen um ihr Glück, nicht bestohlen um Ihre ganze Zukunft. Mir — mein junger Freund — mir ist es nicht so gut ergangen. Ich will Ihnen diese närrische Geschichte erzählen, vielleicht tröstet es Sie.

Ich habe auch einmal geliebt, das erste, das einzige Mal in meinem Leben, und ich wurde wieder geliebt. Warum sollte sie mich auch nicht lieben, ich war reich und sie war eine arme Komtesse. Sie liebte mich so sehr, verstehen Sie, daß sie meine Frau wurde.

Nach der Trauung aber — da gestand sie mir — daß sie — sie gehörte seit Jahren einem Anderen, einem verheirateten Mann — und ich — sie brauchte meinen Namen, verstehen Sie, um ihre Ehre zu retten.

Das war Alles.

Ich schickte sie also fort zu ihrer Mutter, sie beklagte sich nicht, es lag ja in ihrem Plane, und ich blieb allein — und ich habe sie sehr geliebt." Er wandte sich ab, dem Fenster zu, und weinte bitterlich.

„Eine recht närrische Geschichte," sagte er, nachdem er seine Thränen aus den Augen gewischt hatte, „ich habe versucht, darüber hinaus zu kommen, aber ich war es nicht im Stande. So bin ich dahin gelangt, dem Leben den Rücken zu kehren.

Glauben Sie mir, es gibt ein Mittel, allen Schmerzen zu entfliehen, es ist die Entsagung. Ich habe alle Hoffnung aufgegeben, ich habe den Genuß von mir gewiesen und die Freude und bin ruhig geworden und endlich sogar glücklich, recht glücklich. Aber ich gönne meinem Körper nichts was ihm schmeicheln könnte, ich versage ihm Alles was ihm nicht geradezu unentbehrlich ist, deshalb glauben die Menschen, daß ich verrückt bin.

Ich stehe mit der Sonne auf, Sommer und Winter, arbeite wie ein Taglöhner, ich bebaue selbst meinen Garten und habe meine Schreinerwerkstätte hier im Hause, in der ich mich ordentlich plage und Alles was mein ist und was die Arbeit meiner Hände einbringt, gebe ich den Armen, den Leidenden, den Unglücklichen, nicht jenen, die mit ihrem Jammer Staat machen auf offener Straße, ich spüre mir meine Leute selbst aus, und freue mich, wenn ich dort helfen, retten kann, wo Ehrgefühl und Scham die Bitte um Unterstützung und den Hilferuf auf den Lippen ersterben machen.

Ach! es gibt so viel Elend auf der Erde, und ich vermag so wenig."

Er versank in ein stilles kummervolles Hinbrüten. —

War mit Andor schon in den letzten Monaten eine wichtige Umwandlung vor sich gegangen, so veränderten ihn jetzt einige Tage so, wie es früher Jahre nicht vermocht hatten.

War es bisher Pessimist in der Theorie gewesen, so wurde er es jetzt in der That.

Zu diesem Schlusse wird jeder Idealist früher oder später gelangen. Nur jenen sinnlichen Naturen, deren Trieb zum Leben und zum Genusse durch keine Enttäuschung abgestumpft, durch keinen Schmerz getödtet werden kann, ist es vergönnt, die Welt stets optimistisch anzuschauen.

Es war ein schwerer Kampf, den Andor durchzuringen hatte, aber er ging gekräftigt aus demselben hervor, von dem Augenblicke an, wo er die Menschen nicht mehr so sah, wie er sie zu sehen wünschte, wo sein Auge nicht mehr blind war für ihren Eigennutz, ihre Thorheiten und Laster, fühlte er sich freier und sicherer. Sein Antlitz wurde ernster, seine Haltung entschiedener, sein Benehmen schroffer, Alles an ihm verrieth Zurückhaltung und Mißtrauen, aber er war

entschlossen, sich seine Kenntniß der Menschennatur in ganz anderer Weise zu Nutzen zu machen, als Plant. Nicht ausbeuten wollte er die Schwächen und Leidenschaften der Menschen, sondern bekämpfen, ohne Rücksicht, ohne Schonung, ohne Erbarmen.

Er hatte die Geliebte verloren und bereitete sich darauf vor, die Mutter zu verlieren, denn er wußte, daß die Krankheit der Räthin eine langsam verlaufende, aber unheilbare war. Schmerz und Kummer dienten indeß nur dazu, seinen Charakter zu stählen. Er war dort angelangt, wo man vom Leben weder Freude noch Glück mehr erwartet, nur Mühen, Anstrengung, Kampf, aber er ging demselben muthig entgegen, mit jenem finsteren Trotz, den das Schicksal nicht zu beugen vermag. Immer mehr faßte ihn jedoch die Sehnsucht nach rascher rastloser Thätigkeit, nach einem Wirken, das alle seine Kräfte in Anspruch nahm.

Er hatte noch immer gezögert, den Antrag Wiepert's anzunehmen.

So oft er kam, spielte der gelähmte Mann mit dem starken Geiste und dem unschütterlichen Gemüthe auf seine Unentschlossenheit an, ja er zankte mit ihm, denn er hatte ihn lieb gewonnen, und sah ihn zwischen seinen Foliobänden verkümmern, vom Archiv-

staub erstickt. Andor pflegte sich dann mit einem Lächeln zu begnügen.

Jetzt erschien er eines Abends, um mit Wiepert und seiner reizenden kleinen Frau den Thee zu nehmen und Alles an ihm kündigte ein heroisches Vorhaben an.

„Was haben Sie," sagte Frau Wiepert, nachdem die Männer einige Zeit von Politik gesprochen hatten, „Sie sehen heute so heiter und wieder so entschlossen aus, als gälte es etwas Gutes und Großes zu vollbringen?"

Andor sah zu Boden. „Ich kann meine Ansichten über den Journalismus noch immer nicht verbessern," sprach er, „die ganze Richtung desselben ist so spekulativ und materiell —"

„Aber was verlangen Sie," spottete Wiepert, „in einer Zeit wo die Monarchen, die Staatsmänner, die Generäle, die Gelehrten, die Künstler, die Arbeiter, wo alle Welt materiell, nur materiell ist, soll der Journalismus allein ideal sein. Es soll, es muß anders werden, das gebe ich zu, deshalb schon, weil ich unablässig dafür kämpfe, es ist dies das Ideal meines Lebens und meiner Thätigkeit, wenn Sie wollen, aber warten bis es besser wird, scheint mir nicht allzu muthig, was?"

„Sie haben recht," sagte Andor, „ich bin ein Mensch und das heißt ein Kämpfer sein, ich stelle mich also zu Ihrer Verfügung."

„Endlich," rief Wiepert, vor Freude strahlend, „Nun, Sie werden es nicht zu bereuen haben, ich habe so einen Bundesgenossen nöthig gehabt, sogar der gelehrte Harnisch, den Sie tragen, soll unserer Sache Vortheil bringen. Sie werden sehen, was wir Alles leisten werden und was für ein Schrecken unter die Philister und Pharisäer, die Spekulanten und Humbughelden fahren wird. Das ist schön, das ist prächtig."

Andor hatte halb mechanisch eine Zeitung in die Hand genommen und blickte in dieselbe, mit einem Male überflog ein bitteres Lächeln sein ernstes Gesicht, aber in dieser Bitterkeit lag so viel Kraft und Gesundheit.

„Was ist da?" fragte Wiepert.

Andor reichte ihm das Blatt.

Er las: „General Mardefeld hat sich mit dem Fräulein Hanna Teschenberg vermält."

Druck von Leopold & Bär in Leipzig.

Inhalt.

			Seite.
1.	Kapitel.	Das gefährliche Penſum	1.
2.	„	Glückliches Debut	17.
3.	„	Ein echter deutſcher Mann kann keinen Franzmann leiden	40.
4.	„	Der ſchwarz-graue Polſter	65.
5.	„	Ein moderner Journaliſt	88.
6.	„	Nach Verdienſt belohnt	114.
7.	„	Das Regenbogenſchüſſelchen	130.
8.	„	Moderner Triumphzug	177.
9.	„	Kleine Geſchäfte	200.
10.	„	Die Rechnung ſtimmt	219.